Das Schweigen Christi

von

Anna Freiin von Krane

Philosofy
General works
Religion
Library
Sociology
Philology
Concordia Teachers' College
River Forest, Illinois.
History
Literature
Class 833.91 Book K 895
Fine arts
Natural science
Useful arts
F 6936

CONCORDIA UNIVERSITY
PT2388.K23S4
DAS SCHWEIGEN CHRISTI KOLN C001 V
3 4211 000084636

Katholisch
F. 145

Anna Freiin von Krane

Das Schweigen Christi

Werke der Freiin Anna von Krane aus dem Verlage von J. P. Bachem in Köln:

Vom Menschensohn. Christus-Erzählungen. Siebentes bis elftes Tausend. Mit Buchschmuck von Phil. Schumacher.
Geheftet M 4.— Gebunden M 5.—.

Magna peccatrix. Ein Legenden-Roman aus der Zeit Christi. Zehntes bis vierzehntes Tausend.
Geheftet M 5.— Gebunden M 6.—.

Starke Liebe. Roman. Drittes und viertes Tausend.
Geheftet M 4.50 Gebunden M 6.—.

Das Licht und die Finsternis. Christus-Erzählungen. Viertes bis sechstes Tausend.
Geheftet M 5.— Gebunden M 6.—.

Wie der König erschrak. Roman. Viertes bis sechstes Tausend.
Geheftet M 3.— Gebunden M 4.—.

Das Schweigen Christi. Roman aus dem 13. Jahrhundert. Siebtes bis elftes Tausend.
Geheftet M 5.— Gebunden M 6.—.

Der Friedensfürst. Neue Christus-Erzählungen.
Geheftet M 2.40 Gebunden M 3.—.

Seine Vielgetreuen. Die Frauen aus der Zeit Christi. Erzählungen. Viertes bis achtes Tausend.
Geheftet M 4.— Gebunden M 5.—.

Wenn die Steine reden. Roman aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. Erstes bis sechstes Tausend.
Geheftet M 5.— Gebunden M 6.—.

Die Sünderin. Ein Mysterium in 5 Aufzügen. In steifem Umschlag M 3.—.

Das Schweigen Christi

Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert

von Anna Freiin von Krane

Siebtes bis elftes Tausend

Library
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

Verlag und Druck von J. P. Bachem in Köln

3
X.

Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen

Copyright 1916 by J. P. Bachem, Cologne

Verlags-Nr. 1311
(seit 1900)

Zum Geleite.

Wie mein Werk entstand.

Es ist nun einmal so! Wenn ich mir vornehme, etwas zu schreiben, so gibt es schließlich wohl eine Geschichte oder ein paar rythmische Sätze, deren Endworte sich reimen — aber das Richtige ist es nicht! Das muß anders kommen. Dabei muß es hergehen, wie einmal vor zwei Jahren. Damals kriselte es schon eine Zeitlang in meinem Kopf von Ahnungen einer Geschichte, die ich schreiben müsse. Es kriselte so, wie auf der exponierten Trockenpatte, wenn der Entwickler darüber gegossen wird. Aber, um bei dem photographischen Gleichnis zu bleiben, die „Spitzlichter" waren noch nicht erschienen.

Da saß ich spät abends in meinem Dachatelier zu München, das von einem seltsamen Dämmern erfüllt war. Durch das große Fenster kam ein mattweißer Schein von den Laternen, tief unten auf der Straße. Dazu schien aus der offenen Türe meines Schlafkämmerleins das rote Licht eines Nachtlämpchens. Das alles zusammen ergab ein sanftes doppelfarbiges Dämmerweben. Ich hütete mich wohl, es durch profanes Lampenlicht zu stören. Behaglich kauerte ich auf meinem Diwan, träumte vor mich hin und lauschte dem Winde, der vom Gebirge her kam und um alle Dächer, Giebel und Schornsteine fuhr, daß meine Fensterscheiben unter seinen Stößen erzitterten.

Wie der Sturm tobte! Manchmal schrie er laut in grellem Weh, dann wieder jauchzte er in toller Freude, und immer wieder kam er und umkreiste meine hochgelegene Wohnung wie ein lebendiges unsichtbares Wesen, das am Dach rüttelte, an den Fenstern pochte.

. . . Du höreſt die Stimme des Windes wohl, aber du weißt nicht, von wannen sein Sausen kommt . . .

Das ging mir beständig durch den Kopf, ich mußte es mir immer wieder vorsagen, und ich war nicht allein, sondern der Sturm ward mir zum Gesellen der Einsamkeit. Ich kannte ihn ja so gut. Wie oft hatte er nicht um mich her geweht, mir die Haare zerwühlt, mir den Hut vom Kopf gerissen in jenem Sommer, da ich in den schwäbischen

Bergen war, über die Halde klomm, den angebrannten Hof an der Halde sah und vom hohen Felsen herab auf wogende Baumwipfel blickte, die unter dem Atem des Windes sich bogen.

Doch da kamen die Ahnungen wieder von der Geschichte, die in meiner Seele war, die ans Licht begehrte, von der ich noch so wenig wußte. Ich fühlte, daß ihre Stunde nahte. Daß ich nun bald die Menschen von Angesicht sehen würde, deren Schicksale ich schildern mußte. Und ich wartete der neuen Weggenossen, die eine Strecke meines Lebens mit mir wandern sollten bis zur Vollendung ihrer Taten.

Horch, da brauste der Sturm wieder heran, und es kam ein Name mit dem Brausen:

Ilselin von der Halde . . .

Ja, natürlich! So mußte sie heißen, die blonde Maid mit dem Seherblick, die Christus, dem Herrn, das Brautlied der Seele sang, die ein Opfer ward zur Sühne vieler Sünden.

Ich wußte nun genau, wie es mit ihr war, und das Ilselin war mir so vertraut, als stände es in atmendem Leben vor mir.

Neben ihm aber tauchte ein blasses Priesterangesicht aus dem Dämmern hervor. Ein Antlitz mit gottsuchenden Augen. Magister Bartholomäus war das! Und ich gewann ihn gleich sehr lieb, denn ich wußte: sein Leiden war groß und sein Kampf mit Gott schwer. Christus schwieg lange zu seinem Fragen.

Und nun raste der Sturm und schlug wider das Dach, daß alle Balken erbebten — und dazu erschien das Bild einer starrfinsteren Frau. Isentrud hieß sie und war Gräfin über Land und Leute. Das Schicksal Vieler lag in ihrer Hand, auch das vom Ilselin und dem Magister Bartholomäus. Sie war hart, denn das Leben war hart zu ihr gewesen. Sie sündigte aus Haß und sie tat Buße aus bezwungener Liebe . . . und all das war vor Jahrhunderten geschehen und lebte doch heute! Ja, hatte erst heute das rechte Leben angenommen.

Von dem Augenblicke an, in dem ich so weit war, hörte alle Ruhe bei mir auf. Glühend, fiebernd, atemlos vor Erregung lief ich in dem weiten Raume auf und ab unter dem Orgeln des Windes, vom doppelfarbigen Dämmerweben umzittert. Ich sprach oft ganz laut, während ich mein Werk in Windeseile dichtete, um dem brausenden

Freunde draußen nachzukommen, der das Geistesfeuer in mir angefacht hatte.

Es war beinah Morgen, als ich todmüde und erschöpft inne hielt.

Da stand mein Werk fertig umrissen in allen Einzelheiten vor meiner Seele. Ich gab ihm auch gleich einen Namen. Ich nannte es: „Das Schweigen Christi".

1

Ein Knabe lief vorüber und sang.

Da legt Magister Bartholomäus die feingeschnittene Rabenfeder hin, die er in die flüssig geriebene Schreibfarbe tauchen wollte, schiebt das rotlinierte Pergamentblatt zur Seite und horcht auf den Sang.

Die Stimme des Knaben klingt unirdisch hell und weich aus der Ferne, wie das Lied der verborgenen Drossel im Frühlingsbaume, von dem niemand sagen kann: hier ist der Sänger oder dort. Die Weise ist traurig und doch wiederum innig froh — nie hat der Magister solch eine Melodei gehört, und er horcht darauf, um zu erforschen, welche Worte sie begleiten, damit kein Schaden an den Seelen durch sie geschähe.

Obwohl Magister der freien Künste, ist Bartholomäus nämlich Pfarrherr des Dorfes. Seit kurzem, noch kein Jahr lang, waltet er dieses Amtes, und seine Seele glüht vor Eifer, das Wort des Herrn zu erfüllen, als er sprach: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe! Bartholomäus ist anzuschauen wie Samuel, der Sohn Elkans, der im Tempel war und auf das Wort des Herrn wartete. Und Bartholomäus ist noch so jung und doch schon so streng und ernst. Und in seinem Antlitz ist immer so ein stilles heimliches Warten und ein Lauschen auf verborgene Dinge.

Er lehnt sich vor und schiebt sachte den Fensterladen auf, den er des grellen Tageslichtes wegen angelehnt hatte. Da sieht er zuerst die rauhe ungepflegte Dorfstraße, die mit Rissen und Löchern und tiefen Gleisen bergan steigt. Niedere Häuser, mit Stroh gedeckt, stehen daran, weiter weg auch ein stattliches Gebäu unter festem Schindeldache. Vornean beugt sich ein blühender Apfelbaum über den Weg und trägt ein Starenkästlein in seinen weißrosigen Blumenästen. Weiter draußen aber steigt die kühnzackige Mauer des Gebirges steil aus der welligen Ebene auf und verschließt den Ausblick.

Der gleichgültige Blick des Pfarrherrn fliegt über all diese Einzelheiten hinweg und sucht den Knaben, der das

fremde Lied singt, aber er sieht ihn nicht. Nur merkt er, daß er nahe ist, denn man versteht jetzt die Worte seiner Weise. Und die gehen also:

Mein Bräutigam hat mir gerufen,
Ich muß ihn suchen gehn.
Hinunter, über die Stufen,
Hinaus, wo die Stürme wehn,
Wohl über die weite Heide,
Das gilt mir ja alles gleich.
Was frag ich nach Mühsal und Leide,
Mir winkt ein Königreich!

Die Worte hören jetzt auf und es folgt ein Zwischenspiel auf der Schwegelpfeife.

Daran erkennt Bartholomäus den Sänger. Es ist Benno, des Freibauern Dieter Sohn, der immer etwas zu dudeln und zu tirilieren hat. Der Bube ist begabt für die edle Musika, Bartholomäus hat sich darum oft mit ihm abgegeben. Warum singt er das schöne Jesuslied nicht, das er ihn lehrte, und kommt mit fremder Weise?

Der Magister runzelt die Stirn, es ist aber etwas in dem Getöne, das ihn bannt und ihn zuzuhören zwingt, ob er will oder nicht. Es ist ihm, als sei ein geheimer Sinn in den Worten, und als müsse er den Schlüssel dazu finden, denn rätselhaft dünkt ihm das Lied, trotz der Klarheit des Ausdruckes.

Mein Bräutigam hat mir versprochen
Ein schneeweißes Brautgewand,
Sein Herz ist für mich gebrochen
In liebender Sehnsucht Brand.
Ich muß nun eilen, eilen,
Mich hält nichts mehr im Haus,
Ich darf nicht länger weilen,
Ich muß zu ihm hinaus.

Was ist es nur, das Bartholomäus so fremd und doch heimlich bekannt aus den Worten anmutet? Zögernd rafft er sein faltiges Gewand zusammen, von dem er, der Bequemlichkeit halber, den Gürtel abgelegt hatte, tritt in die Lederschuhe, die neben seinem Stuhle am Boden stehen, und will hinausgehen, bleibt aber mitten im Gemache angewurzelt, denn das neue Gesetz des Liedes bringt ihm volle Klarheit.

Mein Bräutigam hat mich geladen
Zum ewigen Hochzeitsfest.
Da muß ich rein mich baden
Von jedem Sündenrest.
Ich trete ihm dann entgegen,
Gewaschen in seinem Blut,
Geheiligt durch seinen Segen,
In flammender Liebe Glut!

So, das ist der Sinn des Liedes? Ein geistliches Minnelied zum allerhöchsten Bräutigam der Seelen? Bartholomäus faltet die Hände in stiller Freude und flüstert: „O süßester Herr Jesus, du hast dir dein Lob aus dem Munde der Kinder und Unmündigen bereitet!"

Gleich darauf aber wird der Magister wieder nachdenklich. Woher hat der Bub das Lied? Es ist fremd, es ist neu — auch in löblichen Dingen heißt es Obacht geben, daß kein Abweichen von der festgesetzten Regel stattfindet. Bartholomäus will doch erkunden, woher das Lied stammt. So Gott will, von keinem Wolf im Schafspelze, der Christi Namen fälschlich gebraucht.

Der Pfarrherr eilt nun die Treppe hinunter und huscht durch den düsteren Hausflur, in dem es, noch vom Winter her, nach Moder und Feuchtigkeit riecht. Darum steht auch die obere Hälfte der zweiteiligen Haustür offen, damit frische Luft hereinkommt. Bartholomäus lugt vorsichtig über die untere Schranke hinweg und findet, was er suchte.

Am Rain, unterhalb der blühenden Weißdornhecke, die den Pfarrgarten umgibt, hockt Benno und bläst auf seiner Pfeife allerlei Wechselungen der Melodei, die er vorhin gesungen hat. Er ist so vertieft in sein Spiel, daß er das Nahen des Magisters nicht hört und erschrocken zusammenfährt, als er urplötzlich, wie aus der Erde gewachsen, vor ihm steht.

„Woher hast du das Lied, das du eben sangst?"

Die grauen zwingenden Augen im strengen blassen Antlitz bohren sich in verträumte Dunkelaugen in jungem sonnenverbranntem Gesicht.

„Woher hast du das Lied?"

Die Dunkelaugen werden schwarz vor innerem Trotz. „Es ist ein schön Lied," sagte Benno kurz.

„Danach habe ich nicht gefragt! Ich will wissen, woher du es hast."

„Von niemand Bösem."

„Auch darum hab' ich nicht gefragt! Ich will wissen, wie der heißt, von dem du es her hast."

„Warum willst du das wissen, Hochwürdiger?"

„Weil ich dein Seelsorger bin und über dir zu wachen habe, daß du nichts Ungehöriges tust."

„Ich will's aber lieber nicht sagen."

„So werd' ich dich dazu bringen!"

„Oho! Ich bin keines Hörigen Sohn! Mein Vater sitzt frei auf seinem Hofe!"

„Auch der freie Bauer hat sich vor Gott und seinem bestellten Vertreter zu beugen."

Die zwingenden Augen tun ihre Schuldigkeit. Ihr Bann wirkt. Der trotzige Bube fühlt die Uebermacht eines Stärkeren. Er tritt von einem Fuß auf den andern.

„Es ist ein schön Lied, ein gut Lied, ein fromm Lied!" murmelte er.

Sein Widerpart rührt sich nicht. Benno merkt nicht, wie schwer es ihm wird, sich zu beherrschen und geduldig zu bleiben.

„Es scheint ein fromm Lied zu sein. Aber eben deshalb brauchtest du dich nicht zu scheuen, mir den Menschen zu nennen, der dich's gelehrt hat. Wer gut Werk tut, hat's nicht nötig, seinen Namen zu verstecken."

„Und wenn ich's dir sage . . . tust du ihr auch nichts?"

„Ihr . . . ? Also ist es ein Weib? Und warum sollte ich ihr etwas tun, da sie fromm und gottesfürchtig ist, wie es allen Anschein hat?"

„Du bist so streng, Hochwürdiger!"

Durch die Augen des Pfarrherrn fährt ein Blitz, der ebenso schnell verlöscht, als er kam. Ein Seufzer hebt seine Brust, da er fragt: „War ich je streng mit dir, o Benno?"

„Nein!" Des Knaben Lippen zucken, er fühlt Reue. „Nein, zu mir bist du nie streng. Du lehrst mich schöne Lieder. Du hast mir auch einmal erlaubt, auf deiner Flöte zu spielen."

„Nun wohl! Damit du siehst, daß ich nichts Schlimmes im Sinne führe, sollst du nachher mit mir kommen, und ich will dich auf meiner Flöte spielen lassen, so lang du willst. Du mußt nur jetzt folgsam sein und mir sagen, wie das Weib heißt, von dem du dein Lied her hast."

Benno zaudert noch ein Weilchen. „Sie ist lieb . . . sie ist gut . . ."

„Werd' ich nun endlich ihren Namen erfahren?"

Da macht der Bub ein ganz verschämtes Gesicht. „Es ist das Ilselin von der Halde."

„Wie? . . . Sag's noch einmal!"

„Ilselin von der Halde."

„Wer ist das? Solchen Namen hört' ich hier noch nie! Wo wohnt sie?"

Benno deutet nach dem Hauptberge hin, der in wildem Aufstieg ob den anderen Höhen emporragt. „Dort oben, an der großen Halde wohnt sie."

Bartholomäus schüttelte den Kopf. „Dort ist ja kein Hof noch Haus."

„Wohl war ein Hof dort, der ist aber abgebrannt. Ich glaube, daß sie im Gemäuer haust, denn ich sehe sie immer von dort herkommen, wenn sie nicht aus dem Wald heraustritt. Sie kommt und geht ja so leise, kaum hört man sie."

„Dann ist sie wohl eine fromme Klausnerin, die sich die Einsamkeit erkürte?"

Ein Lachen geht über Bennos Gesicht. „Keine alte Klausnerin, ein schön Mägdlein ist sie!"

„Ein Mägdlein und einsam dort oben auf dem Berge? . . . . Benno, Benno, hüte deinen Mund vor Lügen!"

„Bei Unserer Lieben Frau! Ich rede die Wahrheit, Hochwürdiger!

„Dann sind auch andere Leute dort! Wie könnte ein schwaches Mägdlein in der Einöde allein hausen?"

„Es sind keine Leute dort. Ilselin ist immer allein, oder wenigstens sehe ich ihre Begleiter nicht. Die sieht sie wohl, aber mir sind sie verborgen."

Ein unwillkürlicher Schauder läuft durch Bartholomäi Glieder. Diese Worte klingen seltsam.

„Wie oft kommst du denn hinauf?" fragt er, um das leise Grauen abzuschütteln.

„Nit allzuoft. Wenn ich Beeren suche oder Holz sammle, oder die Geißen einmal Bergkräuter weiden sollen."

„Und dann siehst du immer jenes Ilselin?"

„Nit immer, aber meistens. Oft hör' ich sie nur singen."

Es wird eine Weile ganz still zwischen den beiden. Endlich sagt der Magister:

„Ueber all dies muß ich mehr wissen. Komm jetzt mit mir ins Haus, ich hab' dir bereits gesagt, daß dir kein Uebel widerfährt. Du mußt mir nur genau alles erzählen, was du über dies Ilselin von der Halde weißt. Und wenn ich sehe, daß du folgsam und treu bist, deinem Seelsorger

zugetan, wie es sich gehört, dann wahrlich bin ich dein bester Freund! Dann, ja dann könnt's sein, daß ich dir gar meine Flöte schenkte, daß du immer darauf spielen kannst, so oft du willst!"

„Die Flöte . . . die Flöte soll ich haben, Hochwürdiger?" Benno bebt am ganzen Leibe, seine Augen leuchten, seine Finger greifen in der Luft nach dem ersehnten Besitz, man sieht, sein ganzes Herz hängt an der Flöte. Dann aber wird er wiederum verzagt. „Und Ilselin? . . . Was tust du mit Ilselin?"

„Ich bin ihr Seelsorger und Freund wie der deine. Wenn sie auf der Halde wohnt, gehört sie zu meiner Herde, und ich werde gut zu ihr sein, falls ihr Tun und Treiben dem Herrn wohlgefällig ist."

Damit faßt Bartholomäus des Knaben Hand, um ihn ins Haus zu ziehen, der aber fängt plötzlich an zu lachen.

„War ich dumm! Ilselin kann ja gar nichts geschehen. Das leidet ihr Bräutigam nicht."

„So, sie hat einen Bräutigam?"

„Ja, den allerhöchsten! Unsern Herrn Christus."

Bartholomäus prallt zurück. „Woher weißt du das?"

„Nun, sie hat es mir gesagt. Es heißt ja auch so in ihrem Lied."

Benno fühlte sich plötzlich mit überlegener Kraft fortgezogen. Eh' er sich's versieht, sind sie im Hause und oben in des Pfarrherrn Gemach.

Dort läßt Bartholomäus den Knaben los und reißt mit fiebernder Hand eine zierlich eingelegte Flöte vom Nagel an der Wand. Die legt er auf den Tisch, daß Bennos Augen sie sehen können, setzt sich dann in den Schreibsessel, zieht den Knaben an sein Knie und sagt, so sanft er nur sprechen kann:

„Nun erzähle mir alles von dieser wundersamen Maid. Wenn sie wirklich eine Erkorene des Herrn ist, werde ich mich vor ihr neigen."

„Daran tust du wohl, Hochwürdiger," erwiderte Benno, den der Anblick seines Kleinods vertraulich gemacht hat. „Ich hab' auch zuerst vor dem Ilselin gekniet, wie's aus dem Gemäuer auf mich zugetreten ist. Nein... zu allererst nit! Ganz zu allererst war ich nämlich erschrocken, weil sie so weiß und licht ist. Ich dacht, es wär' eins von den saligen Fräulein."

„Gott sei uns gnädig!" Bartholomäus bekreuzte sich. „Bist du auch sicher, mein Sohn, daß sie keins ist? Die saligen Fräulein zeigen sich manchmal auf unseren Bergen."

„Nein, ich bin sicher, daß sie keins ist, Hochwürdiger, denn ich hab' oftermalen ihre Hand gefaßt, und die ist wie eines Menschen Hand. Wie könnt' sie auch ein Berggeist sein, wenn sie doch unser Herr und Heiland zur Braut hat?"

„Hat sie dir das gesagt, oder woher weißt du das?"

„Sie hat mir's gesagt, als ich so erschrocken bin vor ihr. Sie hat mir's oft gesagt, und mir von ihrem himmlischen Bräutigam erzählt... O, das ist so schön, da möcht' ich alleweil zuhören."

„Hm, hm... Und von ihr hast du das Brautlied? Sie hat es dich gelehrt?"

„Sie nicht! Ich hab's aus mir gelernt, hab's ihr abgehorcht! Ich glaube, sie wär' bös auf mich, wenn sie wüßt', ich könnt's auch. Ich weiß auch nur die drei ersten Gesetze davon, es hat noch viel mehr! Sie singt es immer, wenn sie draußen sitzt und die Sonne über die Gräser scheint. Dann kommt ihr Herr Bräutigam zu ihr! Ich kann ihn nit sehen, aber sie ihn!"

Wiederum rinnt ein leiser Schauer durch Bartholomäi Gebein.

„Knabe, Knabe . . . was sind das für Dinge! Ich glaube, du träumst mit offenen Augen, wenn du draußen in der Einöde bist."

„Nein, nein, Hochwürdiger! Ich träume nit. Du kannst Pater Serenus oben in der Klause darum befragen! Er kennt das Ilselin auch und redet mit ihr."

Bartholomäus zuckt bei Nennung dieses Namens zusammen, als habe ihm jemand einen scharfen Dorn in die Seite gebohrt. Immer und immer stößt er auf diesen Klausner, dem aller Herzen gehören!

„Den kann ich nicht ums Ilselin befragen, denn er ist nicht hier. Du weißt ja, daß Pater Serenus im vorigen Herbst nach Rom gewallt ist."

„Ja, er ist nach Rom gewallt, aber nun muß er bald wiederkommen, wir beten ja Tag und Nacht darum," antwortet Benno, und in seine Augen tritt ein Strahl kindlicher Liebe und rührenden Vertrauens, daß es Bartholomäo in der Seele weh tut. Ihm gilt nie ein solcher Ausdruck, ein solcher Ton! Aber ein Blick nach dem Kruzifix,

an der Wand beschwichtigt diese rebellische Regung des ungezähmten Herzens.

„Ich werde mit dem Pater sprechen, sobald er wieder hier ist," sagt er schier demütig zu dem Knaben und fährt dann fort: „Einstweilen mußt du mir den Weg allein weisen, damit ich das Ilselin besuchen kann und nach ihr sehe, ob sie in Wahrheit Gott dient und der heiligen Kirche treu ist."

Zu Bartholomäi Staunen aber erschrickt Benno heftig bei diesen Worten. „O Hochwürdiger, ich kann dich nit hinauf bringen, du mußt schon den Weg selber suchen, ich darf nit mit dir gehen, wenn mein Vater erführe, daß ich dir vom Ilselin erzählt habe, so schlüg' er mich halber tot!"

„Wie . . . dein Vater will nicht, daß ich von diesem meinem Schäflein und Gemeindeglied etwas wissen soll?"

„Nein . . . er . . . ach, laß mich fort, Hochwürdiger, laß mich hinaus . . . ich mag's nit sagen . . . Heilige Mutter Gottes, hilf! Nun hab' ich Böses getan und das arm' Ilselin verraten!"

Bennos Angst ist so stark, so aus tiefstem Herzen heraus, daß Bartholomäus selber davor erschrickt. Welches Geheimnis, welches lichtscheue Ding verbirgt sich da vor ihm und entschleiert nur halb sein schicksalschweres Angesicht?

Er steht auf, verschließt mit raschem Griff die Tür, dann setzt er sich wieder in den Sessel und zieht den Knaben leise an sich, wie ein Vater den Sohn.

„Du kannst geruhig zu mir reden, Benno! Ich bin dein wahrer Freund, das weiß Gott! Was du mir sagst, bleibt Geheimnis und in meiner Seele verwahrt! Dein Ilselin ist sicher! Aber wissen muß ich um diese Sache, denn ich bin vor Gott verantwortlich für eure Seelen!"

Der Ton, die ganze Gebärde des Pfarrherrn tröstet Benno. Unwillkürlich kniet er neben dem Sessel nieder, wie er es in der Beicht gewohnt ist. Es tut ihm wohl, über sein Geheimnis mit einem Menschen zu reden, nachdem seine Zweifel gelöst sind.

„Siehst du, Hochwürdiger, die Sache mit dem Ilselin ist so, daß mein Vater und meine Ahne ihre Eltern gut gekannt haben, als noch ein Hof dort oben an der Halde stand. Wie er abgebrannt ist und warum, das weiß ich nit, und wie es kommt, daß nur ein Mägdlein oben ist, weiß ich auch nit! Aber das weiß ich, daß mein Vater oftermalen hinaufgeht und dem Ilselin allerhand bringt, was sie zum

Leben braucht. Er tut's aber sehr heimlich, niemand soll's wissen. Mich hat er schon oft bedroht, seit er gemerkt hat, daß ich vom Ilselin weiß."

„Und hast du nie erkundet, weshalb diese Heimlichtuerei?"

Benno hängt den Kopf. „Ja ... Hochwürdiger ... ich hab' einmal gehört, daß die Ahne gesagt hat, seit der Pater fort wär', müßtest du es erfahren, damit die Maid nit ohne geistlichen Trost sei ... aber da ist der Vater fuchswild geworden ... er hat gesagt ... ach, nimm's nit übel, Hochwürdiger ..."

„Tor! Was du sagst, bleibt Geheimnis! Meine Person hat nichts damit zu tun!"

„Nun denn ... er hat gesagt, du wärst so streng, so hart, so unbarmherzig, und dann wäre deine gestrenge Frau Pate unsere Gräfin! Die würde bös mit dem Ilselin umgehen, weil es ihr nit gefiele, wenn Mägdlein schön und jung wären und keine alten Betschwestern wie sie."

Beinahe wäre Bartholomäus aufgesprungen.

„Was sind das nun wieder für krause Reden! Einmal heißt's, dieses Ilselin wär' die Erkorene des Herrn, ein andermal spricht man von ihr, als wär' sie ein eitel Mägdlein, das weltlichen Dingen nachjagt! Was soll ich nun glauben?"

„Das kann ich dir nit sagen, Hochwürdiger! Ich kann nur wiederholen, was ich gehört habe."

„Hm, hm ... Hast du nie gehört, ob da oben etwa Sektierer oder Schwärmer hinkommen ... versprengte Katharer ... oder solche Leute?"

„Wer ... Hochwürdiger? Was für Leute?"

Der Bogen war zu hoch gespannt. Diese Sprache versteht der arme Bauernbub nicht. Bartholomäus sucht nach Ausdrücken.

„Nun, ich meine böse Menschen ... Ketzer, weißt du?"

Benno bekreuzte sich. „Gott bewahr'! Davon hab' ich nie ein Wort gehört!"

Der Pfarrherr aber meint:

„Den Weg nach der Halde kannst du mir aber doch beschreiben, daß ich ihn finde?"

„O ja, du findest ihn ganz leicht, wenn du immer auf die Kuppe vom Hauptberg schaust. Links davon, wo die hohe Felswand ist, die man den Riesentritt nennt, gehst du immer den Felsen entlang, bis sie sich nach Morgen

hin umbiegen, dann kommst du an die Halde und siehst das Gemäuer."

„Gut, ich werde hingehen. Und noch einmal sage ich dir, es geschieht Ilselin gar nichts, wenn sie rein und lauter befunden wird."

„Wie sollt' sie anders sein, Hochwürdiger, da unser Herr und Heiland und seine gebenedeite Mutter mit ihr verkehren! Wie oft habe ich mir gewünscht, die Hohen auch einmal sehen zu dürfen, wenn das Ilselin mit ihnen redet. Aber ich sah nie etwas, wenn ich auch manchmal vermein', rauschen zu hören oder Gelispel, das im Sonnenschein ums Ilselin geht, wenn sie starr sieht und die hellen Augen macht."

Es ist klar, Benno hat gesagt was er weiß und ahnt nicht, welche Tragweite seine Worte haben. Er ist harmlos und unbefangen. Und Bartholomäus hat bei allem doch eine kleine Freude. Denn er sieht, daß der Knabe ihm Zutrauen entgegenbringt. Er will ihn vollends erobern, damit er einen Halt erlangt, um an der Seele des Kindes weiter arbeiten zu können. Deshalb gibt er ihm seinen Segen und erhebt sich.

„Hier, nimm die Flöte. Ich schenke sie dir, weil du mir in Wahrheit alles gesagt hast, um das ich fragte. Sieh, wie dein Wohlverhalten belohnt wird!"

Mit diesen Worten legt der Pfarrherr das Kleinod in des Knaben Hand, der vor Freude zittert. Und er fügt hinzu, so milde, wie er nur sprechen kann:

„Halte dich immer so ehrlich und aufrichtig und brav deinem Seelsorger gegenüber. Du wirst stets einen Freund an mir finden."

Benno küßt die Hand des Geistlichen. „Gott vergelt's! Ich will dir auch die schönsten Lieder vorspielen, die ich kann."

„So ist's recht! Spiel mir das Jesuslied vor, das ich dich lehrte, ich will sehen, ob du es noch kannst."

Gehorsam fängt Benno an und bald singt er, bald bläst er, wie es ihm in den Sinn kommt und schön dünkt.

Schönster Herr Jesu, Schöpfer aller Dinge,
Gottes und Marien Sohn,
Dich will ich ehren, dein Lob vermehren,
Du meiner Seele Freud' und Lohn . . .

Bartholomäus nickt und scheint zufrieden und läßt den jungen Spielmann gewähren. Die Stimme Bennos ist hell und weich, wie der Ton einer Drossel. Die Stimme der Flöte ist tief und sanft und voll, wie der Nachtigallen Weise.

Ihr glücklicher Besitzer ahnt nicht, daß es Bartholomäi Letztes und Liebstes war, das er nun in Händen hat. Eine einzige Erholung gönnte sich der eifrige Seelsorger in aller Arbeit, Mühsal und Abtötung — das war sein Flötenspiel! Und nun hat er's hingegeben, um eine Seele damit zu gewinnen! Und vielleicht mehr Seelen noch! Es reut ihn kaum, wenn auch ein unmerkliches Zucken um den jungen, herben, entsagenden Mund gleitet, als Bartholomäus seine alte Freundin noch einmal anschaut, eh' sie in Bennos Händen fortgeht.

„So war's brav, mein Sohn! Nun geh' und sei deinem Vater ein gehorsames Kind, halte Gott im Herzen und denke immer, daß ich dein Freund . . . ja der wahre Freund aller hier im Dorfe bin!"

Der Knabe geht und bläst und singt immer noch im Gehen, seine Stimme hört man noch lange aus der Ferne.

Schön ist das Mondlicht, schöner noch die Sonne,
Schön die Sterne ohne Zahl.
Jesus ist reiner, Jesus ist feiner
Als die Sterne allzumal . . .

Bartholomäus ist nun allein mit seinen Gedanken. Allein und doch nicht allein, denn ein Name ist zurückgeblieben und scheint von den Wänden widerzuklingen.

Iselin von der Halde!

Wer ist dies geheimnisvolle Wesen, von dem Benno in so widersprechenden Ausdrücken erzählte? Das ängstlich verborgen gehalten wird, oben auf dem wilden Berge, in Waldeinsamkeit? Von dem nur wenig Eingeweihte wissen dürfen? Das von sich sagt, es sei Christi Braut?

Wer ist sie?

Bartholomäus erhebt sich ungestüm und beginnt in den Urkunden und Schriften zu kramen, die ihm übergeben wurden, als er die Pfarrei erhielt. Aber er findet gar nichts darin, das auf die Bewohner eines ehemaligen Hofes dort an der Halde Bezug hätte. Auch im Verzeichnis seiner Gemeindeglieder, das ihm die Pflegemutter und Pate, die gestrenge Gräfin Isentrud, einhändigen ließ, steht nichts dergleichen . . . Nun, das wäre ja erklärlich, weil der Hof schon lange abgebrannt scheint und die Leute vermutlich gestorben sind . . . Vermutlich!

Aber warum ist das Mägdlein noch oben? Und warum weiß auch der Pfarrherr nichts von ihr?

Dafür hat Bartholomäus auch eine Erklärung, wenn er an den Unwürdigen denkt, der vor ihm die Stelle inne hatte. Da war's besser, ein unschuldig Mägdlein zu verstecken, falls sie lieblich von Angesicht war! Unwillkürlich schaudert der junge neue Pfarrherr, wenn er denkt, was sich im Hause hier begeben hat. Er kann's schwer verwinden. Und wenn er auch zehnmal alles eingesegnet und eingeweiht und exorziert hat! Es war bitter und hart für ihn, den Reinen, in die Mauern zu ziehen, die Unreines sahen. Aber seine zweite Mutter hat ihn so gebeten. Und er fühlte die Stimme des Herrn, die ihn rief!

Wahrlich tat's not, daß ein guter Hirte dahin kam, von wannen der ungetreue mit Schimpf und Schande gejagt ward. Und es ist Bartholomäo plötzlich, als sähe ihn das blasse, abgezehrte Antlitz der Gräfin Isentrud aus ihren Witwenschleiern heraus an, und als spräche ihre tonlose, von Kasteiungen geschwächte Stimme zu ihm:

„O du Sohn meines Herzens! Großes Opfer habe ich von dir begehrt, als ich dich vom hohen Seminario losriß und von allem, was Gottesgelahrtheit und gottwohlgefälliges Wissen dir bot! Aber ich bin nur die weltliche Hüterin dieser Seelen, und sie bedürfen eines geistlichen Hirten. So geh' und errette die, so in Gefahr sind! Zeige Ihnen, daß auf einen Unwürdigen zehn wahre Diener Gottes kommen. Beweise ihnen die Macht des Glaubens, erhalte sie der Kirche, bewahre sie vor Häresie und Irrglauben, sei in Wahrheit der Jünger des Herrn und entsage allem um seinetwillen. Nur so kannst du mir vergelten, was ich an dir und deiner Schwester getan habe, da ich euch, meines getreuen Verwalters Kinder, als eigen annahm, weil mir die Nachkommen verweigert sind in meinem frühen Witwentum. Gib mir zurück, was ich an dir tat, indem du für unseren Herrn arbeitest!"

„Ja, Frau Pate!" sagt Bartholomäus unwillkürlich, und seine Stirn furcht sich zu tiefen bitteren Falten harten Nachdenkens.

Ilselin von der Halde! . . .

Da ist der Name schon wieder und klingt in all sein Sinnen hinein, wie eine süße Melodei! Wie die Weise ihres Brautliedes!

Und der Maienwind schlägt plötzlich mit sachter Hand den Fensterladen auf, daß die Blütenfülle hereinduftet, mit

der Gott seine Erde geschmückt hat, daß sie leuchtet wie eine Braut im Hochzeitsgewande.

Bartholomäo kommen die Worte in den Sinn, mit denen der heilige Johannes in seiner Apokalypse vom himmlischen Bräutigam und seiner Braut, der Kirche, gesprochen hat, und von der Vollendung aller Dinge und von den Jungfrauen, die ihr Gewand im Blute des Lammes gewaschen haben und nun dem göttlichen Gemahl in alle Ewigkeit folgen, wohin er wandelt auf den Auen des Paradieses.

Wäre Ilselin von der Halde etwa eine jener Begnadeten, die in mystischer Vereinigung mit dem Geliebten sich vom Irdischen losgesagt haben und in stiller Einsamkeit ihr Magdtum dem Herrn opfern, als liebliche Blüte und holden Wohlgeruch? Wie sagte doch der Knabe Benno von ihr? Sie sei so weiß und licht, daß er zuerst vor ihr erschrocken sei. Sie gehe und komme wie ein Hauch so leise aus dem alten Gemäuer oder aus dem tiefen Walde hervor. Und sie sänge ihr Brautlied, wenn die Sonne über die Gräser scheint, weil sie ihren Herrn Bräutigam sehen könne, so oft sie begehre! . . .

Wäre er, Bartholomäus, etwa gewürdigt, einer wahren Braut Christi nahen zu dürfen? Nach Gottes Ratschluß ihr irdischer Berater, Leiter und Seelenführer zu werden? Weide meine Schafe, weide meine Lämmer! klingt's ihm in den Ohren.

Bartholomäus sitzt wie in Träumen und atmet den Ruch der blühenden Wiesen und Bäume ein, der durch das Fenster hereinkommt, und sieht im Geist die neue Erde, das fleckenlose Reich des Lammes, auf dem die weißgewandeten Jungfrauen wallen, und wiederholt, ohne es zu wissen, immerzu den Namen, der ihn mit tausend Armen gefangen hat. Ilselin von der Halde! . . .

Auch die Weise ihres Brautliedes will ihm nicht aus dem Sinn, er muß sie leise vor sich hinsummen.

Unwillkürlich erhebt er sich und geht nach der Wand hin, wo seine gute Freundin, die Flöte, hängt, um das Lied darauf zu spielen. . . .

Da stößt seine Hand an eine glatte leere Fläche, und er besinnt sich, daß er sein letztes Gut dem Knaben Benno geschenkt hat. Die kalte harte Wirklichkeit packt ihn an und entreißt ihn den seligen Träumen! Er taumelt zurück, läßt sich in den Schreibsessel hinsinken, preßt die

Hände wider das Antlitz, und ein krampfhaftes Beben läuft durch seine Glieder.

Wenn man vor seinem unwürdigen Vorgänger die Maid versteckte, so tat man recht! Aber warum vor ihm, dem allerseits anerkannt Makellosen? Und warum die Gehässigkeit gegen Gräfin Isentrud, die doch bei Tag und Nacht um das Rechte sorgt und strebt? Hat er denn in den acht Monaten, die er hier ist, nicht genug erfahren, welch ein Wall an finsterem Mißtrauen, an ängstlichem Verstecken und Verhehlen und Heimlichtun ihm die Gemüter fernhält, ihn von allem nahen Umgang mit seiner Gemeinde abschließt?

Hat er nicht alles versucht, den Menschen näher zu kommen, und ist nicht alles an dem ehernen Panzer abgeprallt, mit dem seine Pfarrkinder gegen ihn gewappnet scheinen? Es ist, als ob ein Riegel ihr Inneres vor ihm verschlösse, daß er nie erfährt, was ihre Herzen bewegt. O, wenn es nur etwas Greifbares, Faßbares gewesen wäre! Dem hätte er mit allem glühenden Eifer, mit aller Beredsamkeit, mit allem Kämpfen und Ringen entgegentreten können! Aber äußerlich läßt man es an nichts fehlen. So lebt er seit acht Monaten in einer Abgeschlossenheit, die nicht zu durchbrechen ist. Kaum, daß er sich den Knaben Benno so halbwegs eroberte! Aber die anderen? Der Schlüssel zu ihrer Seele fehlt ihm. Wird er ihn jemals finden? . . .

Heute öffnet sich ihm allerdings eine Möglichkeit. Es könnte sein, daß endlich eine Bresche in die Mauer gelegt ist, die ihn umschließt — aber zu welchen Ergebnissen wird der Weg führen, der nach der Halde am Berge weist?

Noch immer ist Deutschland nicht ganz von den letzten Schwarmgeistern gesäubert, die als Katharer die Gemüter in Aufruhr setzten und die Gläubigen von der heiligen Kirche abwendig machten! Ihre Macht ist zwar längst gebrochen. Sollten diese Geister auch hier im geheimen herrschen? Wäre jenes Ilselin eine von den Ihren und, als Prophetin des Teufels im Engelsgewande, von ihnen verehrt und versteckt?

Bartholomäus hat zwar, gottlob, keinen rechten Anhaltspunkt für sein Vermuten. Es macht ihn nur so irre an dem Freihofbauern, der sonst regelmäßig zur Kirche kommt, daß er verächtlich von der heiligmäßigen Gräfin Isentrud gesprochen hat, und daß er das Ilselin versteckt hält. Denn falls das Mägdlein wirklich von Gott erkoren wäre und in der richtigen Seelenverfassung, so würde Isen-

trud, wie ja allbekannt ist, die höchste Freude haben, dem Herrn eine neue Dienerin zuzuführen! Das Ilselin wäre längst im Schutz eines Klosters geborgen, wie Bartholomäi Schwester Friederun, die seit langem schon Schwester Caritas heißt.

O, Uebles und Böses lauert gewiß hinter allem, was er heute erfuhr! Es war sicher nur ein eitler Traum, der ihm vorspiegelte, er habe eine Heilige gefunden!

Da läutet es Mittag vom Kirchturme. Bartholomäus erhebt sich, betet den Engel des Herrn und fügt hinzu:

„Herr, nach deinem heiligen Willen und Wohlgefallen sei an mir und allen getan. Leite mich und gib mir Kraft in die Seele, daß ich die rechten Worte finde, um Abtrünnige zu strafen, Verblendete zu warnen, Gefährdete zu schützen und des Teufels Anschläge zu vernichten. Alles zu deiner Ehre, der du lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Das Aveglöcklein ist verhallt. Kaum ist's verklungen, so öffnet sich die Tür zu Bartholomäi Kammer, und Muhme Berta, die seinem Hauswesen vorsteht, blickt herein.

„Das Mittagsmahl ist bereit. Willst du herunterkommen, Hochwürdiger?"

Bartholomäus schaut die alte Frau nicht an. „Laß mich, ich faste heut'!" sagt er mit abgewendetem Kopfe.

Sie hebt die Hände. „Ich bitte dich, Hochwürdiger, kasteie dich nit allzu hart! Nur einen kleinen Imbiß nimm zu dir! Du hast ja seit gestern keinen Bissen in den Mund genommen!"

„Das war auch genug und übergenug! Es sei, wie ich sage."

„Und doch bitt' ich und fleh' ich, daß du bedenken mögest, wie du auch Kräfte nötig hast im Kampfe mit allen feindlichen Mächten an diesem bösen Ort!"

„Also du findest ihn auch böse?" murmelte der Magister, wie zu sich selber redend.

„Wahrlich finde ich ihn böse!" erwidert Muhme Berta, froh, daß ihr geliebter, hochverehrter Schwestersohn geruht mit ihr zu reden. „Die Menschen tun alle hier so heimlich und sehen einem so finster an, wenn man mit ihnen sprechen will."

„Du versuchst wohl mit ihnen zu sprechen?"

„Nit viel, Hochwürdiger! Sie geben ja kaum Ant-

wort, und außerdem ziemt es sich nit für eine rechtschaffene Witib, viel zu reden und plauschen."

„Ja, ja! Ich mein's aber so: ob es dir gar nie gelungen ist, jemanden zutraulicher zu machen, der ein paar Worte mit dir redet und dir von den Dingen hier erzählt!"

„Ach so! Ja... da kann ich nur von der alten Ahne auf dem Freihof melden. Die ist gut zu mir und will immer, daß ich komme. Sie freut sich so, daß du hier bist, um Ordnung zu bringen. Die arme Frau hat auch viel an der Hand, muß das ganze Haus verwalten, seitdem die Söhnerin tot ist! Hat ihre liebe Not mit dem Gesinde, dem trotzigen Sohn und dem wilden Buben, dem Benno. Sie liegt eben an der Gicht darnieder und hat mir erst gestern gesagt, es tät' sie arg freuen, wenn der Hochwürdige ihr ein christlich Wort sagen wollt in ihrem Ungemach."

„Und das sagst du mir erst heut'?"

„Vergib, Hochwürdiger! Ich wollt's dir gestern gleich melden, aber du hast nicht nach mir umgeschaut und nicht auf mich gehört, weil du im Brevier versunken warst."

„Mea culpa! Mea culpa! Mea maxima culpa!" stöhnt Bartholomäus und schlägt sich an die Brust. „Da ich also saumselig in der Pflege meiner Anvertrauten gewesen bin, ziemt mir erst recht das Fasten. Darum geh' und iß. Ich tu' Buße und begebe mich alsdann zur Kranken, die meiner begehrt."

Aber anstatt zu gehen, kniet die alte Muhme demütig nieder und spricht mit zitternder Stimme, indessen ihr die großen Tränen über die welken Wangen laufen. „O du Sohn meiner geliebten Schwester, du wahrer Diener unseres Herrn, hör doch auf meine Stimme und sei nit allzu hart gegen dich! Ein groß Werk sollst du hier ausrichten, dazu brauchst du all deine Kraft! Und wenn bei deinem Ueberhören gestern eine Sünde war, so nehm' ich sie auf mich und gelobe, nit eher einen Bissen zu nehmen, bis du auch issest, damit alle Schuld getilget sei."

Ein leises Zucken geht über Bartholomäi Züge. „Du strafst dich wegen mir, Frau Muhme?"

„Ja, denn ich hätt' lauter reden sollen und anhalten! Aber als ich dich so in die Zwiesprach mit unserem Herrgott versunken sah, also, daß du dein Brevier an die Brust drücktest und mit hellen Augen in den Himmel schautest und mich nicht sahst, noch hörtest, da hatte ich heilige Scheu vor der Gegenwart Gottes, die mir im Gemach

zu weilen schien. Ich schlich hinaus und behielt der alten Ahne Botschaft für mich. Heut früh aber war mir's entfallen, daß ich nit mehr daran dachte! Darum will ich Buße leiden, aber dir ziemt es nit, denn du warst bei Gott, als ich kam, und von Gott durft' ich dich nit wegreißen!"

„Amen!" sagt der Magister bedächtig und fügt dann hinzu: „Wir haben beide gefehlt, aber nicht aus bösem Willen. Darum genügt das Bekenntnis der Sünde. Du bist losgesprochen! Ich aber will als Verdemütigung deinen Worten folgen und hinuntergehen und von der Speise zu mir nehmen, die du bereitet hast, und ein gehorsam Kind sein, wie damals, da du für die tote Mutter uns pflegtest."

„Gott sei Lob und Dank!" Muhme Berta tritt bescheiden zur Seite, um Bartholomäo den Vortritt zu lassen.

Beide gehen die Treppe hinab und durch den Flur nach der Küche, die steingepflastert ist und einen gar mächtigen Rauchfang über dem festgemauerten Herde hat. Truhen und Kästen stehen an den Wänden. In der Mitte ist ein Tisch, auf dem dampft die Schüssel mit Habermus. Brot und geräuchertes Fleisch liegen daneben auf Holzplatten und im irdenen Kruge ist Wein. Muhme Berta hat gar treulich gesorgt, daß ihr teurer Priesterneffe in allem etwas finde, das dem Leibe Kräftigung gibt.

Bartholomäus schüttelt leise das Haupt, aber in seiner Demut sagt er nichts, sondern denkt: „Wie du befiehlst, o allermildester Herr Jesu! Ich will ein folgsam Kindlein sein und gehorchen, als wär' die Muhme deine gebenedeite Mutter."

Er neigt sich vor dem Kruzifix, das in der Ecke hängt und spricht ein langes lateinisches Gebet, dem die alte Frau auf Deutsch folgt.

Alsdann setzt er sich, nimmt Messer und Löffel aus der Lederhülse, die an seiner Gürteltasche hängt, und genießt von dem Gebotenen, obwohl er sich hütet, auf den Wohlgeschmack zu achten oder mehr als nötig zu sich zu nehmen.

Die Muhme ißt nicht mit, sie ist zu demütig dafür. Sie steht hinter Bartholomäi Stuhl und legt ihm behutsam die besten Bissen vor, während sie ihn durch eifriges Gespräch abzulenken versucht, daß er's nicht merkt.

„Ja, Hochwürdiger, die Ahne auf dem Freihofe, das ist eine wackere Frau nach dem Herzen Gottes. An der wirst du

deine Freude haben. Sie harrt schon lange darauf, mit dir zu reden."

„Warum war sie dann immer so abstoßend und tat, als wollt' sie nichts von mir wissen, wenn ich auf den Freihof kam?" fragt der Magister.

„Das ist doch leicht geraten! Ihr Sohn will nichts von geistlichem Zuspruch im Hause wissen . . . nit aus Bosheit und Herzenshärtigkeit, sondern . . . hm, hm . . ."

„Ja, ja, leider hat ihm der Elende, der hier saß, eh' ich kam, das Mißtrauen in die Seele gesät!" Bartholomäus seufzt schwer. „Aber er muß doch sehen, daß ich kein Wolf im Schafspelz bin!"

„Freilich! Aber wenn Bauernleut' einmal was im Kopf haben, so sitzt es fest! Und außerdem steckt noch mehr dahinter. Hochwürdiger, die Freihofleute sind der Frau Gräfin nit gewogen . . . Nein, gar nit . . ."

„Hab' auch schon so etwas gemerkt! Was mag ihnen nur die heiligmäßige Frau angetan haben?"

Muhme Berta räuspert sich ein wenig und dann sagt sie langsam, wie nachdenklich:

„Ja, den Grund weiß ich nit, aber ich mein' alleweil, es hing mit dem abgebrannten Hof oben auf der Halde zusammen . . . die Bäuerin war nämlich das Schwesterkind von der Ahne . . ."

Bartholomäus dreht sich hastig um. „Was sagst du? Wie steht's um diese Sache?" ruft er in solchem Eifer und schaut so gespannt auf die Muhme, daß er nicht sieht, wie ihm die rasch ein fettes Speckseitlein vorlegt statt dem mageren Stück, das er sich ausgesucht hatte.

Sie ist froh, daß er auf sie hört, und redet hastig weiter.

„Die Bäuerin war ein Schwesterkind von der Ahne, wie ich schon gesagt hab', und es muß ein seltsam Ding um den Brand und alles, was damit zusammenhängt, gewesen sein. Aber weiter erzählt sie mir nichts. Ich vermein' immer, sie will mit dir darüber reden."

„Gewiß will sie mir wegen dem Ilselin etwas sagen," fängt Bartholomäus an, bricht aber unter dem erstaunten Blick der Alten ab.

„Ilselin? . . . Wer ist das, Hochwürdiger?"

Dem Magister ist's peinlich, daß er von einem Mägdlein sprechen soll, er meint nur: „Es war mir so, als ob ich von einem Kinde gehört hätte, das oben wohnt."

„Ein Kind . . . da oben? . . . Nein, Hochwürdiger,

da mußt du im Irrtum sein. Der Hof ist vor sechzehn Jahren abgebrannt und die Frau schon lange tot. Der Mann ist so wie so gleich im Feuer umgekommen. Da ist von keinem Kinde die Rede."

„Aber die Leute hätten doch Kinder haben können?"

„Müssen keine gehabt haben, sonst wären sie auf dem Freihof."

„Ja, ja." . . . Bartholomäus versinkt in Grübeln und hört nicht mehr auf das, was die Muhme spricht, da sie von gleichgültigen Dingen redet. Warum versteckt man das Mägdlein auf der Halde?

Sollte sich Benno doch getäuscht und Träume gehabt haben, die er, nach Art versonnener Kinder, für Wirklichkeit ausgibt? Aber dagegen spricht das Lied. Das hat er nicht aus sich, das muß ihn jemand gelehrt haben! Oder hausen Fremde an der abgelegenen Stätte? Verbrecher und Ketzer können es alsdann nicht sein, da sie gute Weisen singen. Und warum sollten sie dann dort oben hausen?

Am Ende ist das Ilselin doch ein Geisterwesen? Ein saliges Fräulein, trotz Bennos Gegenrede? Der Teufel hat allerlei Blendwerk. Ueberdies sollen ja die Saligen zu den guten Geistern gehören, die Gott loben . . . aber . . . Unwillkürlich bekreuzt sich der Magister bei dem unbehaglichen Gedanken.

„Bist du schon satt und sprichst das Dankgebet?" fragte die Muhme betrübt. Sie hat ihm gerade noch ein saftiges Stücklein vorlegen wollen.

Ihre Anrede bringt Bartholomäus zur Gegenwart zurück.

„Ja, ich bin gesättigt und bedarf nichts mehr," sagt er und steht auf vom Tische.

„Wenn du jetzt auf den Freihof gehen willst, ist die beste Zeit dafür. Der Bauer ist mit dem Gesinde draußen auf dem Felde, da kannst du die Ahne allein sprechen," meint Muhme Berta.

„Das werde ich tun, nachdem ich mein Brevier gebetet habe," erwidert der Pfarrherr.

Damit geht er hinauf, und seine Verwandte setzt sich nun ihrerseits hin und verzehrt ihr bescheidenes Mahl. Sie lächelt heimlich dabei, wenn sie an das Speckseitlein denkt, das sie ihm zugeschmuggelt hat. Sie bedauert, daß es nicht mehr war.

„Nun, wenigstens hat er doch etwas Festes im Leib, daß er alle Mühsal besser aushalten kann!" murmelt sie

vor sich hin und schaut dabei nach, ob er auch tüchtig vom Wein im Krug getrunken hat, was er zu ihrem erneuten Leidwesen aber nicht tat. Alsdann steht sie auf und räumt sorglich alle Speise weg, wobei sie einen Teil der Speise für die Armen wegtut, wie es sich nach Gottes Geboten ziemt.

Dann spült sie das Geschirr ab und führt dabei ihr Selbstgespräch weiter. Sie hat ja niemanden zum reden, da gewöhnte sie sich's an, mit sich selber zu sprechen. Wehmütig lächelt sie und schüttelt leise den Kopf.

„Allzu verwunderlich ist's nit, wenn sich die Leut' hier vor unseren Gestrengen fürchten und ihrem Pflegesohne mißtrauen. Allzu verwunderlich ist's wahrlich nit! Aber das kann ich dem Bartholomäus nit wohl sagen! Er würd' nur bös... und dann verstünd' er's auch gar nit! Er ist zu gut, zu unschuldig, zu fremd im Leben! Gott segne ihn!"

2

Die Muhme hat recht gehabt. Als der Pfarrherr auf den Freihof kommt, ist alles wie ausgestorben. Nur der Kettenhund bellt aus seinem Häuslein hervor, und die Hühner scheuen abseits vor dem wehenden schwarzen Gewande des Mannes, der auf die Hofstätte tritt. Sonst aber ist nichts Lebendes vorhanden. Alle Insassen des Hauses sind draußen auf den Feldern am Berge. Man sieht sie dort herumwirtschaften, ganz klein durch die Entfernung wie fleißige Emsen.

Des Hauses Tür ist halb offen, wie drüben in Bartholomäi Wohnung. Er beugt sich darüber und schiebt den Riegel der unteren Hälfte zur Seite.

„Gelobt sei Jesus Christus!" spricht er dabei.

„In Ewigkeit. Amen!" erwidert eine altersschwache Stimme, die aus einer Kammer herausschallt, und fügt hinzu: „Wer ist da?"

„Ich, der Pfarrherr," sagt der Magister und geht durch den Flur, an den von links die Ställe münden, nach rechts in die offene Kammer, wo die Ahne im großen Himmelbett liegt.

Sie faltet die Hände bei seinem Anblick, so gut das mit ihren gichtgekrümmten Fingern gehen will. „Der Hochwürdige! Welch eine Freud'!" sagte sie dabei.

Bartholomäi Herz erbebt, daß ihn nur endlich einmal jemand freundlich begrüßt.

„Ich hab's eh' nicht gewußt, daß du mich sehen willst. Du warst immer barsch und hast dir meinen Besuch verbeten," sagt er leise, indem er nah hinzugeht und forschend in das runzlige Antlitz schaut, das von weißem Tuche eingerahmt ist.

„Dad hat sein' Ursach' gehabt, mein Pfarrherr!" kommt die langsame zögernde Antwort. Und Bartholomäus weiß auf einmal, woher der Benno die Dunkelaugen hat und den versonnenen Ausdruck darin.

„Du mußt mir die Ursach' erzählen, Frau Mechthild," meint er und setzt sich, auf eine bittende Handbewegung der Alten hin, neben das Bett, wo ein Stuhl steht.

„Ich will dir's wohl sagen, Hochwürdiger. Du mußt aber Geduld haben, und was ich berichte, im Herzen verwahren."

Statt jeder Antwort zieht Bartholomäus seine Stola aus der Tasche und hängt sie um.

Die Ahne nickt. Ein Lächeln geht über ihr Gesicht.

„Ich seh' schon! Du bist treu und meinst es gut! Ich hab's eh' schon gedacht und gehofft, aber Vorsicht war vonnöten! Und nun bist du zur guten Stunde gekommen, wo ich mein Herz ausschütten kann, und niemand es wehrt . . . Mein Sohn traut dir nämlich immer noch nit."

„Er hat böse Erfahrung mit meinem unwürdigen Vorgänger gemacht," murmelt Bartholomäus.

Frau Mechthild aber schüttelt den Kopf.

„Daran liegt's nit! Und darum ist dir keiner hier gram. Es sieht ja ein Kind, daß du anders bist wie der! Nein, es ist, weil du der Pflegesohn von unsrer gestrengen Frau bist."

„Und was hat euch die heiligmäßige Frau getan, die nur allen guten Werken lebt?"

Die Ahne schweigt einen Augenblick und schaut Bartholomäum beinah mitleidig an. Sie bemerkt jetzt erst, da er ihr so nahe sitzt, wie jung er eigentlich noch ist.

„Was wir gegen sie haben, stammt aus Zeiten, da du noch ein unmündig Kindlein warst, Hochwürdiger."

„Und euer Haß hält so lange an? Nachdem die Gräfin doch Gott weiß wieviel Gutes dem ganzen Lande getan? Nachdem sie Ruh und Ordnung geschaffen hat, daß ihr ungestört euer Korn bauen und ernten könnet, daß ihr still unter eignem Dache ruhen könnet, ohne zu befürchten, von wildem landstreichenden Volke überfallen zu werden?"

34522

Das alte Haupt in den weißen Schleiern wiegt sich hin und her. „Niemand will streiten, daß die gestrenge Frau jetzt ein gut Regiment führt, daß sie uns vor Räubern schützt und mit starker Hand dreinfuhr, als die Schwarmgeister Mord und Aufruhr predigten . . . Aber, damit macht sie nit gut, was sie früher getan hat, und damit weckt sie die Toten nit mehr auf . . . Ich mein' eben nit Menschenleichen, sondern andere Tote! Zum Beispiel: das Vertrauen in ihre Gerechtigkeit, die Hoffnung auf ihr mildes Herz . . . die sind tot! Sie selber hat sie in bösen Jahren des Eifers erschlagen, und die wachen nimmer auf."

Bartholomäus schüttelt den Kopf. Die Sache läßt sich ganz anders an, als er erwartete.

Frau Mechthild aber fährt fort: „Ich hab's mir schon lange vorgenommen, dir alles zu sagen, Hochwürdiger, weil du mir leid tust und ich dir helfen und raten möcht'."

Eine Bauernfrau will dem Magister aller freien Künste raten und helfen? Das ist wieder eine bittere Pille! Bartholomäus aber würgt sie tapfer hinunter und macht nur eine Gebärde, daß die Alte fortreden soll.

„Hast du je von dem Gemahl unserer Gestrengen gehört, von dem Grafen Heinrich?" fragt sie nun.

„Hm, ja . . . ! Viel Gutes aber war's nit, das ich von ihm hörte! Er soll gar üble Sitten gehabt und meiner hohen Frau Pate eitel Kummer bereitet haben."

„Ja, ja! . . . So wird's gesagt! Man sagt eben gar viel, wenn man will oder muß! Und dir wird schon kein anderes Wort über ihn zugekommen sein, als seine Witib für gut hielt. Er war aber nit so, wie du vermeinst, das kann ich verbürgen, denn ich hab' ihn wohl gekannt. Ein junger frischer leutseliger Herr war's, der frohe Lieder mocht' und heit'res Gespiel. Der gern jagte und dem alles ritterliche Turnier und Tjost eine Freude war . . . Doch unrecht war er nit, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer! Es war nur ein Kreuz, daß er, weil die Gebiete aneinander stießen und das Land gut zusammenpaßte, in frühester Jugend mit der Erbtochter hier, der Isentrud, verlobt ward, ja sogar feierlich getraut, also daß er ihr verfallen war und zugehörte, obwohl sie nit das richtige Gespons für ihn war."

„Frau Mechthild, Frau Mechthild, ich glaub', daß du falsch beraten bist. Er hat bösen weltlichen Sinn und üble Gelüste gehabt und die Heiligkeit seiner Frau war ihm zuwider."

„Ach, Hochwürdiger, die Heiligkeit war's nit, aber das

Heiligtun und das Sauersehen und das ewige Beten ohn' End noch Ziel, und die Eifersucht, die fürchterliche Eifersucht! . . . Ja, schau' mich nur so erstaunt an, es war so! Die Gestrenge hat's wohl gefühlt, daß sie häßlich und sauertöpfisch ist! Aber, anstatt sich zu mühen, es zu bessern durch Freundlichsein, ist sie immer strenger geworden und hat's verhehlt, wie ihr das Herz blutete, weil sie ihren Mann nit gewinnen konnte! Sie hat ihm das Haus zur leibhaftigen Höll' gemacht! Und nicht durch Keifen oder Schimpfen, sondern durch die ewige Kält' und Eisluft, die gleichsam um sie her geweht ist. Und innerlich war doch alles in ihr Feuer und Flamme. Aber sie war zu tief getroffen, da sie als Mägdlein unversehens einmal gehört hat, wie der Graf bei seinen Freunden eitel Spott und Hohn über die garstige Betschwester ausgeschütt' hat, die er heiraten müßt'. Und so etwas vergißt ein Weib nie, Hochwürdiger! Ich würd's ihr ja auch weiter nit verübelt haben, daß sie bös darum war, wenn sie nur Maß gehalten hätt' und nit in zu toller Eifersucht entbrannt wär'. Aber sie hat von Stund an überall Unrecht gewittert und hat sich eingebild't, ihr Gemahl nähm's mit dem Sakrament der Eh' nit genau, wo er doch nichts wollt', als sich ein wenig draußen tummeln, und nit allerweil im engen Losament sitzen und Tag und Nacht beten! Und daher ist das Unglück und Elend kommen."

Frau Mechthild schweigt und lehnt sich im Bett zurück. In Bartholomäi Erinnerung aber tauchten Dinge auf, die er zeitweise bemerkt hat, ohne auf sie zu achten, die aber jetzt einen tieferen Sinn und Bedeutung gewinnen. Wär's möglich? Könnte seine heiligmäßige Pflegemutter Fehler haben wie andere Menschen?

Doch da fängt die alte, zitternde Stimme wieder an: „Und da hat denn die Gräfin begonnen, ihren Gemahl überall ausspionieren zu lassen durch vertraute Leut', und hat einen Haß auf jedes hübsche Weib und saubere Mägdlein gehabt, das nur eine Meile weit von ihm war. Und hat bei sich nur häßliche Mägde geduldet, je häßlicher, desto lieber! Durch den Büttel aber hat sie bei den Weibern nach Kleidertand und Eitelkeit fahnden lassen, daß, wer ein rotes Mieder oder buntes Tuch oder glitzriges Geschnür trug, bestraft ward! Und welche Maid ihr schönes Haar offen trug und lang hängen ließ, wie es Jungfrauen zum Wahrzeichen ihrer Tugend doch wohl dürfen, da hat sie

Library
Concordia Teachers College

ihr gar die Haare abschneiden lassen! . . . O, ich könnt' gar viel und lang erzählen, wie sie gewütet hat, alles im Namen von Sittsamkeit und Ehrbarkeit, aber im Grund nur, weil's ihr am Herzen fraß, daß sie nit selber schön und lustsam für die Augen war! Sie hat eben das Mäntelein drum gehängt, wie's ein jeder von uns gerne tut, wenn er sein Böses beschönen will! Aber das Land hat sehr darunter gelitten und ihr Gemahl ward immer auffässiger. Zwar konnt' er ihr nit wehren, da sie ein' Erbtochter war, mit ihren Untertanen zu verfahren, wie sie wollt'. Aber böse Wort' hat er viel drum gegeben, und aufbegehrt hat er gar häufig, also daß die Ehe von den zwei immer härter und bittrer geworden ist und er vom Schlosse wegblieb, soviel er nur konnt'!"

„Weißt du das auch bestimmt, Frau Mechthild? Urteilst du nicht vom Hörensagen?"

„Nein, Hochwürdiger! Ich weiß es nur zu genau. Denn der Mann von meinem Schwesterkind, der verstorbene Hofbauer an der Halde, war ja des Grafen Heinrich Freund, so weit ein Bauer und ein Herr gefreund sein können."

Der Magister fährt auf: „Was war er mit dem Grafen?"

„Gefreund und noch mehr, nämlich sein Milchbruder. Du mußt wissen, Hochwürdiger, daß des Grafen Mutter im Wochenbett starb, und daß die junge Bäuerin von der Halde zu ihrem Ersatz für den Neugeborenen geholt wurde. Der alte Graf wollt' keine Hörige für seinen Sohn und hat die Frau fein säuberlich gebeten, ihm zweite Mutter zu sein, ihr auch blanke Batzen in die Truhe geschenkt. Der Bub, ihr Eberhard, ist als freien Mannes Kind auch wie des Junggrafen Gesell gehalten worden, also daß der Heinrich ihn liebte wie einen Bruder. Sein Herz hing wahrhaft an ihm, und gar oftmalen hat er ihm sein Leid geklagt, wenn er zum Schein dem Weidwerk oblag, in Wirklichkeit aber auf dem Haldenhof einkehrte. Ach daher ist alles Elend kommen!"

Bartholomäi Pulse fiebern, aber er zwingt sich, daß ihm nichts anzumerken ist. „Und was geschah dann?" fragt er.

„Eine Weile lang nichts, denn die Frau Gräfin konnt' doch nit verbieten, daß ihr Gemahl zur Jagd ging, noch daß er mit seinem Milchbruder verkehrte. Aber das Uebel begann, als der junge Bauer nach seines Vaters Tod den Hof bekam und heiratete. Meine Schwestertochter, die Ilse, war leider Gottes sehr schön, und die Spione der Frau Gräfin

sagten ihr das . . . da gab's keine Ruh mehr, bei Tag und Nacht! Die Gräfin hat sogar unsern hochwürdigen Herrn Bischof Lando angestift', daß er, als Oheim der Gestrengen, den Grafen Heinrich bat und anflehte, um der lieben Ruh willen und um üblen Anschein zu meiden, vom Haldenhof künftig fernzubleiben. Aber das war in den Wind gesprochen! Der Heinrich setzt seinen Kopf auf und tat's erst recht, obwohl ihn mein Eberhard auch dringlich bat, es zu lassen, und die arm' Ilse viel darum geweint und gesorgt hat, denn ihr Herz war voll böser Ahnung."

„Hat sie auch nie mit dem Grafen ein leichtes Gespiel getrieben? Ich mein' ja nicht, daß es zum Aeußersten gekommen ist, aber hat sie etwa nach Weiberweise gescherzt und ist unziemend lustig mit ihm gewesen?"

„Nie! Bei Gott und unserer lieben Frau! Die Ilse war ein rechtschaffen Weib, ein sittsam Weib, das nur ihren ehelichen Mann im Auge hatt' und nie mit anderen auch nur ein unnötig Wort wechselte. Das können wir all beschwören, und der Pater Serenus auch. Wenn der von Rom zurück ist, kannst du ihn befragen, Hochwürdiger!"

Wieder der Name, der Bartholomäum stets so hart trifft! Dieser Pater, den alle lieben, dem alle vertrauen und vor dem ihn die Pate so gewarnt hat!

„Ja, der Pater Serenus, der hat alles mitgemacht, der weiß es, Hochwürdiger!" fährt die Alte fort und ahnt nicht, welchen Dorn sie dem Zuhörer ins Fleisch bohrt. „Zu dem sind die Haldenleut immer hinaufgegangen, des Sonntags und Feiertags, wo er in seinem Kapellchen Messe gelesen hat, und ihm haben sie vertraut. Ach, er hat den Grafen auch gewarnt. Aber der hat leichten Sinnes nur gelacht und gemeint, die Isentrud hätt' ihm nichts zu befehlen, er tät', was er wollt', und seine Freunde würd' er schon beschützen, daß ihnen nichts geschähe. Ja, ja! Der Mensch denkt und Gott lenkt, wenn auch des Herren Lenkung uns manchmal sehr fremd und sonderbar anmuten will. Wir verstehn's eben nit so . . . Es war nämlich etwa im vierten Jahr der Ehe des Grafen, da mußt er auf des Kaisers Geheiß in den Krieg ziehen, nach Welschland hinein, auf lange Zeit. Er war auch da wohlgemut, nahm vergnügt Abschied von den Haldenleuten und gab der Ilse, die gerad vom Kindbett aufgestanden war, ein gülden Kettlein für das arme Mägdlein, das sie geboren hatte! O weh! O weh!"

Frau Mechthild muß ein aufsteigendes Schluchzen bekämpfen.

Bartholomäus aber sagt unwillkürlich: „Das war wohl das Ilselin?“

Die Ahne schrickt zusammen. „Weißt du von ihm, Hochwürdiger? Hat dir die Gestrenge von ihm gesagt?“

„Beruhige dich. Ich weiß vom Ilselin, aber nicht durch meine Pate! Und meine Kenntnis bleibt in meinem Herzen.“

„Gottlob für deine Treu! Du mußt nämlich wissen, daß sich die Gräfin, im Wahn ihrer Eifersucht, nit ausreden ließ, das Ilselin wär' ihres Mannes Kind . . . Gott bewahr uns, daß ich solche Sünd' nur aussprechen muß! Sie hat's ja nicht nur mit den Haldenleuten so gemacht! Ueberall wo der Graf eingekehrt war, hat sie solche Verdächte gehegt, also, daß sie schier von Sinnen war und überall ein Kind ihres Mannes vermutet hat, während ihr die Kinder versagt blieben! Und da hat sie böse Rache genommen, als der Graf Heinrich glücklich über alle Berge war, und der Bischof Lando auch, und sie freie Hand hatte! Ueble Rache! Obwohl sie immer gesagt hat und noch sagt, daß es nur ihr Eifer um Zucht und Sitte war, und ihre Glut, die Gebote Gottes gehalten zu sehen!“

Bartholomäus stöhnt hier. Er kann nicht anders. Es wälzt sich zu viel auf ihn an harter Last und schier unerträglicher Pein.

„Ich kann's nicht glauben, daß meine vielteuere Mutter so grausam war. Sie muß ein' Ursach gehabt haben!“

„Hochwürdiger, du weißt nit, wessen ein Weib fähig ist, das sich verschmäht dünkt! Und der Graf hat ja auch sein Teil Schuld an der unglücklichen Ehe gehabt, nur nit in der Art, wie sein verblendetes Gemahl gemeint hat und noch meint! Er war eben ein Leichtfuß, und andere haben für ihn büßen müssen. Denn kaum war er fort, da hat die Gräfin Isentrud ihre Mannen ausgeschickt und hat den Haldenhof niederbrennen und noch Schlimmeres tun lassen. Denn die Mannen haben den Bauern und seine Frau samt dem unschuldigen Kindlein in das Haus gesperrt, eh' sie es anzunden haben.“

Bartholomäus springt auf. „Das ist nicht möglich . . . das kann sie nicht befohlen haben!“ schreit er in seiner Qual.

„Sie hat's befohlen, Hochwürdiger! Verbrennt die Sündenbrut mit der Dirn, die meinen Mann verführt, und mit ihnen den gefälligen Freund, der das Aergernis

geduldet hat! So hat sie gesagt, und die Mannen haben's lachend ausgerufen, als die Haldenleut' um Erbarmen schrien."

Es wird eine Weile ganz still in der Kammer.

Endlich sagt der Magister mit rauher Stimme: „Aber woher weiß man das, da doch die Leute verbrannt sind? Oder wart ihr dabei?"

„Wir nit, denn der Ueberfall geschah heimlich bei Nacht, also daß wir erst am anderen Morgen den Rauch aufsteigen sahen, wo doch schon alles niedergebrannt war! Aber der Pater Serenus, der kam gelaufen, als er den Lärm hörte. Und wie es Gottes Fügung wollt', waren die Mannen schon weggezogen, nachdem sie Gut und Vieh sich angeeignet hatten und alles in Flammen war. Da ist er kühnlich ins Haus gedrungen und hat das Weib mit dem Kindlein gerettet, aber für den Mann war's zu spät. Der gute Pater hat nit noch einmal hineinkönnen, sintemal das Dach zusammenbrach und alles aus war und vorbei! Nun, und die Ilse, die hat nachher alles erzählt . . . daher wissen wir's! Außerdem haben sich die Mannen reichlich der Tat gebrüstet, als sie am Morgen hier durchs Dorf kamen. Sie wollten alle Dirnenherbergen ausräuchern! haben sie gesagt, daß uns die Haar zu Berge gestiegen sind vor Angst... Wir haben uns auch kaum nach oben getraut. Erst nach acht Tagen ist mein Mann selig hinaufgestiegen und hat nur Schutt gefunden, aber ein neues Grab dabei, wo der gute Pater die Ueberreste vom Eberhard geborgen hatte. Und da ist mein Mann selig zum Pater gekommen und hat die Ilse samt dem Kindlein gefunden, in einer Höhle, verborgen vor ihren Feinden. Sie war im Fieber und hat irre geredet. Aber als ich dann auch heimlicherweise bei ihr war und sie pflegte, da wurde sie wieder klar und hat uns alles genau erzählt . . . ach Gott im Himmel, ja!"

Die Ahne schweigt, faltet die Hände und schaut mitleidig auf den Magister, der ganz gebeugt, wie ein Greis, an ihrem Bett sitzt.

„Nimm dir's nit so zu Herzen, Hochwürdiger! Es hat wohl so kommen müssen, und die Gräfin hat auch ihre Straf' bekommen, denn ihr Gemahl ist nit mehr aus dem Krieg heimgekehrt, sondern liegt in welscher Erde, wer weiß wo! Und sie ist eine Witib worden vor der Zeit und kinderlos und trägt schwere Last im Gewissen, ob sie sich nun einred't, es wär' Gerechtigkeit oder nit. Wenn's so gewesen wär', wie sie vermeinte, wollt' ich ja nichts sagen. Aber

darauf nehm' ich das hochheilige Sakrament, daß die Ilse jederzeit ein untadelig Weib gewesen ist. Allein, wie es so geht, die Gräfin hat in ihrem Grimm allezeit hilfreiche Leut' gehabt und Berater, die sie immer mehr aufgestachelt haben, weil man den Haldenleuten die Gunst des Grafen neidete und ihnen Uebles wünschte. Da haben viele die Schuld mit! Aber daß wir nun allem, was von der Gräfin kommt, mißtrauen, kann dich nit wundern, noch daß wir die arme Ilse sorglich versteckt hielten, samt dem Kind."

„So lebt sie noch?" fragt Bartholomäus schier tonlos, mit trockenen Lippen.

„Nein, sie ist vor zwei Jahren gestorben. Aber das Ilselin lebt und haust oben im alten Gemäuer, wo wir ihr und der Mutter ein notdürftig Obdach gerichtet haben. Es ist auch besser, das Kind bleibt in der Einöd', denn erstens könnt ihm die Gräfin Böses tun, wenn sie wüßt', daß es lebt, und zweitens ist das arm' Ilselin nit ganz richtig im Kopf, so ein bissel schwachsinnig. Es paßt nit unter andere Leut. Dort oben aber ist's ganz glücklich, denn sein Wahn ist hold und Gott beschirmt die Unschuldigen. Nur um geistlichen Trost und Zuspruch bin ich besorgt, weil's das immer vom Pater Serenus gehabt hat. Darum bitt' ich dich, daß du manchmal nach ihm siehst und ihm von allem Guten sagst und ihm vorbetest, wie es sich gehört. Für sein Leibliches sorgen wir."

„Ja, ja," lallt Bartholomäus, dem zumute ist, als drehe sich das Gemach mit ihm um und um. Aber eine Stimme in seiner Seele spricht zu ihm, daß ein wahrer Priester nie schwach sein und nie das eigene Ich in die Angelegenheiten tragen dürfe, die ihm ein Mensch in Sorg und Leiden anvertraue. Deshalb nimmt er sich zusammen, daß ihm die Zähne knirschen, und beginnt einiges zu fragen, kühl und gemessen, wie es sich ziemt.

„Nun sag' mir, Frau Mechthild, wie ist's gekommen, daß man das Leben der Frau und des Kindes so lang verheimlichen konnt'? Das bedünkt mich sonderbar. Die Haldenleut, wenn sie wohlauf waren, müssen doch Gesinde gehabt haben, oder ist das mitverbrannt?"

„Nein, Hochwürdiger. Das Gesinde hat sich gerettet und ist beizeiten hier unten im Dorf erschienen, nachdem die Luft rein war. Es waren ein Knecht und eine Magd. Aber sie sind nit so zuverlässig gewesen, daß man ihnen die Kunde vom Leben der Ilse sagen kunnt. Da haben

wir sie im Wahn gelassen, alles wär' verbrunnen . . . was wir ja auch in unserer Angst acht Tag' lang selber geglaubt haben."

Demnach sind die Leut' gleich fortgelaufen und haben nichts erspäht?"

„So ist es, Hochwürdiger."

„Und ist nie jemand auf die Halde gekommen, der bemerkt hätt', daß dort noch Menschen hausen?"

„Die Halde gehört uns, war von Rechts wegen unser, sobald der Eberhard und die Ilse und das Kind tot waren. Es war ein Freihof und wir die Erben. Das hat uns die Gestrenge auch sagen lassen. Sie wollt' ja gerecht sein und nur Missetäter strafen. Daß ihre Mannen Kästen und Truhen geplündert haben, eh' sie das Haus ansteckten, hat sie nie erfahren. Sie hat nur befohlen: Verbrennt das Sündennest mit seinen Insassen und allem, was darin ist, daß keinerlei Ding daraus in redlicher Menschen Hände komm'! Da haben ihre Mannen erst recht scheinheilig vor ihr getan und nachher hinter ihrem Rücken alles eingesackt. Denn sie haben gemeint: so redlich sind wir nit, daß uns dies Gut schaden könnt'!"

„Und darum, weil der Grund und Boden euer war, konntet ihr die Frau und das Kind verbergen?"

„So ist es, Hochwürdiger. Es ward uns leicht gemacht, weil den Leuten vor dem Ort grauft, wo solche Bluttat geschah. Auch scheucht das arm' Ilselin alle Neugierigen fort. Sie meinen, es wär' ein saliges Fräulein."

„Deinem Enkel Benno war auch zuerst bang vor ihr."

„Hat er dir davon gesprochen?"

„Ja, durch ihn weiß ich vom Ilselin."

„Tat's der Bub freiwillig? Das wäre übel, denn wir haben's ihm streng verboten, darüber zu reden!"

„Nein, er tat's nicht freiwillig. Ich hab's ihm als Freund abgefragt, weil er Ilselins Brautlied sang, das mir fremd war . . . Noch einmal, Frau Mechthild, ich will nur helfen, nicht verderben."

„Das glaub' ich gern, Hochwürdiger! Und deshalb bitt' ich dich, geh' auf die Halde. Vielleicht offenbart dir Gott Mittel und Wege zur Hilfe."

„Ich werde morgen hingehen. Nur noch eine Frage: Warum hat der Pater Serenus nichts bei dem Bischof davon gesagt, oder getrachtet, die Frau und das Kind anderweit in Sicherheit zu bringen?"

„Das war leichter gesagt als getan, denn die Ilse ließ sich um keinen Preis fortbringen. Sie scheute die Menschen, und außerdem, obwohl sie anderweitig klar im Kopf war, ist ihr doch von den Todesschrecken eins geblieben: sie hat täglich immer vermeint, der Graf Heinrich wär' gar nit tot, sondern nur in welschem Kerker gefangen und käm' eines Tages heim, um für ihre Unschuld zu zeugen. Wo aber hätt' er sie anders finden können, denn auf der Halde, wo er sie und ihren Eberhard immer gesehen hat? Und deshalb war sie nit wegzubringen. Und was den Bischof betrifft . . . ja, Hochwürdiger, du weißt ja, wie gut er's meint und wie gern er hilft. Aber bei diesen bösen Zeitläuften, wo er immerzu auf Kriegspfaden reiten muß, um seine Schäflein vor fremden Drängern zu schützen, da ist's nit leicht an ihn kommen, und er hat wenig Zeit für solche Anliegen. Außerdem ist er doch der Oheim von der Gestrengen . . ."

„Zeihst du ihn darum der Ungerechtigkeit?"

„Wahrlich nit! Aber es war besser so, wie es ist! Die Gräfin brauchte ja doch viel stärkere Beweise, als wir sie bringen können, um anderer Meinung zu werden. Da mag sie denken, alles vom Haldenhofe sei in den Flammen umgekommen. So ist's am sichersten."

Die Ahne schweigt und sieht vor sich hin, sie ist müde vom Sprechen.

Bartholomäus starrt auch schweigend auf die Erde, als müßten seine Blicke Löcher hineinbohren. Es liegt eine unerträglich schwere Last auf ihm. Er kann kaum atmen, kaum denken.

Endlich spricht die alte Frau wieder, und ihr Blick ruht mitleidig auf der gebeugten jungen Gestalt an ihrem Bett:

„Nimm dir's nit allzusehr hinein, Hochwürdiger! Du bist unschuldig daran, dich trifft keine Schuld. Ich hab' dir nur alles sagen wollen und sagen müssen, weil du gut bist und erfahren sollst, warum die Leut' dir hier mißtrauen. Du sollst auch vom Ilselin wissen, denn wer weiß? Gottes Wege sind wunderbar! Du bist vielleicht berufen, alles ins reine zu bringen und die Unschuld von der armen Ilse ans Licht zu ziehen."

Da richtete sich der Pfarrherr langsam auf. „Wahrlich, Frau Mechthild, so mir das gelänge, würd's mich freuen . . . und mir auch ein Schwert in die Seele bohren . . . denn alsdann wär' meine Pate und zweite Mutter eine Mörderin!"

„Auch für Mörder ist unser allermildester Herr und Heiland gestorben. Du kannst ihre Seele von der Last befreien, wenn du den rechten Weg findest."

„Ja... wenn es wirklich so ist, wie du sagst und glaubst! Aber, aber... Frau Mechthild, ich vermag's nicht zu glauben, daß eine so heiligmäßige Frau so gröblich sündigen kunnt! Sie muß falsch berichtet worden sein."

„Wohl ist sie falsch berichtet worden, sie hätt' aber nit gleich loszuwüten brauchen! Ein gerechter Richter hört alle Zeugen, und sie hat niemand gehört, als ihre Ohrenbläser und ihr eignes bittres wildes Herz."

„Davon wollen wir noch einmal reden. Für heut beurlaube mich! Meine Zeit ist um, ich muß daheim sein, um alles, was du mir gesagt hast, in meiner Seele zu bewegen und im Gebet zu betrachten."

„Ja, geh, Hochwürdiger! Es ist besser, mein Sohn findet dich nit hier, wenn er heimkommt. Es könnt einen üblen Wortwechsel geben. Der Dieter soll erst mit dir sprechen, wenn er dich so gut kennt, wie ich dich nun erkannt habe. Nur bitt' ich dich: ehe du gehst, hör' meine Beicht und gib mir die Lossprechung und deinen Segen."

Ohne ein Wort zu verlieren, setzt sich Bartholomäus in die horchende Stellung und beschattet seine Augen mit der Hand, indessen die alte Frau ihm einige kurze Sätze ins Ohr murmelt. Sie ahnt nicht, was es ihn kostet, stillzuhalten, da jede Fiber in ihm nach Einsamkeit und Sammlung schreit, um das Ungeheuerliche, das er vernahm, zu durchdenken. Aber ein rechter Priester hat kein Ich, wo es sich um die Seelsorge handelt, und Bartholomäus sitzt deshalb so unbeweglich, als ob in seinem Innern Windstille herrschte, anstatt tosendem Sturme.

Endlich ist die Ahne fertig. Ihr Sündenbekenntnis war nicht lang, so ehrlich sie's auch gemeint hat. Der Priester gibt ihr die Absolution, macht das Kreuz über sie und gibt ihr den Segen. Dann erhebt er sich.

„Ich werde für euch alle beten," sagt er und reicht ihr die Hand zum Abschied. „Für euch alle und für meine Frau Pate und für mich selber . . . bedarf ich des Gebetes doch so sehr! Bitte du auch für mich, Frau Mechthild."

„Dafür braucht's keine Aufforderung, das tu' ich ohnedies! Und wenn du auf die Halde kommst, und das Ilselin dich kennen lernt, wird's auch für dich beten. Sein aller-

mildester Herr Bräutigam hört gern auf das Bitten der armen Einfalt."

„Amen!" erwidert Bartholomäus und geht.

Wieder führt ihn sein Weg über den verlassenen Hof, wo der Kettenhund in seinem Häuslein das wehende schwarze Gewand des Mannes anbellt, wo die Hühner davor scheuen . . . Der Pfarrherr wundert sich hier, daß alles so ist, wie vorhin, als er kam! Daß der Apfelbaum am Wege noch blüht, die Stare im Kästlein noch schwätzen und zwitschern! Dünkt es ihm doch, als seien Jahre vergangen, seit er diesen Pfad zum erstenmal ging! Ihm ist wie den Leuten, die bei den Unterirdischen waren, tief unten im Berge, und fanden beim Herausgehen, daß sie sieben Jahre und mehr ausblieben, während sie dachten, es sei nur eine Stunde!

Er stürmt in sein Haus. Zum Glück ist die Muhme nicht da. Es ist niemand dort, der ihn anschaut und ihn fragt: „Um Gott, wie siehst du aus? Was ist dir geschehen?"

Bartholomäus eilt die Treppe hinauf in sein Stüblein und verschließt und verriegelt die Tür hinter sich. Dann wirft er das Oberkleid ab, tritt aus den Schuhen und sinkt auf den Betpult, der von seinem Kruzifix steht.

„Herr... Herr... Herr!" ist alles, was er stammeln kann, wie ein Kindlein, das sich im Dunkeln fürchtet und nach der Mutter schreit. „Kyrie eleison! Christe eleison! Kyrie eleison!"

Nur diesen Hilfeschrei kann er sagen und immer wiederholen. Der Heiland am Kreuze aber blickt auf ihn nieder mit den starren, todestraurigen Augen, die ihm der Bildner schuf, als er seine Gestalt aus dem weißen Holz schnitzte, und antwortete nicht.

„Herr, erbarm' dich . . .!"

Und bei all diesem Hilfegestammel, indessen Bartholomäi Antlitz auf dem harten Brett des Pultes liegt und die gerungenen Hände sich ineinander krampfen, geht sein Leben, wie es gewesen, in Blitzesschnelle vor seinem Geistesauge vorüber, gleichsam wie bei einem Ertrinkenden, der noch einmal das Vergangene schaut, eh ihn die Nacht der Bewußtlosigkeit umfängt.

Bartholomäus sieht sich und Schwester Friderun, ganz klein, im Grase spielen. Bei ihnen ist auch das jüngste Schwesterlein, das später gestorben ist, und die Mutter betreut ihre kleine Schar. Es will den Knaben bedünken,

als ob oftmalen, wenn sie so spielen, ein schwarzer Schatten in den Garten käme, aus dessen Schleiern hervor ein Paar brennende Augen nach ihm blickten. Er ist bang vor dem Schatten. Klein-Friderun aber lacht und zeigt ihr Schwesterlein, das noch kaum wandeln kann — da versuchte der Schatten zu lächeln, was Bartholomäo noch unheimlicher vorkommt.

Und eines Tages liegt die Jüngste im Sarg. Dann stirbt ihr die Mutter nach, und die Hinterbliebenen spielen allein im vereinsamten Hause, an dessen Mauern der Schneewind braust. Da kommt der Schatten wieder, in Begleitung des Vaters, setzt sich auf die Fensterbank und sieht im Dämmerlicht der mit Hausenblase überzogenen Fenstergitter doppelt gespenstig aus. Bös aber scheint der Schatten nicht, denn er trachtet auf ungeschickte Weise sich die Kinder gewogen zu machen und reicht ihnen Spielzeug hin. Bartholomäus soll's nehmen, er fürchtet sich aber und duckt sich, trotzdem ihm der Vater eifrig zuredet. Der arme Vater sieht so krank, so müde, so traurig aus! Seine Hände zittern vor innerem Fieber. Bartholomäus will ihn nicht kränken, er geht endlich zum Schatten hin, da gewahrt er, daß es eine Frau ist, und daß die Frau weint. Das tut ihm weh. Er mag niemanden weinen sehen, sein weiches Kinderherz quillt über.

„Frau, nit weinen!" sagt er, läßt das Spielzeug fahren und müht sich mit einem Zipfel des schwarzen Schleiers, das nasse Angesicht zu trocknen.

Da fühlt er sich plötzlich von zwei Armen gepackt, mitten in die nächtigen Falten hineingerissen, und wider ein Herz gepreßt, das wild und stark schlägt. So stark, daß er's durch alles hindurch spürt. Eine heisere Stimme raunt: „Ich habe keinen Sohn!" und dann wird er ebenso jählings zurückgestoßen wie er gefaßt wurde, und daß er taumelt und auf den Füßen schwankt. Und die Frau wendet ihr Antlitz ab. Bartholomäi Mitleid aber hält an. Er zupft an dem weiten schwarzen Aermel des Witwengewandes. „Hast du keinen Sohn? So will ich es werden, auf daß du nit so gar allein bist."

Von Stund an war das Schicksal des Verwaltersknaben entschieden. Die Gräfin Isentrud von und zu Geyersbrunn hat ihn zu sich genommen, und weil Friderun sonst allein wäre, auch diese, also daß beide wie ihre leiblichen Kinder gehalten werden. Weshalb der Vater Gott nicht genug dan-

ken konnt', denn er war von unheilbarem Siechtum gedrückt und starb bald darauf, mit einem Dankesgebet auf den Lippen.

Das war vor Jahren. Und durch all diese Jahre her kann sich Bartholomäus nur Gutes von seiner Pflegemutter entsinnen.

Freilich, streng und ernst war sie in ihrem Wesen, sehr streng sogar, aber das hat seine guten Gründe. Sie hat ja dem Knaben so oft gesagt, daß Gott auch streng mit uns Menschen sein muß. Sind wir doch so verderbt und sündig aus Natur, durch Adams Fall, daß wir unrettbar der Hölle verfallen wären, wenn der Eingeborene des Vaters sich nicht zum Lösepreis für uns dahingegeben hätte. Und müssen wir des nicht immerdar eingedenk sein, also daß wir Gott in Furcht und Zittern dienen, als dem gerechten Richter, der all unsere geheimsten Fehle sieht? Straft er nicht unnachsichtlich, auch die scheinbar Unschuldigen, indem die Nachkommen für die Sünden der Väter büßen, obwohl sie, außer dem Erbe des bösen Blutes, kein Teil daran haben?

Dies soll und muß unser Vorbild sein, und Bartholomäus hat das nur zu gut verstanden. Deshalb dünkt es ihm in der Ordnung, daß Gräfin Isentrud auf ihrem Gebiet alle Vaganten und Zigeuner aufhängen läßt, alle gefallenen Mädchen mit Pranger und Rutenstreichen straft, alle Schwarmgeister und Irrgläubigen den weltlichen Gerichten übergibt, daß sie neben Hexen, Zauberern und Brandstiftern lebendig verbrannt werden. Denn alle Uebeltat, Auflehnung, Selbstüberhebung, Eitelkeit und Unzucht muß ausgerottet werden.

Auch daß die Gräfin, als treue Landesmutter, besorgt ist, die Versuchung den Schwachen fernzuhalten, fand Bartholomäus von jeher in der Ordnung. Nie darf eine Fiedel in Isentruds Gebiet zum Tanz aufspielen, kein weltliches Lied erklingen, kein buntes oder gefälliges Gewand von den Frauen und Mägdlein getragen werden. Das sind alles Fallstricke des Teufels, aus denen der Augen Lust, des Fleisches Lust und hoffärtiges Leben entspringen. Darum fort damit, daß die geistig Schwachen behütet bleiben!

In anderer Art aber, da Gott auch uns Menschen hie und da als Lohn für die guten Werke unverdienterweise etwas Gutes zukommen läßt, bemüht sich Isentrud, den Leuten zu helfen, die Gottes Gebote halten, oder die uns vom Herrn empfohlen sind, wie Kranke und Arme. Täglich speisen hundert Mittellose von ihrem Tisch, die sie

selber bedienen hilft. Häufig geht sie in das Spital, das sie gestiftet hat und wäscht die Wunden der Aussätzigen und küßt ihnen die Hände. Waisenkinder und Krüppel, Alte und Schwache finden Herberge bei ihr, Klöster und Kirchen sind jederzeit ihrer milden Hand versichert. Sie selber kasteit sich mit Fasten und scharfem Geißelhieb, trägt ein härenes Hemd unter ihrer Witwentracht und betet Tag und Nacht. Immer muß ein Priester um sie sein, daß sie die Lossprechung nach demütiger Beicht empfangen kann, sobald sie sich des kleinsten Fehlers bewußt ist.

Und diese heiligmäßige Frau sollte aus unlautern Gründen gehandelt haben? Sollte ihren Gemahl betrübt haben und dabei derart von weltlicher Liebe zu ihm umstrickt gewesen sein, daß sie aus schnöder Eifersucht sengen und brennen ließ, und Unschuldige ungehört dem bittern Tod überantwortete? . . .

Nie und nie! Die Leute auf der Halde waren schuldig, und Isentrud hatte gerechte Ursach' für ihr Strafgericht.

O, wenn der Magister dies nur wirklich glauben könnte! Aber beständig rührt sich etwas in seiner Seele, mahnt und bohrt und gibt keine Ruhe, und verbietet ihm, der Ahne Offenbarung als Irrwahn oder falschen Bericht aufzunehmen. Es ist Bartholomäo, als wäre er plötzlich auf schwachem Kahn in eine Sturmflut hinausgestoßen, ohne Ruder noch Steuer.

Wenn Frau Isentrud schuldig ist, wenn ihre Heiligkeit nur Schein war, an wem soll man noch aufblicken? Wem trauen? An wen sich halten auf der Welt?

Bartholomäi Gehirn schwindelt. All seine Begriffe und Hochachtungen wanken. Zum erstenmal im Leben ist ihm die Sicherheit abhanden gekommen, mit der ihm früher alles erklärbar und verständlich deuchte. Unser Dasein scheint ihm nicht mehr einfach wie heute morgen noch, wo er, nach alter Gewohnheit, alle Lebensrätsel mit glatter Bejahung oder Verneinung löste wie weiland Alexander der Große den gordischen Knoten mit dem Schwerte. Unwillkürlich tastet Bartholomäus um sich, halt- und hilfesuchend, und bekommt dabei den Stamm des Kreuzes zu fassen. Mit irrem fragendem Blicke schaut er zum Gekreuzigten auf.

„Ist's also gemeint, o Herr? Willst du mir sagen, daß ich mich nur an dich halten soll und alles andere fahren lassen? Wohl, ich tu's . . . ach, ich tu's nur zu gern, denn du bist ja der wahre Halt. Aber nun erbarm dich auch deines

Knechtes und gib mir Klarheit in meiner Wirrnis! Löse mir das Rätsel, warum ein Mensch, der dir in allen Stücken nachzufolgen trachtet, der von Jugend auf täglich mit der heiligen Seelenkost deines Leibes und Blutes gespeist ward, wie der so gröblich irren und fehlen kann gleich dem schnödesten Weltkinde. Wo warst du, Herr, als Isentrud den Frevel ersann und ihn noch mit frommer Rede beschönte?"

Die Wucht dieser Fragen überkommt den Magister plötzlich so hart und schwer, daß ihn Verzweiflung packt. Wenn alles trügt, wenn alle Gebete, alle guten Werke, aller Eifer nichts gegen die Sünde helfen, dann ist ja alles eitel und töricht! Und das kann nicht sein . . . das darf nicht sein! . . .

„Nein, nein, nein, Herr, es ist ja unmöglich, daß Isentrud sündigte! Unmöglich, unmöglich, unmöglich!"

Hat Bartholomäus diese letzten Worte laut hinausgeschrien? Es scheint so, denn er schreckt zusammen, da sie hohl und dumpf von den Wänden des Gemaches widerhallen. Und dann murmelt er mit ersterbender Stimme noch einmal: „Es ist unmöglich . . . es kann nicht sein . . . es darf nicht sein!"

Und er versinkt in ein langes finsteres Brüten und Grübeln.

Der Tag geht nach und nach in das lichte silberne Dämmern der Mainacht über.

Die zusammengesunkene düstere Gestalt auf dem Betschemel aber rührt und regt sich nicht. Bartholomäus ist jenseits von Zeit und allem Diesseitigen. Seine Seele ringt in den Abgründen des Jenseits mit der furchtbaren Hand, die sie in Eisengriffen gepackt hält, und sie zwingt, Dinge anzuschauen, die sie so gerne, ach so gerne, auf ewig mit dichter Decke verhüllt hätte! Was ist's dem Ringenden noch, daß die harte Kante der Bank seine Knie blutig drückt? Er fühlt es nicht! Was schiert es ihm, daß Muhme Berta vor der geschlossenen Kammertüre steht und betet und weint und den vielgeliebten Hochwürdigen anfleht, doch eine Erquickung zu sich zu nehmen? Er hat nur ein hartes ingrimmiges Lächeln dafür, als er die arme Alte endlich trübselig weghumpeln hört. Was liegt an diesem irdischen Leib, diesem Gefäß der Unehre, aus Staub und Erde geformt, wenn es sich um die Seele handelt? Er achtet es nicht, und sein Ohr ist taub für das milde Läuten des Aveglöckleins, das zum Engel des Herrn ruft. In seinem

Herzen bohrt ein feuriger Pfeil und wühlt sich immer tiefer — der Zweifel an allem, was ihm vordem heilig deuchte.

Immer schwerer sinken die Schatten, immer lastender wuchtet die Nacht auf dem einsamen Gemach, dessen Ecken und Wände in ungewissem Dämmern verschwimmen, daß es sich endlos zu dehnen scheint, wie jene Nachtnebelräume des Fegfeuers, aus denen eine Heilige nur tiefe Seufzer und Stöhnen erklingen hörte, ohne die armen Seelen schauen zu können, die da in ihrer Pein klagten! In mattem Viereck steht das Fenster darin, draußen ist's ja hell, draußen duftet und blüht und schimmert die weiße Maiennacht. Vom Fenster fällt ein schwacher Schein auf das hohe Kruzifix, also daß der Gekreuzigte daran zu erkennen ist und blaß und gespenstisch im Dunkel hängt.

Da bricht ein heiseres irres Lachen von Bartholomäi Lippen, und er reckt sich mit einem Male hoch auf:

„Herr, ich mahne dich an all deine Versprechungen, an alles, was du getan hast! Ich beschwöre dich bei deinen blutigen Wunden, gib mir Antwort, laß mich nicht verschmachten! Siehe, ich werde dich zwingen, wie Jakob, als er mit deinem Engel rang. Du sollst mir antworten, du mußt mir antworten! Ich stürme deinen Himmel dafür!"

Bald darauf klatscht und saust die Geißel auf Bartholomäi nackte Schultern herab, von seiner eigenen unbarmherzigen Hand geführt, jeder Hieb läßt seine blutunterlaufene Spur auf einem Körper, der schon so manche Narbe der Buße zeigt. Aber je heißer der Schmerz, desto lieber dem Büßer, der die Qual seiner Seele dadurch weichen fühlt. Immer wieder und immer wieder fällt der Schlag auf das freiwillige Opfer, der Schweiß rinnt Bartholomäo von der Stirne, Tränen quellen ihm aus den Augen . . . Endlich bricht er nieder und sinkt am Boden hin.

„Herr, ich habe getan, was ich konnte . . ."

Damit breitet er die Arme in Kreuzesform aus. Keuchende Atemzüge heben und senken seinen gemarterten Leib. Die Augen aber hängen mit Fieberglut am Bilde Christi, das starr und unbeweglich über ihm hängt.

„Herr, ich habe getan, was ich konnte . . . nun sprich du!"

Dann wird's auf lange still im Gemach, und kein Laut stört das Schweigen der Nacht.

Endlich regt sich der Liegende. Ihm war, als rühre eine sanfte linde Hand seinen Arm. Verstört wendet er den Kopf zur Seite . . . aber es ist nur der Mondschein, der

sich durchs Fenster gestohlen hat, breit und licht auf dem Tische liegt und darüber hinweg seinen Strahl auf den Boden ergossen hat.

Das Licht streift Bartholomäi Arm, und es lockt und zieht ihn auf eigene Weise, also daß er mühsam aufsteht und nach dem Tische wankt. Dort liegt sein Brevier aufgeschlagen... soll das ein Zeichen des Herrn sein?

Zagend wendet er seine Blicke auf die Zeilen des beschriebenen Pergaments . . . und siehe! Da steht etwas ganz anderes, als er gefürchtet oder auch gehofft hat:

„In te Domine speravi, non confundar in aeternum . . .“ und abermals liest er: „In manus tuas commendo spiritum meum . . . redemisti me, Domine, Deus veritatis.“

Ein wildheißes erlöstes Aufschluchzen geht durch die Stille.

„Herr, Herr, so milde, so gütig bist du! So linde Antwort hast du für einen elenden Zweifler wie mich . . . O Herr, Herr! Ja, wahrlich will ich mir daran genügen lassen, was du mir gezeigt hast! Auf dich, o Herr, hoff' ich, lasse mich nimmermehr zuschanden werden! In deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst, o Gott der Barmherzigkeit! O allermildester Herr Jesu, wie sanft ist deine Mahnung, wie leicht dein Gebot! In deine Hände befehle ich meinen Geist und all seine Nöten und all mein irdisch und himmlisch Ding und Anliegen! Mache du alles nach deiner Weisheit, wie es dir gefällt, und tue an mir und allen Menschen nach deinem Wohlgefallen, du wirst es recht machen! Amen!“

Darauf schwankt Bartholomäus wie ein genesender Kranker, den die Füße noch schwer tragen, zu der harten Pritsche, die ihm als Lagerstatt dient. Er tut einen tiefen Zug aus dem Wasserkruge, der daneben steht, und sinkt dann mit einem leisen Seufzer des Aufatmens nieder, indem er das Zeichen des Kreuzes über sich macht.

3

Maiensonne, Frühmorgenduft, grünende Wiesen, blühende Sträucher und fröhlich zwitschernder Vögel Tirili — alles dieses grüßt Bartholomäus, während er den Hauptberg hinansteigt, um seine Hirtenpflicht an dem einsamen Schäflein droben an der Halde zu erfüllen. Sein Ausflug erweckt kein Aufsehen, da oberhalb von seinem

Pfarrdorfe Wolfsweiler einige versprengte Höfe und Häuser liegen, die er ab und zu heimsuchen muß, um seines Amtes zu walten.

Bartholomäus geht langsam hinan. Die Glieder sind steif, und sein Rücken schmerzt ihn von der selbst auferlegten Buße, aber sein Gemüt ist ruhig. Er hält sich an die Worte, die er im Brevier gelesen hat, er hofft und vertraut. Außerdem hat er, um die beschwerliche Bergfahrt zu bewältigen, seiner Muhme die Freude gemacht, ein kleines Frühmahl zu sich zu nehmen. Da ist sein Körper gestärkt, was nicht ohne Wirkung auf den Geist bleibt. Er wagt es sogar, als ihn die Stille der Bergeinsamkeit umfängt, die Augen umhergehen zu lassen und sich an der Natur zu erfreuen. Haben nicht auch Heilige, wie der große Franz von Assisi, sich ohne Seelengefahr an der Schöpfung erlabt, ja sogar noch den größten geistigen Nutzen aus dieser Betrachtungsweise gezogen?

Bartholomäus atmet unwillkürlich leichter, als er nun den Hochforst erreicht, dessen grüner Mantel um Haupt und Schultern des Berges liegt. Es wird dem Wanderer zumute, als beträte er ein Münster, er nimmt die Mütze vom Kopf und bleibt stehen

„Mirabilia opera tua, et anima mea cognoscit nimis! Wunderbar sind deine Werke, o Herr, und meine Seele erkennet sie wohl!“ flüstert er und schaut an den Riesenstämmen der Edeltannen empor, die als himmelragende Säulen das Baumkronendach des Naturmünsters tragen. Immerdar geht ein sachtes heimliches Brausen und Rauschen in diesen Wipfeln, als wogten die Schwingen von Engeln dort oben, dem Auge unsichtbar, doch dem Ohre vernehmlich. Es zieht Bartholomäum, daß er, dem inneren Drange folgend, sich in den weichen Moosteppich niedergleiten läßt, der zu Füßen der Tannensäulen gebreitet ist, mit gelben Schlüsselblumen, mattblauen Hundsveilchen und blauroten Wickenblüten bestickt.

„Mirabilia opera tua!“ wiederholt der Magister, faltet die Hände und versinkt in stillfriedvolle Andacht.

Wie lange hat er so gesessen und die reine Luft göttlicher Nähe geatmet?

Er weiß es nicht, nur schreckt er plötzlich auf, denn ihm ist, als habe eine Stimme an seinem Ohr gerufen: Ilselin von der Halde!

Ach ja! Er ist ja noch nicht im Himmel! Den muß er sich erst verdienen! Seufzend kehrt er zur Wirklichkeit zurück und erhebt sich, um seinen Gang wieder aufzunehmen.

Der Pfad wird stetig beschwerlicher. Die zähe, schwarze Walderde des Bodens ist aufgeweicht von Regengüssen und dem Tau der Nacht. Es ist schlüpfrig zum Gehen, das Wasser quillt unter den Tritten. Zum Glück aber geht's eben entlang, denn der Weg windet sich gemächlich um den Wipfel des Berges, sonst würde Bartholomäus öfters ausgleiten als ihm lieb wäre.

Und nun hört der Tannenwald mit einem Male auf, und schlanke Buchen, deren Laub noch kaum entknospt ist, halten ihren duftig zarten Baldachin über Bartholomäi Haupt. Aus der Ferne aber blickt weißes Gestein in ihr sonnendurchwobenes Dämmern. Das ist jene Mauer von Kalksteinfelsen, die man den Riesentritt nennt, weil sie einer gewaltigen Schwelle gleicht, nur für Gigantenfüße beschreitbar.

Hier muß man links herum gehen, hat Benno gesagt, wenn man zur Halde will. Der Magister gelangt auch linker Hand zum schmalen Pfad, der auf halber Höhe des Riesentrittes längs aller Grate und Schroffen führt und nicht leicht zu begehen ist. Bartholomäum ficht das nicht an, da er ans Bergsteigen gewöhnt ist. Es freut ihn sogar, denn er kann hinabsehen, so weit als die Augen schweifen können. Ihm ist, als sei er ein Vogel, der über der Erde schwebe und sie von oben betrachte.

Tief unter ihm wogen die Wipfel von Lärchen und Tannen. Die Ebene dehnt sich weit hinaus. Klein, wie Kinderspielzeug, stehen die Häuser von Wolfsweiler darauf. Hinten am Horizont ragen die Türme und Zinnen des Städtleins Geyersbrunn, ja, Bartholomäus wähnt, er könne im blauen Fernenduft Schloß Geyersperg schauen, wo seine Pate und Pflegemutter haust.

Er seufzt tief und schwer, als er ihrer gedenkt. Das Rätsel seines Lebens starrt ihn mit finsterem Blick an. Wie um ihm zu entgehen, hebt er das Haupt und schaut aufwärts. Da gewahrt er die überhängenden Ränder der Klippe, hell und grell gegen das blaue Firmament. Ein herabhängendes Netz von losem Wurzelwerk sagt dem Kundigen, daß die nächste Regenflut junge Baumstämme und Sträucher fortspülen wird, die sich allzu vertrauensselig am ausgewaschenen Rande des Riesentrittes ansiedelten.

„Sie sind wie Menschen, die ihr Heil auf Irdisches

setzen und nicht den Grund auf Gott legen. Als der Sturm und das Unwetter kamen, trieb es sie hinweg!"

So denkt der gewissenhafte Seelsorger und nimmt sich vor, am nächsten Sonntag über dies Thema zu predigen, denn er liebt es, Gleichnisse aus dem Alltagsleben zu wählen, die einfältigen Seelen verständlich sind.

Langsam biegt der Pfad immer mehr nach links, wobei ein Keil ebenen Erdreichs eindringt, der sich stetig verbreitert. Dichtverwachsenes Gestrüpp von Dornsträuchern, Himbeerstauden und hohen Farnen wuchert in dieser windgeschützten Mulde, der eine Quelle entspringt. Munter hüpft diese zu Tal; vorher aber hat sie in einem unergründlich tiefen Erdloch eine Art von Brunnenteich gebildet, um den sich das Gestrüpp erst recht fest drängt. Der Mai hat einen ganzen Schnee von weißen Blüten aus den Dornzweigen gelockt. Schwarz und unbeweglich ruht das Wasser zwischen diesem lichten Kranze. Wer hineinfällt, ist verloren, doppelt verloren! Denn, so sagt der Volksmund, in diesem Brunnenschacht ist der Eingang zum Reich der Unterirdischen.

Bartholomäus wendet den Kopf ab, es graust ihm, als er an dem Heidenbrunnen vorüberschreiten muß. Er murmelt einen Exorzismus, denn ihm ist, als regte sich etwas in den Büschen und als rauschte es gar seltsamlich um ihn her.

„Apage Satanas! Apage . . . retro . . .! Hebe dich hinweg, Satan . . . zurück!" Bartholomäus fängt unwillkürlich an zu laufen, er läuft und springt, daß ihm der Schweiß in hellen Tropfen herabrinnt, über alle noch so gefährlichen Stellen des gefährlichen Pfades, bis er endlich auf sanftere Wege kommt. Er schaut nicht einmal mehr rückwärts.

Und es ist vielleicht besser, daß er es nicht tut, denn er wäre sonst übel erschrocken! Hinter dem Fliehenden taucht ein Antlitz aus den weißblühenden Büschen auf, das ihm mit glühenden Augen lange nachschaut. Hätte der Pfarrherr das Antlitz gesehen, so würde er gesagt haben, es hätte die Züge von Dieter, dem Freihofbauern, aber seltsam verzerrt und verzogen. Langsam schieben sich Schultern dem Antlitze nach, denen ein mächtiger Körper folgt, der sich aus den Zweigen herauswindet. Ein scharfes Beil blinkt in der Hand des Mannes, der sich kaum vom Heidenbrunnen trennen kann und zögernd nach oben klimmt, um den Wald zu erreichen. Seinem Fuße setzt der Riesentritt keine Schwierigkeit entgegen, er überwindet ihn wie eine Katze und läßt sich dann oben ins Gras hinfallen wie ein Todmüder.

„Der Pfaff' hat's gemerkt! Sein Schutzengel hat ihn gewarnt! Aber was hielt mir die Hand? . . . Warum konnt' ich's nit tun? Warum konnt' ich's nit tun?..."

Der Wind weht über die Klippe, der Wald rauscht, und die Wasser springen zu Tal, sonst aber gibt nichts der Frage des finsteren Mannes Antwort.

„Warum konnt' ich's nit tun?..." wiederholt der Mann sinnend. „Und ich tu's doch, ich tu's doch!" ruft er plötzlich und springt auf und schwingt sein glänzendes haarscharf geschliffenes Beil.

„Kuckuck... kuckuck... kuckuck schreit da plötzlich ein Gauch im Walde mit harter hölzerner Stimme.

Der Dieter fährt zusammen und macht eine Faust. „Schrei du nur immerzu... ich tu's, ich tu's doch!" herrscht er den harmlosen Vogel an, der immer wieder sein „Kuckuck" ertönen läßt, während der grimme Bauer im Walde verschwindet.

Bartholomäus aber ahnt nichts und freut sich, daß er den bösen Weg hinter sich hat und auf bessere Pfade kommt. Die Halde tut sich vor ihm auf.

Schön ist es hier! Wie ein Stücklein Eden dehnt sich die sanftgeschwungene Wiege der Halde in der Wildnis schwarzer rauher Tannenforste aus. Grün ist ihr Gras, in dem überall Enzianen die Blauäuglein auftun. Weiße Margariten blühen in lichten Wolken darüber hin. Halbwegs am Abhange der Matten stehen drei schlanke, kerzengerade Eschen beieinander. Ihre Stämme leuchten silbern. Ihr junges Laub hat rötlichen Schein.

Man bemerkt auch, daß hier ehemals Menschen hausten. Der Pfad wird immer fester und ausgebauter, und nun kommt Bartholomäus an einen Brunnen, dessen Röhre und Trog aus mächtigen Eichenstämmen gehöhlt wurden. Noch sprudelt das Wasser heraus, wie es früher tat, als des Haldenhofbauern Vieh daran zur Tränke ging. Der Trog aber kann die kristallklare Fülle nicht mehr halten, sie entfließt ihm aus einer schadhaften Stelle, quillt über den Pfad, und sucht sich als dünnes Bächlein den Weg zu Tal, wobei ein dunkler Streifen im Gras, von goldgelben Dotterblumen umsäumt, den Lauf ankündigt.

Hier bleibt der müde Wanderer stehen und tut einen tiefen Zug am Brunnen. Die Zunge klebte ihm am Gaumen vor Durst. Doch ehe Bartholomäus trank, machte er das Zeichen des Kreuzes mit der geweihten Priesterhand über

dem Wasser, auf daß es ihm nicht schade und keine unheilige Verzauberung aus dem fremden Quell über ihn käme.

Dann wandelt er wieder fürbaß, sein Schritt wird aber immer langsamer, als graues brandfleckiges Gemäuer vor ihm auftaucht.

Es muß ein stattlicher Hof gewesen sein, der vordem hier seine Baulichkeiten ausbreitete. Jetzt sind nur noch Berge von Schutt und leere Mauern übrig. Kann da ein verlassenes, einsames Mägdlein wohnen? Unmöglich! Nur Eulen und wildes Getier vermag da zu hausen.

Wieder will es dem Magister bedünken, als ob ihm Benno nicht die Wahrheit gesagt hätte, aber es fällt ihm ein, daß ja die Ahne des Enkels Wort bestätigte, und da geht er mutig an die Trümmerstätte heran, die im Grabesschweigen der Verwüstung, mitten im blühenden Naturleben drinnen liegt.

An den schwärzlichen Ruinen stehen einige Apfelbäume, deren Aeste und Stämme mit Moos bewachsen sind, die aber doch an den jungen Zweigen Blüten zeigen. Nun, das will nichts besagen, die sind von früher her da! Ebenso die Schwertlilien, die in verwildertem Trieb ihrem Beet entwuchsen und nun in breiten, purpurnen Streifen über den Boden hinblühen.

Doch da trifft Bartholomäus auf die erste Spur eines atmenden Wesens. Ganz vorne sind einige Lilien abgeschnitten worden. Kahle Stengel ragen zur Höhe, die Messerschnitte zeigen. Auch findet er nun, da er den Blumen entlang geht, etliche leidlich gepflegte Gemüsebeete. Bald ist er um die Trümmerstätte herumgekommen und sieht, daß rückwärts eine Ecke des Hauses mit starkem Schindeldache gedeckt ist, so wie auch die Mauer roh ausgebessert scheint. Hier schaut es schon wohnlicher aus, und Bartholomäus geht deshalb ganz tapfer auf die Tür zu, die weit offen steht.

„Im Namen Jesu Christi!“ spricht er und tritt in einen weiten kühlen dämmernden Raum, der ehemals die Küche des Haldenhofes war, denn noch steht der mächtige Herd mit dem großen Rauchfang an der einen Seite.

„Im Namen Jesu Christi!“ wiederholt der Eintretende, aber keine Stimme beantwortet seinen Gruß. Die Küche ist leer. Doch auch hier waren Hände tätig, und zwar Frauenhände, denn der Boden ist rein gefegt, alle Geräte sind in Ordnung, geweihte Palmkätzchen zu Füßen eines

Muttergottesbildes gesteckt, und am Herdeck lehnt ein Rocken mit Spindel.

Das Ilselin kann nicht weit sein. Vielleicht aber ist es bange vor dem Fremden, der da so unverhofft herkommt, und versteckt sich?

„Ich bin ein Freund! Ich komme mit Grüßen von der Ahne des Freihofes! Ich komme im Namen Gottes!“ sagt der Pfarrherr laut. Er tappt sich dann mit den Händen weiter, mühsam die Augen an das Zwielicht des dämmernden Raumes gewöhnend, wo sich ein zweites Gemach hinter Bohlenwänden öffnet.

Aber dann prallt er zurück, über und über rot, denn er hat hinter dem Verschlag nur ein schlichtes dürftiges Lager gefunden, mit grobem Linnen reinlich gedeckt, vom Kreuzelein an der Wand und dem dabeihängenden Rosenkranze freundlich beschützt und betreut. Auch allerlei weibliche Kleidungsstücke hängen am Nagel dabei. Bartholomäus schämt sich unsäglich, daß er so plump das Sanktuarium reiner Jungfräulichkeit betrat.

Schleunigst geht er hinaus. Dort, wo die weißen Ziegen am Abhange grasen und meckern, ist die Gesuchte vielleicht zu finden. Er will sie herzlich um Verzeihung bitten, daß er bei ihr eindrang.

Sonst ist Bartholomäus gar nicht so zartfühlend, weil er sich kraft seiner Weihe beauftragt wähnt, auch in die geheimsten Ecken und Winkel zu dringen, um der Sünde und dem Irrglauben nachzugehen. Aber hier hat ihn plötzlich eine Luft angeweht, die anders ist als Hauch, der ihm sonst begegnet. Ihm ist, als ob er ein Heiligtum entweiht hätte, und er tut deshalb das Beste, was ein Mensch in seiner Lage tun kann — er bittet Gott um Verzeihung und fleht ihn an, ihm den rechten Geist in sein Herz zu schicken, daß er alles nach des Herrn Wohlgefallen tue.

Gott ist ja so nahe, und sein Bild auch! Denn am Abhange erhebt sich ein großes Feldkreuz, dessen leidender Heiland durch ein gebogenes Dächlein vor Wind und Wetter geschützt ist. Zu Füßen dieses Kreuzes kniet Bartholomäus nieder, auf dem rohen Betschemel, den man dort gezimmert hat. Er legt sein Angesicht in die gefalteten Hände, die auf der Armlehne des Betpultes ruhen, versenkt sich ins Gebet und wartet. Denn er meint ganz bestimmt, hier und nirgend anderswo müsse er das Ilselin treffen.

Ein Krug hängt am Stamme des Kreuzes, in dem

blühen die Schwertlilien, die dort drüben abgeschnitten wurden; ihr süßer, würziger Hauch weht den Knienden an. Die Ziegen klettern am steilen Abhange hinauf und hinab, daß ihre Glöcklein klingen, der leise Wind streicht über die Gräser. So vergeht eine Viertelstunde oder mehr ...

Hat jemand schon eine Weile gesungen? ...

Bartholomäum will es plötzlich bedünken, als lausche er schon länger gar wohlbekannten Melodeien und würde es mit einem Male jetzt erst gewahr! Er reckt sich auf und horcht ins Weite.

Ja, es ist Ilselins Brautlied, das er hört! Die Weise ist ihm schon so vertraut, daß er sie mitsingen könnte. Sie erklingt aus dem Walde oberhalb des Abhanges, aber die Worte sind dem Lauscher fremd. Vermutlich sind es die Gesetze des Liedes, die Benno sich nicht merken konnte.

Mein Bräutigam hat mich umworben
Wie keiner noch um mich warb.
Er ist ja für mich gestorben,
Wer ist's, der sonst für mich starb?
Er trägt die blutigen Wunden
Um alles, was ich verbrach,
Damit ich möge gesunden,
Erlitt er des Kreuzes Schmach.

Wie hätt' ich da können schweigen,
Dem Werbenden widerstehn?
Ich kann ja nur selig mich neigen
Und folgsam des Weges gehn,
Den einer vor mir geschritten
Mit seiner so schweren Last ...
Mein Bräutigam hat gelitten,
Was soll mir da weichliche Rast?

O, wie lockt und zieht die Stimme in ihrer herzeindringlichen Tonart! Bartholomäus will aufspringen, den rufenden Lauten nacheilen ... dann aber sinkt er auf seinen Betschemel zurück und faltet abermal die Hände. Nein, nicht so! Nicht in Eigenwillen und selbstsicherem Suchen will er diesem Schicksalserlebnis entgegengehen! Aus der Hand Gottes will er's empfangen. Am Fuße des Kreuzes will er warten auf das Ilselin von der Halde.

Und dann steht sie plötzlich neben ihm! So rasch, so unvermerkt, so geisterhaft ist sie gekommen, daß er zu-

sammenschrickt. Wie kam's nur, daß er sie nicht schreiten hörte? Wie machte sie es, daß er sie nicht kommen sah? Noch eben sang sie scheinbar tief im Walde, und nun steht sie plötzlich neben ihm und lächelt ihn an wie einen altbekannten Freund!

„Sei gegrüßt im Namen Gottes!" sagt sie. „Es war gut, daß du hier auf mich wartetest. So mußte es sein. Ich wußte, daß du kommen würdest. Mein Bräutigam hat es mir gesagt. Es muß so sein, damit sich unser aller Schicksal erfülle nach dem Willen und Ratschluß des Herrn."

Bartholomäus antwortete nichts. Er weiß nicht, was er sagen soll. Er steht nur und starrt die ungewohnte Erscheinung an.

Das Ilselin trägt ein weißes Gewand, um die Brust von tiefrotem Mieder gehalten. Sein Haar geht offen an ihm nieder, wie mattgelbe gesponnene Seide. Seine Augen sind bläulich grau, wie der erste Frühlingshimmel, der noch nicht die reife Bläue des Sommers kennt. Weiß und fein ist sein Antlitz, wie aus zartem Bienenwachse geformt, nur der Mund brennt rot darin. Des Ilselins Gestalt ist schlank und mittelgroß. Es hat einen Kranz von goldgeherzten Margariten auf dem Haupte und ein ähnliches Gewinde als Gürtel um die Hüften. Halb Kind, halb Jungfrau steht sie vor dem Magister.

„Sei mir willkommen, du Geweihter Gottes!" sagt sie und nickt dazu. „Tritt ein zu mir ins Haus und brich von meinem Brot. Du bringst mir Leid und du nimmst dir Leid hinweg. Aber Christus hat auch gelitten, da müssen wir ihm nachfolgen. Gottes Wege sind immer hart und rauh zu Anfang, nachher aber führen sie zum ewigen Leben und zur Seligkeit. Die ewige Seligkeit aber ist ein wunderschöner Garten, in dem die Mutter Gottes der Blumen wartet! Den müssen wir uns verdienen."

Bartholomäus steht immer noch stumm und bleibt die Antwort schuldig. Da lacht das Ilselin auf einmal mit einem hellen Jungmägdeleinslachen und sagt: „Warum staunst du mich so an? Bin ich dir so fremd? Hast du mir nicht bereits ins Gesicht geschaut wie ich dir?"

Dem Magister ward diese vertrauliche Art plötzlich unangenehm. Da findet er seine Zunge.

„Wahrlich muß ich staunen," erwidert er scharf, „wenn eine, so sich Christi Braut zu nennen wagt, in bunter Kleiderzier und Blumenschmuck einherstolziert! Die wahren

Bräute Christi haben ihr Haar geschoren, tragen härene Kleider und tun Buße Tag und Nacht."

Das Ilselin schüttelt den Kopf. „Wohl mögen sie das tun, wenn der Bräutigam fern ist. Aber wenn er gegenwärtig ist, hat die Braut im Schmuck zu erscheinen, um ihn zu ehren. Begreifst du das nicht, Bartholomäus?"

„Woher kennst du meinen Namen?"

„Mein Herr Bräutigam nennt dich so, wenn er von dir redet."

„Das mag der Herr tun, aber du nicht! Es schickt sich nicht für ein Mägdlein, den geweihten Diener Gottes mit Namen anzusprechen!"

Bartholomäus ist auf einmal ganz aufgebracht und giftig, er weiß selber nicht warum, aber er muß jetzt scharf losfahren.

Das Ilselin aber lächelt nur und sagt demütig: „Wie du willst, Hochwürdiger!"

Diese Gefügsamkeit besänftigt den Gestrengen ein wenig, also daß er milder spricht: „Du vermeinst demnach, immerdar in der Nähe Christi zu sein, und schmückst dich ihm zu Ehren?"

„Ja, Hochwürdiger!"

„Und hast keinerlei Eitelkeit dabei? Schaust nicht in Quell und Wasser nach deinem Spiegelbild? Trachtest nicht, wie du deinen Körper, der doch Staub und Asche ist, herausputzen möchtest?"

Die grauen Augen schauen Bartholomäum vorwurfsvoll an, und er gewahrt, wie nach und nach ein dunkelblauer Schein in ihnen entglimmt. Es fällt ihm ein, daß in der Monstranz drüben auf Geyersperg ein Edelstein glänzt, den Gräfin Isentrud in der Brautkrone trug und dem Herrn weihte. Der edle Stein heißt Aquamarin, in ihm schwimmt auch so ein tiefblaues Licht in zarter Helle wie eben in Ilselins Augen.

„Was sinnest du?" fragt er das Mägdlein.

Der Schein in ihren Augen wird noch tiefer, und sie erwidert langsam, wie in Träumen redend:

„Ich schaue in weite Ferne und da sehe ich, daß ich bald ein anderes Kleid tragen werde als dieses! Ein härenes Gewand! Und statt Blumen lecken feurige Flammen um mich her! Ach, du ahnst ja noch nicht, was kommen wird! Eine Buße muß ich tun, von der du nichts weißt . . . aber jetzt noch nicht! Jetzt noch nicht!"

Sie schaudert. Dann fährt sie zusammen und blickt sich um, als erwache sie zu angenehmer Wirklichkeit:

„Nein, jetzt noch nicht! Jetzt ist noch die schöne Zeit, da mein Bräutigam lächelnd und freundlich zu mir kommt, da alle Blumen blühen. Und darum trage ich weißes Gewand, weil der Herr mich erwählte und sich mir verlobte. Und darum trage ich rotes Mieder, weil rot die Farbe seines Blutes ist, das für mich geflossen! Und rot ist auch die Farbe des Heiligen Geistes, der in Feuerglanz und Himmelsbrausen waltet. Wir sind ja noch in der Pfingstzeit, wo er so mächtig ist. Hast du nie sein Brausen gehört? Wie es stark und doch wieder still und heimlich vom Himmel herkommt und alles erschüttert und erfüllt, daß die Bäume ihre Wipfel neigen, und die Gräser wogen, und der Wald in seinen Tiefen erschauert?"

Bartholomäus ist jetzt wieder ganz weich und fromm und gut. Bescheiden wie ein Schüler sagt er: „Nein, Ilselin, das herrliche Brausen hab' ich nie gehört. Ich muß es wohl nicht wert sein."

„Du hast nicht gut achtgegeben und aufgehorcht, Hochwürdiger. Bitte Gott, daß er dir ein achtsam Herz gibt."

„Ich will es tun! Du mußt aber auch den Herrn bitten, daß er einmal mit mir redet, wie mit dir! Ich bin ihm nicht gut genug der Ansprache, und ich dürste so nach einem Wort aus seinem Mund."

„Du bist ihm wohl gut genug, denn wenn er nur Heilige suchte, wie hätte er mich erwählt? Er sagt ja, daß er in den Schwachen mächtig ist. Er kürt die Seinen nicht nach Verdienst, sondern nach seiner Gnade. Solches hat er mir geoffenbaret, als ich mich ob seiner Herablassung wunderte und beschämt ward. Er sagte mir aber, daß ich diese seine Kraft brauchte, da ich erwählt sei, viel zu leiden, damit die Wahrheit zutage komme."

„Die Wahrheit . . .? Meinst du mit dieser Wahrheit die Unschuld deiner Mutter, die zutag kommen soll?"

„Siehst du, Hochwürdiger, daß du schon einiges von dem weißt, was du zu wissen hast, damit unser gemeinsames Werk gedeihe? Ja, um die Unschuld meiner Mutter zu beweisen, muß ich leiden. Aber auch, um die Seele ihrer Feindin zu erretten."

„Sprichst du jetzt von der Gräfin Isentrud?"

„Ich spreche von ihr. Mein Herr Bräutigam hat mir gezeigt, in welcher Gefahr sie ist. Aber ihr heimliches Leid

erbarmt ihn, sie darf nicht der Hölle verfallen, denn sie ward, wie sie ist, durch schweren Kummer und bittre Not. Mein Herr Bräutigam läßt mich oft in ihre Seele blicken, damit ich viel Mitleid mit ihr habe und nichts als Mitleid! Sonst kann ich ja nicht recht für sie leiden! So hat auch die Mutter Gottes zu mir gesagt."

„Siehst du die auch, Ilselin?"

„Ei . . . siehst du sie denn nicht? Da wandelt sie ja gerade eben über die Halde! Dort . . . dort! . . .!

Bartholomäo läuft es kalt über die Glieder. Er folgt Ilselins deutender Hand mit den Blicken, aber er sieht nur den Sonnenglanz über den Gräsern. Ein plötzlicher Windhauch geht jetzt darüber, daß alle Halme und Blumen sich beugen, und nun rinnt ein Sausen und Murmeln durch den Wald. . . . Ging wirklich die Mutter Gottes eben unsichtbar über die Halde? . . . Der Magister beugt unwillkürlich das Haupt.

Das Ilselin aber nickt befriedigt. „So war's recht! Unsere liebe Frau hat auch nach dir geblickt, eh' sie im Walde verschwand! . . . Nun komm ins Haus und ruhe dich aus! Du bist so müd' und krank von der harten Buße der Nacht. Ich habe sehr um dich geweint, als ich deines Leides inne wurde. Hab' mich auch gefreut, als dir so milder Trost im Buche ward."

Bartholomäus starrt die Seherin mißtrauisch an, denn seine Angst vor dämonischer Besessenheit wacht wiederum auf. Luzifer kann sich ja auch in einen Lichtengel verwandeln!

„Hast du dein Wissen von Gott, so sage mir, welche Worte ich las! Satan kann sie nicht aussprechen!" ruft er scharf.

Ilselin lächelt. „Abermals so böser Meinung? Du sollst noch lernen, daß Gott aus mir spricht und nicht der Höllenwirt... Deine Trostworte aber lauten so: Auf dich hoffe ich, o Herr, du läßest mich in Ewigkeit nicht zuschanden werden! Und ferner: In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, o Gott der Wahrheit."

„Kannst du sie auch auf Latein sagen, Ilselin?"

„Nein, ich weiß nur, daß ihr Sinn so lautet, aber die fremde Sprache kenn' ich nicht."

Es wird eine Zeitlang ganz still zwischen den beiden. Endlich sagt der Magister langsam, in nachdrücklichem Ton:

„Schier sollte man vermeinen, daß dein Wissen von Gott ist. Aber eh' ich mich darin entscheide, mußt du mir

über alle Dinge unseres heiligen Glaubens Red' und Antwort stehen. Wer im Großen groß sein will, der muß zuerst im Kleinen und Kleinsten bestanden haben, so lautet der Grundsatz, den ich im hohen Seminario gelernt habe. Und namentlich wer so außerordentlich von Gott begnadet sein will wie du, der muß auch das Gemeine, Alltägliche wissen, das jedem schlichten Christenmenschen zukommt."

„Das ist wohlgedacht, Hochwürdiger! Frage mich nur, ich will dir antworten, so gut ich kann."

Der Magister setzt sich daraufhin am Raine nieder, gleich einem Schulmeister, und das Ilselin stellt sich wie ein artiges Kind vor ihn hin.

Das Examen beginnt.

Aber Bartholomäus könnte froh sein, wenn seine Wolfsweiler Kinder nur den tausendsten Teil von dem wüßten, was das Ilselin weiß. Um jedes im Katechismus kann sie antworten, so daß er aus eitel Freude über solche Schülerin noch lange weiter katechisiert hätte, wenn sie ihm nicht auf die Zwischenfrage, woher sie in der Wildnis solche genaue Kenntnis habe, geantwortet hätte:

„Das hat mich der Pater Serenus gelehrt, Hochwürdiger, der gab mir von Kindheit an die Anleitung."

Da mag der Magister auf einmal nicht mehr weiter fragen . . . Er steht auf und murmelt etwas vor sich hin.

Das Ilselin aber hebt plötzlich auf seine Art den Finger und sagt:

„Horch, es läutet im Tale zu Mittag! Da muß ich meine Pflicht erfüllen."

Und eh' sich's Bartholomäus versieht, hat sie den Strang eines Glöckleins ergriffen, das rückwärts am hohen Kruzifix unter dem weit ausladenden Schutzdache hängt, und beginnt daran zu ziehen.

Bimm—bimm—bimm . . . Bimm— bimm—bimm . . . Bimm—bimm—bimm . . . In kurzem, regelmäßigem Schlage geht der feine helle Klang zu jedem Ave-Maria des Englischen Grußes. Und nun kommt ein volles Schwingen, das in langen und breiten Schallwellen ein Echo zum Läuten bildet, das schwach gedämpft von unten herauf klingt. Das Ilselin aber spricht dazu:

„Wir bitten dich, o Gott, du wollest deine Gnade in unsere Herzen ausgießen, daß wir, die wir durch die Engelsbotschaft die Menschwerdung Jesu Christi deines Sohnes

glaubten, durch sein Leiden und Kreuz zur Herrlichkeit seiner Auferstehung gelangen. Amen."

Bartholomäus betet mit, und dabei wird ihm klar, daß er das Läuten von Ilselins Glöcklein schon öfters vernommen hat, jedesmal aber dachte, es sei ein Widerhall der Wolfsweiler Glocken. „Du bist ja wie ein Küster und Sakristan!" meint er, mit einem Versuche zu scherzen.

Ilselin nickt. „Muß wohl Küster und Sakristan sein, wo niemand anders jetzt im Walde und in der Einöde die Zeiten des Herrn kündet, seit Pater Serenus fort ist. Die armen unschuldigen Tierlein und alle guten Bewohner der Wildnis, die Gott lieben und ihm auf ihre Art dienen, sollen doch wissen, wann es an der Zeit ist, seiner Menschwerdung zu gedenken."

Etwas in dieser Rede gefällt Bartholomäo wieder nicht. Er runzelt die Brauen. „Alle Bewohner der Wildnis, die Gott lieben und ihm auf ihre Art dienen . . . wen meinst du damit, wen bezeichnest du so, Ilselin?"

„Nun, die guten Geister! Die Lichtalben, die nachts im Mondenschein auf den Wiesen tanzen und Tauperlen auf die Gräser tragen! Die braven Zwerglein auch, die unten im Gestein hausen . . . sie alle lieben Gott und kennen ihn!"

Bartholomäus aber fährt zurück wie von einer Schlange gestochen. „Gott bewahre uns! Was sind das für böse Reden! Weißt du denn, was du da sagst?"

„Wohl weiß ich es und du auch. Denn dir ist doch wohlbekannt, daß Gott noch andere Wesen schuf als uns, und daß diese sich in Gute und Böse scheiden?"

„Allerdings . . . allerdings . . . aber es ist nicht gut, sich mit solchen Geschöpfen abzugeben."

„Ich gebe mich nicht mit ihnen ab, ich sehe sie nur manchmal, und dann störe ich ihre harmlosen Freuden nicht. Aber da ich weiß, daß auch sie Gott lieben, will ich ihnen von Gott künden, was sie wissen sollen. Und darum läute ich. Der Glockenklang verjagt ja alle Dämonen. Nur was gut ist, bleibt in seiner Nähe, und was gut ist, gehört zu Gott und denen, die ihm dienen."

Bartholomäus aber steht abgewendet, halb fluchtbereit, und nagt an der Unterlippe, während finstre Blicke aus seinen Augen gehen.

Ilselin will ihn besänftigen und legt die Hand auf seinen Arm, da fährt er los:

„Ich verstehe dich nicht, mir graut vor dir . . . faß

mich nicht an, bei meinem Fluch! Faß mich nicht an . . . ich fürchte, du bist doch nur eine Hexe und ein Werkzeug des Satans!"

Damit will er fort, aber das Mägdlein vertritt ihm den Weg. Sie scheint gewachsen, so hoch blickt sie auf ihn herab, indessen das blaue Licht in ihren Augen glüht und ihre Hand langsam, nachdrücklich das Zeichen des heiligen Kreuzes über Stirn, Mund und Brust macht. Er kann ihr nicht entrinnen, er kann den Blick nicht von diesen Augen wenden, und er muß dieser Stimme lauschen, die plötzlich einen vollen bebenden Ton angenommen hat, der ihr bisher fremd war.

„Tor . . . Kleingläubiger! Willst du denn nie zur Einsicht kommen? Soll das Werk, das Gott dir und mir auftrug, an der Enge deines Geistes scheitern? Willst du dich beständig gegen die Hand Christi sträuben, die dich hierher geführt hat, auf daß du vom hohen Berg aus ins Weite schauen lernst? Gott hat dich zu Großem ausersehen, Bartholomäus! Da mußt du groß werden, um deines Schicksals würdig zu sein! Du hast edles Gold im Grund deiner Seele, aber das Gold ist noch mit Schlacken vermischt, die müssen fortgeglüht werden im Läuterungsfeuer des Herrn . . . Willst du da widerstreben? Sieh, alles, wie es sich dir jetzt darbietet, ist so, wie es nach Gottes Ratschluß sein muß! Nimm es an und lerne daraus! Auf daß durch dich und mich die Wahrheit an den Tag komme und vieler Menschen Seelen, auch die deiner Pflegemutter, gerettet werden!"

Sollten diese Stimme, diese Worte, dieser Ausdruck vom Bösen stammen? Sollte alles, was Bartholomäus in den letzten Tagen erlebte, was auf ihn einstürmte, was ihn mit Fegfeuerqualen brennt, vom Teufel herkommen, Dämonentrug und List sein? Dann würde das Unmögliche wahr sein, daß der Böse Dinge tut, die er gar nicht tun kann . . . Dann wäre das heilige Zeichen unserer Erlösung ein Trugspiel Beelzebubs, das Wort des Herrn in geweihtem Buche eine Angelrute, deren sich der Erbfeind der Menschen bedienen könne, um arglose Seelen zu fangen! . . . Nein und nein und dreimal nein! Auch die Macht der Hölle hat ihre Grenzen, und Gott läßt niemanden über sein Vermögen versuchen! Gott ist ein Gott der Wahrheit, der einen Strebenden und Suchenden nicht dem Satan überläßt . . . Ilselin kann nicht lügen, ist keine Hexe! Ilselin mag

wohl seltsam erscheinen, aber Gott ist in ihr und spricht durch sie, und der Knecht Gottes will auf die Stimme seines Herrn hören.

Also schmolz Bartholomäi Seele hin, daß aller Trotz von ihr wich und sein Herz gläubig ward und sich blindlings Gottes Führung anvertraute!

Er schaut nun demütig zum Ilselin auf und spricht: „Vergib mir, du Erkorene des Herrn, daß ich dich verkannte! Bitte deinen Herrn Bräutigam, daß er mir meine Starrköpfigkeit nachsieht! Ich will an seiner Hand gehen, wohin er mich leiten will, und tun, was er mich heißt . . ."

Weiter geht die Rede nicht, denn der Magister schwankt plötzlich und tastet mit den Händen um sich, bis er sich mühselig am Kreuzesstamm festhalten kann.

„Mir wird so schwarz vor den Augen... alles dreht sich um mich...," stammelt er und hält sich, um nicht hinzusinken, und ringt nach Luft, indessen ihm feurige Kreise vor den Augen herumgehen.

Zu viel des Neuen, des Schweren, des Ungewohnten, Ungeahnten, Ueberwältigenden ist auf ihn eingestürmt, sein durch Fasten und Buße und Abtötungen geschwächter Körper bricht unter allem zusammen... „Ich sterbe...," lallt er mit schwerer Zunge.

Da fühlt er sich von einer jungen starken Kraft gehalten und gestützt, indessen eine klare Stimme an seinem Ohr flüstert:

„Hab' keine Angst, mein Bruder! Es ist nur Ermattung vom harten Gang und die Einwirkung des hellen Sonnenlichtes! Stütze dich auf mich, ich leite dich ins Haus. Dort ruhest du, bis du frische Kräfte gewinnest."

Taumelnd, ohne sehen zu können, wohin der schwache Fuß ihn lenkt, läßt sich Bartholomäus von seiner Führerin fortbringen. In seinem wirren Hirn keimt ein Staunen auf, daß sie so stark ist und ihn beinahe trägt, der wie ein Todkranker über ihre Schulter geneigt ist und sich mit zitternden Händen an ihr festhält.

Nun wird's dämmerig und kühl — Bartholomäus hebt unwillkürlich den Fuß, um eine Schwelle zu überschreiten. Er fühlt, daß sie im geschlossenen Raume sind, und daß die Sonne nicht mehr so grell, so hart, so fürchterlich hell auf sein schmerzendes Haupt niederscheint.

„Setze dich!" raunt ihm das Ilselin zu.

Er läßt sich niedergleiten und öffnet matt die Augen. Da gewahrt er, daß er auf einer Bank sitzt, die mit viel schönem Schnitzwerk geziert ist, auch liegen feine Lederkissen darauf. Es fällt ihm ein, daß auf Schloß Geyersperg solche Ruhebänke sind, und wie ein Blitz schießt es ihm durch den Sinn: diese Bank stammt von dort her! Die Mutter des Haldenbauern erhielt sie zum Geschenk. Seine Hand gleitet über die Geierköpfe, die, aus Eichenholz geschnitzt, die Lehne tragen . . . dann wird's ihm wieder so schwindlig zumute, und er sinkt zurück und schließt die Augen. Sein Atem geht nur noch schwach . . . „Ich muß sterben," lallt er abermals.

„O nein, noch nicht! Noch lange nicht! Du mußt noch viel tun und leiden vorher!" flüsterte die helle Stimme wieder an seinem Ohr, Ilselins Hand hält ihm eine Schale mit Milch an den Mund. Er trinkt rasch, gierig, atemlos, wie ein Verdurstender. Und kaum hat er die Schale geleert, so wird sie wiederum gefüllt und beut ihm neue Labung. Dreimal saugt er ihren Inhalt in sich ein, dann läßt er das Haupt sinken.

„Nun ist mir besser . . . Nur bin ich so müde, so müde."

„Gewiß bist du müde, das ist kein Wunder. Nun mußt du ruhen und schlafen, dann ist der böse Anfall vorüber. Lege dich auf die Bank!" spricht das Ilselin.

Der kranke Mann gehorcht ohne Widerrede. Er hebt die Füße und legt sich auf das Lager und fühlt, wie ihm die Pflegerin eins der Kissen unter das schmerzende Haupt schiebt. „So liegst du gut und weich."

„Hat Graf Heinrich manchmal auf dieser Bank geruht?" sagt Bartholomäus, wie einer, der im Traume redet.

„Wohl tat er das, und mein Vater auch und meine arme Mutter! Wenn die Bank reden könnte, würde sie von all dieser Menschen Unschuld zeugen!"

„Gott wird alle Unschuld ans Licht bringen!" murmelte Bartholomäus.

„Das wird er, durch dich und mich!"

Ilselin setzt sich bei diesen Worten auf ein Schemelchen neben die Bank. „Nun schlaf und gesunde im Schlummer!" sagte sie. „Ich will dir ein Lied singen, das meine Mutter mir gesungen hat." Und sie hebt an, und er lauscht . . . leise und immer leiser hört er des Ilselins Stimme, bis sie ganz zu verhallen scheint:

Maria ging durch den grünen Hag,
Ein armer Mensch an der Erde lag.
„O hilf mir, du heilige Mutter du,
Ich leide so hart, o, gib mir die Ruh'!"

Maria sprach: „Du mein armes Kind,
Ich weiß dir ja wohl einen Arzt so lind!
Der macht dich gesund zu jeglicher Frist,
Das ist mein Sohn, der Herr Jesus Christ!"

Und der Mensch ging hin, an der Mutter Hand
Bis daß er den Arzt seiner Seelen fand.
Der wies ihm fünf blührote Röselein,
Die stillten ihm rasch allen Jammer und Pein.

„Aus lauter Liebe gab ich mein Blut,
Das kommt nun dir elenden Menschen zugut!
Nun lache und freu dich aus Herzensgrund
Durch meine Wunden bist du gesund."

4

Wenn man schläft, so träumt man auch. Und Bartholomäus hat einen gar merkwürdigen Traum. So will es ihm wenigstens bedünken, während es ihm andererseits vorkommt, als träume er gar nicht, sondern sei wach und könne nur aus unüberwindlicher Mattigkeit, Schwindel und Schwäche die Augen kaum auftun oder ein Glied regen, sondern müsse wie angenagelt liegen bleiben und alles, gleich einem Scheintoten, miterleben und hören, ohne Zeichen geben zu können.

Zuerst dünkt ihm, daß er durch den Schlitz der blinzelnden Augen das Ilselin sieht, das unweit seiner Bank auf dem niederen Schemelchen sitzt und die Arme um die Knie gelegt hat. Es singt jetzt nicht mehr, sondern schaut mit den wundersamen Aquamarinaugen ins Weite und flüstert leise, leise, mit einer unsichtbaren Gegenwart in eifrigem Gespräch begriffen. Sie vergißt aber dabei nicht, jede zudringliche Fliege dem unbeweglichen Schläfer abzuwehren. Endlich steht sie behutsam auf und nimmt aus einer Truhe ein feines Schleiertuch, das sie über die Banklehne hängt und so legt, daß Bartholomäi Antlitz geschützt ist.

Das ist ihm ganz lieb, denn nun sieht sie nicht, wie er sich müht, die Augen zu öffnen und es doch nicht so recht kann. Er meint immer, er müsse aufstehen, sich rühren — und er kann doch nicht. Das gehört ja zu jedem bösen Traum, und einmal denkt er: Ist der Nachtmahr etwa auch um Mittag tätig und geht als Mittagsalp um und peinigt die Menschen? Sein Herz klopft und pocht, ein Angstgefühl sondergleichen steigt in ihm auf, und doch liegt er angefesselt und kann nicht einmal dem kleinen Finger regen.

Nur die Augen sind jetzt besser. Unter dem Schutz des Schleiers wandern sie träge und bleischwer im Gemach umher und haften an allen Dingen und Geräten, ohne genau zu wissen, was sie ansehen. Nun gehen sie zur Decke hinauf, und Bartholomäus denkt in seiner trägen Müdigkeit, daß sie recht froh und häßlich ist... man hätte die Bohlen und Bretter hübscher legen können, wenn's auch nur ein Notdach war.

Und dann gleitet sein Blick nach der Tür, die weit offen steht, also daß man das goldene Sonnenlicht draußen flimmern sieht, wie es in der großen Mittagsstille über Gras und Halmen brennt und brütet und den Duft sonnendurchglühter, blühender Wiesen erweckt. Schön ist's, in das Glimmern und Leuchten hineinzusehen aus dem kühlen Halbdunkel des Hauses.

Bartholomäus wird es leichter zumute, er hofft, daß sich das böse Alpdrücken legen wird, und erquickende Ruhe kommt . . . Da . . . was ist das?

Jählings fällt ein schwarzer Schatten über das lichte Bild im Türrahmen. Es ist der Schatten eines Mannes, und der Mann tritt ein, mit finsteren Augen, ein blinkendes Beil in der Hand . . . Ist das nicht der Dieterbauer vom Freihofe?

Beinahe löst sich hier der Bann, der Bartholomäi Glieder bindet — beinahe, nur beinahe! Er macht eine Bewegung, als wolle er sich aufrichten, sinkt aber gleich wieder zurück.

Das Ilselin aber hebt die Hand.

„Ohm, sei ruhig! Du weckst mir den kranken Schläfer auf!"

Ein grimmiges Lachen spielt um Dieters Mund. Er ist ganz unbeweglich an der Tür stehen geblieben, solange ihm Bartholomäus zu erwachen schien. Nun geht er langsam näher.

„Ich will ihn gewiß nicht aufwecken! Im Gegenteil!"

sagt er mit einer dumpfen Stimme, die wie das Knurren eines wütenden Hundes klingt.

Aber seine Niftel steht als ein Schutzengel vor der Ruhebank und dem Schläfer: „Ohm, was beginnst du? Was willst du tun?“ fragte sie.

O, um die Fähigkeit jetzt aufspringen zu können und dem bösen Mann entgegenzutreten! Warum ist Bartholomäus gefesselt und kann nur unter dem Schleier hervorblinzeln? Welch gräßliches Schicksal soll sich hier vollziehen? Er ist ein Scheintoter... oder träumt er etwa nur...? Er hört aber merkwürdig gut und genau für einen Träumenden.

„Ohm, was willst du tun?“ fragt das Ilselin abermals, und der Ohm erwidert:

„Geht's dich etwas an, du kleines Mägdlein? Ich will dir helfen, deinen Schläfer bewachen. Und während ich bei ihm wache, geh du hinaus. Als ich herkam, sah ich, daß die Blumen am Kreuze verwelkt sind. Geh in den Garten und brich neue für dein Heiligtum.“

„Die Blumen sind frisch, ich schnitt sie erst heute früh, und das Wasser in ihrem Krug ist kühl . . . Ohm, was willst du tun?

„Frag nicht, Kind! Geh hinaus, deine Ziegen laufen irre! Wenn sie im Walde sind, holt sie der Wolf.“

„Meine Ziegen bleiben am Ort, wo ich sie hieß zu weiden. Ihre Weide ist gut und grün . . . Ohm, was willst du tun?“

„Ilselin, es ist Betenszeit! Geh hinaus zum Kreuz und sprich mit deinem Herrn Bräutigam, daß er sich einer armen Seel' erbarmt.“

„Zu meinem Herrn Bräutigam brauche ich nicht hinaus zu gehen, er ist hier bei uns. Du siehst ihn nicht, aber ich sehe ihn! Gerade neben dir steht er, Ohm! Sein Mantel streift dein Gewand . . . und er schaut dich an . . . Ohm, was willst du tun?“

Ein Zittern läuft über des Dieters Glieder, er blickt scheu zur Seite.

„Seit wann verwehrt es der Herr Christ, giftiges Ungeziefer zu vernichten?“ fragt er unsicher.

„Hier ist kein Ungeziefer.“

„Nicht?... Nicht etwa der Spion der Teufelinne im Heiligenkleid, die meine Sippe morden ließ, die unschuldiges Blut an den Händen hat, die deine Mutter mit un-

auslöschlicher Schande brandmarkte! ... Ist das kein Ungeziefer? Keine Giftbrut? Keine Natter und Viper?"

„Wenn du diesen hier damit meinst, so sage ich dir, daß du irrst. Er ist gut."

„Gut? ... Und Gräfin Isentruds Pflegesohn? Gut ... und in ihrer Zucht erwachsen? Du bist doch nur ein Weib, Ilselin, und Weiber betört eines Priesters glatte Zunge gar leicht! Trau ihm nicht, er will dein Verderben."

„Er will nichts als Gottes Befehlen gehorchen! Gott hat ihn zu mir gesandt, auf daß wir beide die Wahrheit an den Tag bringen."

„Das sind törichte Gedanken eines Mägdleins! Noch einmal sag' ich dir's im Guten, Ilselin, geh hinaus und laß mich an diesem Menschen das Gesetz des Blutes erfüllen! Gerechtes Gericht nur ist's, das ich zu vollziehen habe! Um seiner Pflegemutter willen starb und verdarb meine Sippe. Das heischt Blut!"

„Du sollst nicht töten, hat der Herr gesagt. Du sollst deinen Feinden vergeben."

„Wohl! Ich hab' diesem hier vergeben oder wenigstens ihm nichts nachgetragen, solange er mir harmlos erschien. Ich wollt's mit ihm abwarten. Sein Eifer gefiel mir, ja, ich glaubte einmal, es sei möglich, mit ihm über all unser Ding zu reden, damit durch ihn und seine Fürsprach und Erforschung der Wahrheit die Schmach von unsrer Sippe genommen würd'! Aber, da hat er sich heimlich das Herz meines Buben gestohlen und hat meine alte Mutter beschwatzt und hat sich dann zu dir geschlichen, wie ein Dieb und Aushorcher, um dich zu fangen und bösem Tod auszuliefern . . ."

„Weißt du das ganz gewiß, Ohm?"

„Lehr mich diese Art kennen! Ich weiß jetzt, was ich von dem Heimlichtuer zu halten hab'!"

„Ach, was bist du so hart! Woher weißt du denn, daß er so Arges im Schilde führt?"

„Hätt' er Gutes vor, so wär' er auf die ersten Anzeigen deines Lebens hin zu mir gegangen und hätt' mit mir geredet wie der Mann mit dem Mann! Aber nicht hinterrücks mit Buben und alten Weibern verhandelt und dann heimlich zu dir geschlichen! Ilselin, auch dein Herr Bräutigam verbietet nicht, Unrecht zu verhüten und einem Unglück vorzubeugen . . . Geh hinaus und laß mich meines Amtes walten! Ich will dich nicht als Hexe auf dem Scheiterhaufen

brennen sehen, wie dies scheinheilige Geschmeiß es haben möcht'!"

Da reckt sich das Ilselin ganz hoch in die Höhe und seine Augen leuchten in blauem Scheine.

„Ohm, ich werde sterben, wie es Gott gefällt und auf welche Art er es für gut hält! Ich bin erlesen zum Opfer für viele, und durch mein Leiden soll vielen geholfen werden. Dieser hier aber ist zu meinem Bruder und Gesellen erkoren. Wir sind von Gott zusammengeführt, daß wir sein Werk tun sollen, und du kannst es nicht hindern noch aufhalten!"

„Meinst du das so ganz gewiß, Ilselin?"

Und Bartholomäus gewahrt mit eisigem Grauen, daß der baumstarke Mann das Mägdlein sachte, aber fest auf die Seite zu drängen beginnt und seine zur Abwehr erhobenen Hände wie mit einem Schraubstock in einer Faust zusammenquetscht. . . . Und er kann sich nicht rühren. . . . Nimmt denn dieser fürchterliche Traum kein Ende? . . .

Das Ilselin aber lacht nur leise und triumphierend, und als der Dieter wiederholt: „Bist du so ganz gewiß, daß ich mein Werk nicht tun darf?" sagt sie lächelnd, aber nachdrücklich:

„So gewiß weiß ich das, als ich weiß, daß Gott sich dein erbarmt und dich vor Todsünde und Mord bewahren will! Hat er dir nicht schon die Hand festgehalten, als du heut' früh am Heidenbrunnen im Versteck lagst, um diesen hier hinterrücks zu töten? Hast du da nicht einhalten müssen, ob du wolltest oder nicht? Und als du dein Herz im Trotz verhärtetest und ausriefst: Ich tu's doch, ich tu's doch... schrie da nicht der Gauch im Walde dreimal dazu...?"

Während das Ilselin spricht, ist es gerade, als würde der Dieter ruckweise kleiner. Er läßt ihre Hände los und biegt sich ganz krumm.

„Siehst du denn alles? Ist dir denn nichts verborgen?" stammelt er mit scheuem Blick.

„Ich sehe, was ich nach Gottes Ratschluß zu sehen habe," antwortet seine Niftel und blickt ihn unverwandt an. „Ich sah heut' früh aber noch viel mehr als das! Ich sah den Ort, der dir schon zubereitet war, mitten im glühendsten Höllenpfuhl! Und ich sah die Teufel, die sich freuten, deiner armen Seel' habhaft zu werden! Ich sah aber auch, wie die Mutter Gottes flehend die Hände ausstreckte und wie mein allermildester Herr Bräutigam Gewährung nickte..."

„Ilselin ... Ilselin ... hast du das wahrhaftig gesehen?"

„So wahr als ich hier vor dir stehe, und so wahr als Jesus Christus hier neben dir steht und auf deine Entscheidung wartet, um dich zu segnen oder dich zu verdammen! ... Ohm, zeige dich seiner Gnade würdig. Siehe, er steht neben dir, mit der Dornenkrone auf dem Haupt und das schwere Kreuz auf der Schulter ... willst du ihn abweisen? dich dem Teufel übergeben?"

Des Ilselins Stimme verhallt. Ein lastendes Schweigen legt sich bleiern auf den kühlen dämmernden Raum, durch dessen offene Tür die Sonne flimmert. Es vergeht eine Minute, noch eine ... noch eine ... endlich röchelt der Dieter in heiserem Ton:

„Ilselin, bitt für mich, daß Gott meiner schonet!"

„So begib dich jeden Mordgedankens."

„Ja ... in Gottes Namen ... aber ..."

„Ohm, es gibt kein aber in solchen Dingen."

„Ja, ja ..."

„Ohm, wirf den Groll aus deinem Herzen, weih dich Gott, und entsag dem Teufel ..."

„Ilselin, steht dein Herr Bräutigam wirklich neben mir? Siehst du ihn?"

„Ich sehe ihn."

Da kniet der Mann plötzlich hin, er bebt am ganzen Leibe: „Herr, erbarm dich!" fleht er.

Das Ilselin aber legt ihm die Hand auf die Schulter und spricht, als läse sie die Worte von eines anderen Munde:

„Geh jetzt heim und bleibe den Abend und die Nacht für dich im Gebet, im Fasten und Wachen. Laß diesen hier bei mir, daß ich mit ihm reden kann, wenn er zu sich kommt. Gegen Abend wird er heimkehren. Morgen aber, eh' die Sonne aufgeht, sollst du zu ihm gehen und ihm, als dem verordneten Diener Gottes, deine schwere Sünde beichten, um seine Lossprechung und Verzeihung zu erhalten."

Der Dieter prallt zurück. „Kind, das ist zuviel! Das ist über richtiges Menschenmaß hinaus! Er kann mir nicht verzeihen!"

„Er wird tun, was eines Geweihten Gottes würdig ist."

„Ilselin, Ilselin ... du kennst des Menschen Herz nicht! Der Pfarrherr ist kein Heiliger, nur ein Geschöpf von Fleisch und Blut, wie wir alle ... du verlangst zuviel an ihn ... und auch an mich."

„Wenn er diese Prüfung nicht besteht, ist er nicht wür-

dig der Gnade Gottes, die ihn zu Großem erkor. Und es ist nicht zuviel verlangt an dich, denn du mußt büßen und sühnen für die Sünde! Im Geiste klebt sein Blut schon an deiner Hand, du mußt dich reinigen durch das Geständnis."

„Und wenn der Priester mir nun doch die Lossprechung versagt . . .?"

„Gott wird euch beiden helfen! Es ist sein Gericht, ihr müßt das Ordal bestehen. Ich rede im Namen des Herrn. Gehorche, so wird sich alles zum besten wenden."

Ein dumpfes Stöhnen des angstgequälten Mannes, dann wird's still.

Und die Zeit rinnt in heimlichem Fluge dahin, bis der ohnmächtige hilflos gebundene Schlafwache meint, das Singen des Blutes in seinen Ohren zu hören . . . Dann spricht der Dieter plötzlich, nachdem er scheu zur Seite geblickt hat, wohin das Ilselin immer deutet, wenn es von dem Herrn Jesus Christus redet.

„Es sei, wie du sagst, Niftel. Du siehst Gott und hörst seine Stimme. Ich will tun, was er verlangt, aber bitte du nun auch für mich. Hörst du, Ilselin, bitt für mich."

„Hab keine Angst, Ohm, du bist auf rechtem Wege, dir kann nichts geschehen."

Noch ein tiefer Seufzer, wie aus todwunder Brust, dann erhebt sich Dieters Stimme zum letzten Male. „Morgen früh also begeb' ich mich auf Gnad' oder Ungnad' in die Hand des Mannes, den ich töten wollte."

„Fürchte nichts! Du wirst Verzeihung und Lossprechung erlangen."

„Gott geb's!"

Damit nimmt der Freihofbauer seine Axt auf die Schulter und geht langsam, gesenkten Hauptes, hinaus. Sein düsterer Schatten gleitet durch die Tür und verfinstert sie auf einen Augenblick. Dann ist alles, wie es vorher gewesen.

Und nun weicht der Bann von Bartholomäo. Mit ungestümem Ruck fährt er zur Höhe, verglasten Blickes schaut er um sich, der helle Schweiß rinnt ihm von der Stirn.

„Was war eben . . .? Was ist geschehen . . .? War der Dieter hier . . . mit der Axt . . .?" lallt er mit schwerer Zunge.

Eine leichte Hand legt sich auf seinen Arm und drückt ihn sanft aufs Lager nieder.

„Denk, es sei ein böser Traum gewesen . . . er ist ja vorbei. Noch bist du nicht vollkommen erquickt. Pflege ein wenig länger der Ruhe."

Damit schiebt das Ilselin die Kissen zurecht und beginnt sachte und eintönig wieder das Wiegenlied zu singen, vom gütigen Arzt, der alle Seelenwunden heilt.

Da schläft der Todmatte nochmals ein und sinkt in den wahren heilenden Schlummer und vergißt in der linden Bewußtlosigkeit alles, was er mit halbwachen Sinnen vernahm. Er ruht und schläft . . . er ruht und schläft, bis seine gebrochene Natur die Kräfte wiedergefunden hat.

Da kehrt sachte das Bewußtsein zurück; langsam, wie es für Genesende gut ist beim Erwachen, schiebt sich der Geistesvorhang hinweg, der die Außenwelt verhüllte. Bartholomäus schaut endlich mit klaren Augen um sich und setzt sich auf.

„Bist du da, Ilselin?" fragt er.

„Ich bin hier," antwortete sie. Ihre Stimme kommt vom Herde her.

„Was tust du am Feuer, Ilselin?"

„Ich koche dir ein Süpplein, Hochwürdiger."

Er steht auf und versucht zu gehen. „War ich lange krank?" fragt er.

„Du warst gar nicht krank, du warst nur matt und müde und hast ein oder zwei Stündlein geschlafen."

Er blickt zur Tür hinaus. Die Sonne steht beträchtlich tiefer, als da er sie zum letzten Male sah. Die Wiesen vor dem Hause sind jetzt im Schatten.

„Ich muß bald heimgehen," sagt er.

„Das mußt du, wenn wir noch etwas miteinander geredet haben. Es gibt noch Dinge, die du erfahren mußt, die ich dir sagen soll."

Bartholomäus geht langsam näher zum Herd, wo das Ilselin hantiert. Sie ist jetzt anders anzuschauen als vorhin. Ihr langes Haar ist gezöpft und geht in zwei Flechten um ihr Haupt, die Blumengewinde hat sie abgelegt und vor dem Muttergottesbilde aufgehängt. Ein grobes Tuch ist als Schürze um ihr Gewand geschlungen.

Sie gefällt Bartholomäo besser in dieser schlichten Art. Ihre hausfrauliche Arbeit bringt sie ihm näher. Es freut ihn, daß sie sich um ihn müht und alltägliche Dinge tut.

„Weißt du, Ilselin," sagt er ganz harmlos zutraulich, „so wie du eben ausschaust, müßte mein jüngstes Schwesterlein dreinblicken, wenn sie am Leben geblieben wäre. Sie würde in deinem Alter sein."

„Wie hieß dein Schwesterlein, Hochwürdiger?"

„Roswith."

„Roswith, die weiße Rose? So wird sie auch im Himmel heißen, denn dort blühen gar wunderfeine Rosen. Weiß sind sie, mit einem Hauch von Rot, daß sie nicht blaß erscheinen. Der Tod ist ganz weiß, das Leben aber hat rosigen Schein."

„Roswith konnte so lieb lachen, beinah' wie du, Ilselin. Es klang so, wie das Wasser lacht, wenn es aus dem Berg zum Licht springt und über Stock und Stein hüpft."

„So wird Roswith jetzt noch lachen, wenn sie mit den lieben Engelein auf Gottes Himmelsauen spielt."

„Sag mir, Ilselin, du Erkorene Gottes, was ist's, daß ich mit einem Male so fröhlich bin? Daß ich zum Kinde ward, das den Himmel offen sieht? Ist das nicht Vermessenheit von mir, dem elenden Sünder?"

„Sprich nicht also, Hochwürdiger! Du bist Gott sehr wert, darum macht er dir Freude. Er hat dich lieb . . . sehr lieb! Deshalb ist dir wohl, denn du fühlst es."

„Aber Gott ist doch ein gestrenger Richter!"

„Für die harten Herzen und die unbußfertigen ungläubigen Seelen! Aber für seine Kinder ist er die Liebe. Das weiß ich genau."

„Du redest wohl schön. Aber bedenke doch, daß wir allesamt mit wenigen Ausnahmen ein Strafgericht verdient haben. Wieviel habe ich versäumt in meinem Amt, wieviel habe ich unrecht gemacht, was ich recht machen sollte, da gebührt mir Strafe."

„O mein armer Bruder, was quälst du dich! Wann wirst du inne werden, was Gott ist!"

„Möge es mir klar werden. Einstweilen fürchte ich, durch unziemende Fröhlichkeit gegen sein Gesetz zu verstoßen."

„Unrecht wär's, die Gnadengabe der Freude von dir zu weisen und fortzustoßen."

„Ja, ja . . . ich könnte Gott erzürnen, indem ich mich nicht freue . . . das ist wohl nicht recht . . ." stammelt Bartholomäus, und sein jung-altes Gesicht, das einen Augenblick zu lächeln versuchte, wird wieder tieftraurig.

Das Ilselin aber lacht nun ganz hell, und Roswiths perlendes Lachen scheint im Ton zu klingen.

„Stehst du nicht da wie ein armer Bub, der Schläge kriegen soll, du angstvoller Mensch. Nun komm und freue dich und grübele nicht und iß dein Süpplein, das ich dir kochte! Später wollen wir ernsthaft sein!"

Sie schwingt den Kochlöffel und lacht abermals, da

kann er nicht anders, er muß mitlachen. Es ist so unendlich süß, zum Kinde zu werden. Ihm fällt ein, daß er mit Friderun und Roswith Kochen gespielt hat, daheim im kleinen Verwaltershaus, und daß die Schwestern den täppischen Bruder auslachten, wenn er helfen wollte, gerade wie das Ilselin eben, da er nach dem Suppentopfe greift und ihn tragen will.

„Das kannst du nicht, Hochwürdiger, das muß ich tun. Setz dich an den Tisch, ich decke dir."

„Aber nur, wenn du auch mitissest, Ilselin."

„Wohl, ich werde mir einen Löffel holen."

Und dann sitzen die zwei wie Brüderlein und Schwesterlein zusammen und löffeln aus der großen Schüssel und brechen vom schwarzen Roggenbrot und meinen, daß sie sich seit immer schon gekannt hätten. Bartholomäus wenigstens kommt es vor, als ob es unmöglich sei, daß er gestern um diese Zeit zum erstenmal den Namen Ilselin von der Halde gehört habe.

Unterm Essen aber hebt sie plötzlich den Finger und legt den Löffel weg. „Wie vergeßlich bin ich doch heute! Meine armen Schützer und Gesellen harren der Mahlzeit! Du gestattest, daß ich sie bringe?"

„Bringe sie!" Bartholomäo ist's zwar ein wenig unheimlich zumute, da er nicht recht weiß, was das für Schützer und Gesellen sind. Er begnügt sich aber, unvermerkt nach der geweihten Medaille zu greifen, die er am Halse trägt. Dann muß er wiederum lächeln, denn zwei gewaltige Hunde springen in die Küche, nachdem sie aus dem Kellerraum befreit wurden. Es sind tigerartig gestreifte Doggen, sie tragen Stachelbänder. Er versteht nun, warum er immer von Zeit zu Zeit ein dumpfes Scharren und Kratzen hörte, das er sich nicht erklären konnte.

Die Hunde drängen sich um Ilselin und blicken ihn an. Sie gibt ihnen leise Weisungen, da gehen sie zum Pfarrherrn und legen ihre Köpfe auf seine Knie und schwänzeln dazu.

„Nun sind sie deine Freunde," sagte ihre Herrin.

„Ich sehe daraus, daß du geschützt bist! Schon immer wollte ich dich fragen, wie es damit steht, nun weiß ich's."

„Wir haben von jeher solche Hunde gehabt, aber noch nie bedurfte ich ihres Schutzes, denn es gibt keine wilden Tiere hier im Forst, und böse Menschen kommen auch nicht

mehr . . . . seit . . .“ Das Ilselin bricht ab und sieht vor sich hin.

Es tut Bartholomäo leid, daß sie traurig ist, er will sie ablenken. „Wie kommt's, daß sie nicht bellten, als ich kam?“

„Ich wußte, daß du kommen würdest, da sperrte ich sie ein und hieß sie stille sein. Sie bellen auch fast nie, das liegt in ihrer Art.“

„Nein, das tun solche Hunde nicht. Wie ruft man ihnen, da ich doch Freund mit ihnen sein soll.“

„Sie heißen Hugin und Munin.“

„Wie kommst du zu den heidnischen Namen?“

„Sind sie heidnisch? Das weiß ich nicht. Unsere Hunde haben immer so geheißen. Sie stammen von Welpen, die Graf Heinrich brachte.“

„Das sah ihm ähnlich. Nur heidnisches Zeug hatte er im Sinne!“ murmelte Bartholomäus.

Das Ilselin droht mit dem Finger.

„Schilt ihn nicht! Er büßt schwer genug.“

„Jawohl, im Fegfeuer.“

„Nein, auf Erden, denn er lebt noch.“

„Hm . . .“ Der Pfarrherr weiß nicht recht, was er antworten soll. Es deucht ihm übel, des Mägdleins Mutter des Wahnsinns zu zeihen, und doch hat's ihm die Ahne gesagt, daß ihr Geist in dem Punkte gestört war.

„Wir wollen nicht darüber reden,“ fährt er fort. „Du sollst mir lieber sagen, wie es kam, daß du hier aufwuchsest, und daß unser allermildester Herr sich dir so wunderbarlich zeigte.“

„Wie sollt' ich dir da lange berichten? Es ist alles ganz schlicht. Ich habe immer hier im alten Gemäuer gelebt, habe die Mutter weinen sehen und habe ihr im Haus geholfen und ihre Reden gelauscht. Und wenn ich draußen war, dann habe ich mit allen Tierlein des Waldes gespielt und war gut Freund mit ihnen, brachte Blumen zum Bild unseres Herrn und sah des Abends im Sommer zu, wie die kleinen Lichtelfen auf den Gräsern tanzten. Manchmal kam einer von unten, vom Freihofe herauf. Der Pater Serenus kam jede Woche, und ich ging oft mit der Mutter zu seiner Klause, wenn er daheim war.“

„Ja, ja, das kann ich mir alles denken. Aber deine innere Erleuchtung . . . dein Schauen des Ueberirdischen, davon will ich wissen.“

Die hellen Augen werden weit und schimmern blau.

„Ja, das kann ich sagen . . . das war immer so, das heißt, meinen allerhöchsten Herrn Bräutigam habe ich später gesehen, er kam einmal in der Sturmnacht und rief mich hinaus . . . da sah ich ihn zuerst! Aber seine gebenedeite Mutter, die hat mich als Kind schon betreut, und oft ist mein Schutzengel bei mir gewesen, wenn ich im Walde war . . . er hat mich einmal aufgefangen, als ich noch ganz klein war und beinah den Riesentritt hinunterstürzte."

Bartholomäus schaudert unwillkürlich, wenn er an den Abgrund denkt. Dabei fällt ihm der Heidenbrunnen ein — und noch anderes. Er faßt sich an die Stirn.

„Was hab' ich nur geträumt?" spricht er vor sich hin. „War nicht der Freihofbauer hier? Was war's nur?"

„Denk nicht darüber nach, laß es sein! Jetzt bist du wach," antwortet das Ilselin und erhebt sich, um alles wegzuräumen.

Er schaut ihr wortlos, verträumt zu, während Hugin und Munin neben ihm sitzen und mit den Schwänzen wedelnd auf der Erde ein dumpfes Klopfen verursachen. Sie legen die Köpfe schief und blicken ihn unverwandt an.

Und ihm ist, als wäre er hier daheim. Jedes Grauen vor der sonderbaren Umgebung ist geschwunden.

„Gehst du nie zur Kirche, Ilselin?" fragt er nach einer Weile.

„Wie sollt' ich? Die Leute dürfen ja nicht wissen, daß ich lebe!"

„So hast du nie eine heilige Messe gehört?"

„O ja, denn Pater Serenus hielt sie oft in seinem Kapellchen, und da hörten Mutter und ich im verborgenen zu."

„Ich möchte dir eine heilige Messe lesen dürfen."

„Tu das, ich freue mich darauf! Du kannst zum Kapellchen gehen, ich werde kommen."

Bartholomäus macht nun einen gewaltigen Anlauf zum Reden: „Von Pater Serenus hält meine Frau Pate nicht viel . . . was hältst du von ihm, Ilselin?"

„Er ist ein Mann Gottes."

„Die Gräfin bestreitet das. Sie meint, er sei ein Wolf im Schafspelz, der mit süßen Reden die Leute finge. Aber vom wahren Glauben wisse er nichts."

„Hat er mich Falsches gelehrt?"

„Nein, wahrlich, du bist im Glauben durch ihn wohl unterrichtet."

„Nun, da siehst du's!"

„Ja, ja ..." Es geht Bartholomäo noch immer schwer, bei seiner Frau Pate einen Irrtum anzunehmen. „Aber die Gräfin hat doch wohl ihre Gründe, ihm zu mißtrauen."

Ilselin lächelt eigen. „Er ist ihr bester Freund," sagt sie dann langsam und nachdrücklich.

„Obwohl sie ..." Der Pfarrherr bricht ab. Beinah' hätte er etwas verraten, das er nicht sagen möchte. Aber das Mägdlein fährt ruhig weiter in seiner Rede fort:

„Obwohl sie ihn zu Rom als Irrgläubigen anzeigte und er zur heiligen Stadt mußte, um sich vor dem Statthalter Christi zu rechtfertigen."

„Oho ... oho ... woher weißt du das, Ilselin?"

„Das hat mir der Pater selber gesagt. Er braucht mein Gebet, und er hat's mir gesagt. Von meinem Herrn Bräutigam weiß ich's nicht."

Der Pfarrherr hängt den Kopf. „Die Angelegenheit wird geheim gehalten, da sonst die Leute aufrührerisch würden," sagt er verlegen. „Meine Frau Pate will ja nur das Beste, sie fürchtet ketzerische Umtriebe . . ."

„Darum hat sie dich hierher gesetzt und weiß nicht, daß sie für ihr eigenes Heil arbeitet."

„Das ist mir alles noch unklar. Ich verstehe dich nicht, Ilselin."

„Du wirst es später verstehen. Einstweilen sollst du nur wissen, daß meine Mutter unschuldig war."

„Das glaube ich von Herzen, Ilselin."

„Gott segne dich dafür."

Die seltsamen Augen schimmern wieder blau und weiten sich. Ilselin blickt angestrengt ins Weite, dann seufzt sie und schaut weg. „Ich sah eben den Grafen Heinrich . . . aber wo, das weiß ich nicht! Er ist alt und grau geworden ... er sitzt in einem hohen Gewölbe und liest in einem Buche ... eine Kette geht von seiner Hand zum Fuß ..."

„Er ist im Fegfeuer, Ilselin."

„Nein, er lebt! Pater Serenus glaubt es auch. Er will ihm nachforschen im Welschland."

Diese Ruhe, diese feste Ueberzeugung macht den Pfarrherrn stutzig. Ilselin, die so vieles schaut, was andere nicht sehen, sollte sie irren? Unmöglich wär's ja nicht, daß der Graf in einem welschen Kerker gehalten würde, aber ...?

Seufzend steht Bartholomäus auf. „Es ist alles sehr wunderbar! Ich soll mich freuen, wenn ihn der Pater

findet, falls er noch lebt... oder ich sollte mich nicht freuen..." Er schweigt im Widerspiel der Gefühle.

Ilselin aber sagt:

„Wir müssen warten, bis es Gott genehm ist, alles ans Licht zu bringen. Einstweilen ist schon vieles geschehen. Du bist hier gewesen, du kennst mich, du weißt von allem . . . da wird es schon zum guten Ende kommen! Für alle zum guten Ende, für mich zum bittern!"

„Sprich nicht also, Ilselin, wer sollte dir etwas tun? Du bist rein und unschuldig!"

„War meine Mutter nicht etwa auch so?"

„Der Schein sprach gegen sie!"

„So wird's auch mit mir sein!"

Ein kalter Schauer rinnt durch Bartholomäi Gebein, es durchzuckt ihn eine Ahnung, er sieht im Geiste Frau Isentruds starres Antlitz. Gewaltsam schüttelt er den Frost ab. „Es wird spät, ich muß heimgehen!" murmelt er.

Das Ilselin hat ihn still beobachtet. Tiefes Mitleid spricht aus ihren Blicken.

„Ja, du mußt nun heimgehen," sagt sie endlich. „Es ist Zeit. Ich werde Hugin und Munin mit dir schicken, sie sollen dich um den Riesentritt herum begleiten, bis zur Waldgrenze."

„Werden sie auch mit mir gehen?"

„Wenn ich sie es heiße, gehen sie mit dir, bis du sie zurücksendest. Es bedarf nur des Wortes vor dir."

„Ich danke dir, Ilselin. Es ist mir lieb, daß sie mit mir gehen . . . denn mir graut plötzlich vor dem Riesentritt und dem Heidenbrunnen."

„Laß dir nicht grauen, dein Schutzengel ist bei dir und Hugin und Munin leiden kein Uebel!"

Langsam, widerwillig nimmt Bartholomäus seinen Wanderstab und schlingt den Mantel um. Der Abend ist kühl geworden. Tief unten, fern am Horizont, schwebt die Sonne im zögernden Untergang des Frühsommers, dessen Glut noch so lange nachschimmert.

„Leb wohl, Ilselin! Gott sei mit uns beiden, auf daß alles zum besten geführt wird."

„Amen! Leb wohl, mein Bruder!"

Er nimmt ihre Hand nicht, noch bietet sie ihm die Rechte, es dünkt ihnen unnötig. Sie grüßen sich mit den Augen, und dann geht der Mann hinweg, indessen ihm das Mägdlein lange nachschaut.

Am zerbrochenen Brunnen wendet sich Bartholomäus noch einmal um. Da steht das Ilselin im rotgoldenen Abendlicht und hat die Hand über die Augen gelegt. Fast will es ihm grausam bedünken, daß er diese zarte Magd in der Wildnis allein läßt. Aber da hört er schon ihren Gesang in der Weise des Brautliedes, und da nickt er vor sich hin und lächelt ob seiner Sorge.

Ilselin von der Halde ist in mächtigem Schutze, sie bedarf keiner Menschenhilfe.

5

„Hochwürdiger! Hochwürdiger!"

„Was ist?"

Bartholomäus erhebt sich schwerfällig von seinem Betschemel, wo er die ganze Nacht über gekniet hat, und tappt im Zwielicht des dämmernden Morgens zur Tür.

„Was ist?" wiederholt er und schiebt den Riegel zur Seite.

Muhme Berta steht draußen. Sie hat eilig ihr Gewand übergeworfen, die Haube sitzt ihr schief auf dem Kopfe.

„Hochwürdiger, der Freihofbauer hat an meinem Fensterladen gepocht und mich angerufen. Er müsse dich durchaus insgeheim sprechen und zwar gleich. Sein' Sach' dulde keinen Aufschub."

Die Alte sprudelt hastig ihren Auftrag heraus, noch ganz verwirrt von dem Ungewohnten, und blickt ihren Schwestersohn fragend und zweifelnd an. Dann aber erschrickt sie und bekreuzt sich, denn er taumelt zurück, wird leichenblaß und hält sich mit beiden Händen am Türpfosten, um nicht umzusinken.

„Also doch...!" murmelt er verstört.

„Um aller Heiligen willen, Hochwürdiger, was ist dir? Wird dir schlecht? Ich sag's ja, ich sag's ja, du wirst dich noch tot machen mit all deinen Nachtwachen und Kasteiungen!"

„Still, still, kein töricht Gejammer! Mir ist ganz gut."

„Gut ... und siehst drein, wie der Tod? Gut? ... Und taumelst vor Schwäche, daß du schier umsinkst? Erbarmen, Hochwürdiger, mit dir selber! Ich schicke den

Bauern fort, er mag wiederkommen, wenn es dir paßt, nicht wenn's ihm genehm ist!"

„Bei deiner armen Seel', hüte dich! Der Dieter soll kommen, ich bin bereit, ihn zu hören."

So streng, so hart, so gebieterisch ist Bartholomäi Gebärde und Wort, daß die Alte stumm und zitternd hinuntergeht, ohne nur durch ein Wimperzucken Widerspruch zu wagen.

Ihr Schwestersohn hört sie die steile Stiege hinabsteigen, er hört sie durch den Flur wandeln, schlürfenden Schrittes, er hört die Schlüssel im Schloß der Haustür sich drehen, die Tür ächzend aufspringen ... Eine Männerstimme fragt unten noch etwas. Was es ist, kann der Lauscher nicht verstehen, Muhme Berta flüstert etwas zurück, und dann kommen schwere Tritte langsam, ach so unendlich langsam, zögernd, widerwillig die Treppe hinauf. Es ist, als ob der Mann gezogen oder geschleppt würde und nur einer starken Gewalt wiche.

Droben aber umklammern zwei fieberheiße Hände die Füße des Kruzifixes und eine heisere Stimme ächzt: „Herr, gib mir Kraft, mach mich deiner würdig."

Dann strafft sich der Pfarrherr auf und steht kerzengerade im halbhellen Gemach. Der Dieter aber bleibt vor der Tür stehen. Man merkt's, er scheut sich anzupochen.

Draußen wird's lichter, ein Distelfink, der im blühenden Holunderbaum vor dem Pfarrhause nistet, erhebt sein unschuldig Stimmlein und grüßt süßen Lautes, in feinem Zwitschern, den kommenden Morgen.

Bartholomäus streicht sich über die Stirn und wischt die Schweißperlen ab, die darauf stehen.

„Also war's doch kein Traum!" murmelt er.

Da pocht es endlich an der Pforte.

Es pocht leise, scheu, so gar nicht wie der selbstbewußte Dieter sonst anzuklopfen pflegte, wenn er mit dem Pfarrherrn zu verhandeln hatte. Es pocht, wie ein angstvolles Herze schlägt, das von bangem Entsetzen gepeinigt wird. „Poch ... poch ... poch."

„Herein, im Namen Gottes!" ruft's drinnen.

Und der Dieter tritt über die Schwelle, gesenkten Hauptes, scheuen Blickes.

„Ich muß dir beichten, Hochwürdiger," raunt er heiser.

Bartholomäus gibt weiter keine Antwort, als daß er aus der Lade die Stola nimmt, sie umhängt und sich schwei-

gend und horchbereit in den Sessel setzt. Er winkt dem Bauern nach dem Schemel, der daneben steht.

Der Dieter aber wehrt ab: „Mir ziemt nicht zu sitzen, ich muß knien," murmelt er.

„Demut ist des Büßers würdig, so knie!" spricht Bartholomäus. Und nun ist er nicht mehr der noch so gute und kluge Mensch, der redet, sondern der Gehorsam heischende und Gehorsam verdienende Priester der Kirche, der Bevollmächtigte Gottes.

Dieter kniet schweigend neben ihm hin und schlägt sich mit der harten Hand vor die Brust. „Ich bin ein großer Sünder!"

„Das sind wir alle, mein Sohn! Und dafür hat Christus das Sakrament der Buße eingesetzt, auf daß wir die Lossprechung in seinem Namen empfangen."

„Hochwürdiger, bis gestern war ich noch ein makelloser Mann!"

„Niemand ist makellos vor Gott! Du wolltest sagen, daß du bis gestern nichts getan hattest, das außergewöhnlich schlecht war, oder schlimmer denn die Handlungen der Mehrheit."

„Du sagst es! Aber nun . . . nun . . . Ich bin ein Mörder, Hochwürdiger! Das heißt, ich habe ihn nicht erschlagen, aber . . ."

„Aber du wolltest ihn töten und Gott hat dein blutiges Vorhaben gehindert."

„Gott hat's nicht gewollt, ich durft' es nicht tun!"

„Wohl dir, daß Gott so unendlich Erbarmen mit dir hatte! Wo wärst du jetzt, wenn dein Vorhaben geglückt wäre? Wenn der Allerbarmer dich den Händen Satans überlassen hätte, dem du dich verschriebst, als du am Heidenbrunnen versteckt lagst, um den ahnungslosen Wanderer von hinterrücks zu erschlagen, daß er ohne Zeit zu Buß und Leid vor das Angesicht des ewigen Richters getreten wär'? Wo wärest du jetzt, Freihofbauer, wenn Gott dich hätte gewähren lassen? Auf Erden wärst du wohl noch der angesehene Mann gewesen, aber deine Seele, deine arme unsterbliche Seele, die wär' schon bei Lebzeiten des Leibes im Höllenpfuhl gewesen! Gewissensbisse hätten dich gejagt, wie die Meute den fliehenden Hirsch! Du hättest keine Ruhe gehabt bei Tag und keine Rast bei der Nacht! Immer hättest du das Blut gesehen, das an deinen Händen klebt. Mitten im Leben wärst du schon dort ge-

wesen, wo nach dem Tod deine Seele die schaurige Heimat gefunden hätte. Freihofbauer, Freihofbauer, danke Gott, daß er so große Barmherzigkeit an dir übte!"

Ein dumpfes Stöhnen dringt zu Bartholomäi Ohr, der Kniende ist halb aufgesprungen, dann sinkt er wieder hin. „So weißt du, Hochwürdiger! . . . Hat dir's das Ilselin gesagt?"

„Niemand hat mir etwas gesagt. Ich war im Geiste wach, als mein Körper starr dalag. Ich habe alles gehört, was du und deine Niftel an meinem Lager verhandelt habt."

„Alles . . . alles? . . ."

„Alles . . ."

Es wird ganz still im Gemach und nichts regt sich. Nur daß Bartholomäus ganz sachte sein weißes Tuch fester vors Antlitz drückt und sich weiter nach dem Dieter neigt, indem er den Arm auf die Lehne des Sessels stützt. Man kann sein Gesicht nicht sehen, es ist verhüllt, nur seine horchende Gebärde sieht man.

„Sprich, mein armer sündiger Bruder! Sprich zum Diener des Herrn, der am Kreuz seinen Mördern vergab, und erleichtere dein Herz!" tönt nun des Priesters Stimme.

Aber ihm wird als Antwort nur ein rauhes, tiefes Schluchzen. Das hat der Freihofbauer nicht erwartet!

Draußen in der schönen maienfrohen Welt Gottes aber geht eben die Sonne am Horizont auf. Wie ein Held steigt sie mit einem Schritte empor, und ihre ersten schrägen Lichtpfeile treffen die bräutlich geschmückte Erde.

„Gloria in excelsis Deo", betet Bartholomäus. „Laß die Sonne der Barmherzigkeit Gottes dir ins Herz scheinen und bereue deine Sünde vor dem Allerhöchsten . . ."

„Und du . . . und du . . . Hochwürdiger, du zürnst mir nicht . . . du fluchst mir nicht . . . du . . .?"

„Ich bin der Diener dessen, der am Kreuze seinen Mördern vergab und für sie betete, das hab' ich dir schon gesagt! Ich hasse deine Sünde, aber dich, den Sünder, hasse ich nicht, denn wir sind allzumal Sünder vor Gott."

Der Dieter greift plötzlich zur Höhe und reißt die Hand nieder, die vor Bartholomäi Antlitz das Tuch hält.

„Ich will dich sehen, ich will dir ins Gesicht schauen . . ." gurgelt er mit röchelnder Stimme. „Ich will den Menschen sehen, der seinem tückischen Mörder kein böses Wort gibt . . ."

Der Priester neigt sich ruhig nach vorne und beider Augen ruhen lange ineinander.

„Du bist noch so jung, jung . . .“ murmelte der Bauer verstört.

„Ja, ich bin jünger als du.“

„Ich hab' immer gemeint, du wärst alt und hart und bös, und nun schaust du drein wie ein Engel.“

„Du träumst, Freihofbauer, dein Sinn ist wirr von allem, was du erduldet hast, denn ich weiß es, dein Herz ist nicht schlecht. Du hast gelitten unter dem Befehl Satans, der dir eingab, den Priester des Herrn zu töten, Hand an den Gesalbten Gottes zu legen.“

Der Dieter schaut noch immer den Priester an. „Und das ist . . . der Pflegesohn der Gräfin Isentrud?“ stammelt er endlich.

„Das ist ihr Pflegesohn. Kann sie so schlimm sein, als du meinst, da sie mich lehrte, nach Gottes Gebot zu handeln?“

„Ich . . . ich weiß nicht . . . aber du mußt doch verstehen, Hochwürdiger, daß ich sie hasse und Uebles von ihr denke!“

„Leider kann ich es verstehen! Aber jetzt ist keine Zeit, von den Sünden des nächsten zu reden. Jetzt handelt es sich um deine Sünde, Freihofbauer.“

„Ja, ja, Hochwürdiger!“ stammelt der kühne Dieter, zahm wie ein Lämmlein.

„Du hast mit bösem Vorsatze, auf Satans Rat, einen Menschen töten wollen, und nicht nur einen gewöhnlichen Menschen, sondern den Priester Gottes. Weißt du, Freihofbauer, was ein Priester Gottes ist? In siebenfacher Weihe ist das Sakrament auf ihn niedergegangen, das aus dem armen sündigen Adamssohn den Gesalbten macht, der die heiligen Geheimnisse Gottes verwaltet. In unverwischlichem Siegel ist's ihm eingebrannt, daß Engel und Teufel ihn kennen, daß Gott selber auf sein Geheiß herniedersteigt und sich in Brotsgestalt der Menschheit offenbart. Wohl dem Priester, der sein Amt richtig verwaltet! Dreimal wehe ihm, wenn er darin fehlt! Soviel höher er als die andern bewertet ist, um soviel tiefer ist sein Fall, um soviel schwerer seine Strafe. Aber auch dreimal wehe der Hand, die sich an ihm vergreift! Am Diener Gottes vergreift sie sich, nicht an Gewöhnlichem, Irdischem. Freihofbauer, du hast dies Verbrechen begangen!“

Bartholomäus hält einen Augenblick inne. Der kniende Mann vor ihm aber scheint langsam, unter einer unerträglichen Last zusammenzusinken, so daß er mit der Stirne den Boden streift.

„Wie willst du vor Gott bestehen?“ fährt die ruhige leidenschaftslose Stimme fort. „Wie willst du es vor dem Allmächtigen verantworten, was du in blindem Hasse, in giftigem Vorurteil getan hast? War dir der Priester vom Uebel, dem du nachstelltest? Hat er dir je Böses getan? Hat er sich abgewendet, wenn dein Gesinde krank war, wenn deine Mutter geistigen Zuspruches bedurfte, wenn dein Bub freundliche Rede und milde Unterweisung heischte? Ist der Priester je lässig gewesen im Dienst der Gemeinde, obwohl ihn die haßte und verfolgte, ihm scheel nachsah, und üble Rede und kargen Gruß für ihn hatte? Ist je ein Armer ungespeist von des Priesters Tür deshalb fortgegangen? Hat ein Sterbender darum weniger Hilfe gehabt? Ich rede nicht nach menschlicher Weise, ich rede als Stellvertreter des Höchsten! Fern sei es von mir, mich armen Sünder zu loben, aber ich muß also sprechen, im Namen des Herrn, dem ich diene. Es war meine Pflicht, in allem Gottes Gebot zu halten und der Menschen nicht zu achten . . . aber darum solltest auch du nicht deinem blinden Hasse richten wollen!“

„Barmherzigkeit . . . mein Gott, Barmherzigkeit!“ stammelt der Dieter und rafft sich dann mit jähem Entschlusse auf.

„Wort gegen Wort! Wahr gegen wahr, Hochwürdiger! Du hast mit mir gehandelt wie ein Mann, wie ein Christ und wie ein Diener Gottes. Nun sollst du auch hören, was in meiner Seele ist! Wohl bin ich ein elender Sünder, aber ich bin jetzt ein Büßer, mit gutem Willen, und wie der Schächer am Kreuze seine Missetat bekannte und begnadigt wurde, so will ich dir alles bekennen und sagen . . .“

Dieter hält inne. „Amen,“ sagt Bartholomäus.

Und dann spricht der Mann aus der wunden Seele des Volkes heraus.

„Du hast recht geredet, als du vom Priester, dem Geweihten Gottes, gesprochen hast, wie er vor Gott ist und wie er auf Erden sein soll! Aber, Hochwürdiger, ist er allezeit so, wie er sein soll? Schau' um dich . . . du weißt, wie es ist! Du brauchst ja nur an deinen Vorgänger hier zu denken.“

Nun ist die Reihe an Bartholomäus, bitter zu seufzen und das Haupt zu neigen.

Der Freihofbauer aber spricht weiter, ohne ihn anzusehen, mit starrem Blick ins Weite schauend, als rede er vor

einem großen Gerichtshof, wo unzählige seinem Spruche lauschten.

„Ich mach dir oder andern keinen Vorwurf, ich hab' kein Recht, auch nur gegen den unwürdigsten deiner Amtsbrüder ein Wort zu reden. Aber einmal muß es heraus, was uns allen am Herzen frißt! Wir würden euch folgen bis in den Tod, wir würden euch auf Händen tragen, uns vor euch neigen bis zur Erde, wenn ihr alle so wäret, wie ihr sein sollt! Aber . . . wunderst du dich, Hochwürdiger, daß ich in dir nicht den Diener Gottes, sondern nur das Werkzeug der Gräfin sah?"

„Nein," kommt's matt zurück.

„Warum laßt ihr euch von scheinheiligen Weibern beherrschen? Warum glaubt ihr dem Getue solcher Weiber? Warum seid ihr nicht Männer und redet zu Männern und laßt die Weiber spinnen? Vielleicht weil wir Männer nicht so leicht zu täuschen sind wie solch ein Geschöpf?"

„Halt ein . . . du frevelst!"

„Es muß heraus! Und du bist's wert, die Wahrheit zu hören."

„So sprich, ich höre!"

„Ich wußte ja, daß du hören würdest! Ich will ja auch manchen frommen Weibern nicht die Ehrlichkeit absprechen, aber in der Stille ihrer Kemenate kennen sie das Leben nicht! Und wissen nicht, daß die Menschen, die hart um ihr Brot arbeiten, wirkliches, heißes Blut in den Adern haben. Sie sehen alles durch die bunten Scheiben der Kemenatenfenster . . . Aber ihr, ihr, ihr Geweihten des Herrn, ihr müßt weiter schauen, ihr müßt handeln . . . Wo aber wart ihr, als die Gräfin hier im Lande wütete, sengte und brannte? Im Namen Gottes, dem sie zu dienen glaubte, während sie doch nur ihrem blinden Weiberhaß nachgab? . . . Sag', Hochwürdiger, wo waret ihr, die Diener Gottes?"

Bartholomäus fährt zur Höhe. Der Vorwurf hat ihn doch getroffen, da er dem Stande und nicht der Person gilt.

„Ich mahne dich, Freihofbauer: jetzt ist nicht Zeit, an die Fehler anderer zu denken, jetzt gilt's deiner eigenen blutroten Schuld!"

„Schon gut, ich gedenke ihrer! Aber gleichwohl sollst du mich anhören bis zum Ende."

Der Dieter schweigt einen Augenblick und fährt sich mit dem Handrücken über die Stirn, dann fährt er fort:

„Die Ilse, des Haldenhofbauern Weib, ist mit mir aufgezogen worden, da sie das Kind meines Mutterbruders war. Von klein auf hab' ich sie gekannt ... und geliebt, ja geliebt, wie mein eigen Leben!"

„Sie war Geschwisterkind mit dir! Die heilige Kirche liebt solche Verbindungen nicht!"

„Nun, der Dispens wär' zu erlangen gewesen. Wir vom Freihofe können's bezahlen!"

„Du hättest aber bedenken sollen . . ."

Ein unwillkürliches Lachen bebt in Dieters Stimme. „Hochwürdiger, die Liebe bedenkt und wägt nicht."

„Dann ist es blinde Leidenschaft!"

„Ach, was weißt du davon! Du meinst, die Lieb' müßt' allzeit eitel, sinnlich und weltlich sein . . . du weißt nicht, was es ist, wenn ein Herz von ihr ergriffen wird!" Der Freihofbauer zittert jetzt am ganzen Leibe. „Schau, Hochwürdiger, ich war ein wilder, ein trotziger Bub, aber wenn mich die Ilse ansah, war ich zahm wie ein Lamm! Wenn sie das Fingerlein hob, tat ich alles, was sie begehrte ... Ich ging sogar zur Kirche, nur weil sie's wollte!"

„Schäm' dich, daß dich ein Weib zur Kirche bringen mußte! Dich trifft ja, und in noch höherm Maße, der Vorwurf, den du uns machst, daß wir auf Weiber hören!"

„Hochwürdiger, wenn die Kirch' von einem Unwürdigen gehalten wird, so vermengt unser einer gar leicht das Irdische mit dem Himmlischen und wirft alles weg, weil's aus schlechten Händen geboten wird!"

„Hm . . . hm . . . ja! Rede weiter, wie war's mit dir und der Ilse?"

„Wie ich sagte, sie war mein Leben und mein Höchstes, sie konnt' mich am Seidenfaden leiten, sie konnt' mit mir machen, was sie wollt'. So groß, so übermächtig, so stark und doch sanft war meine Liebe, daß ich Ilse zum Eberhard ziehen ließ, als ich fand, daß ihr Herz in dem seinen war und ich ihr nur ein Bruder. Ja, so groß war meine Lieb', daß ich nicht nach mir selber frug, sondern nur nach dem, was der Ilse frommte und gut tat! Ich hab' sie selber zur Trauung gebracht und hab' ihre Hand in die vom Eberhard gelegt und hab' ihm gesagt: Sei ihrer wert, sonst zahlst du mir jeglich Tröpflein, das sie um deinetwillen aus den Augen vergießt! Und dann, als der Brautzug fort war und alles droben auf dem Haldenhof jubilierte und die ganze Bauernschaft gesprungen und gesungen hat, da bin

ich am Riesentritt gelegen, am schwarzen Wasser vom Heidenbrunnen, und hab' hineingeschaut und hab' gedacht: Wie wohl wär mir, dürft' ich dort unten liegen, nichts mehr sehen und hören und fühlen! . . ."

Der Freihofbauer bricht ab und stiert vor sich hin.

Bartholomäus sagt kein Wort. Ein tiefer, weher, übermächtiger Ton ist ihm da aus des Mannes Worten entgegengeschlagen, wie er ihn nicht auf seinem hohen Seminario kennen gelernt, wie er ihn nicht bei Frau Isentrud gehört hat. Und doch will ihm bedünken, daß nichts Sündiges in der Inbrunst liege, mit der Dieter von der Ilse spricht! Es ist zu innig, zu weh und zu lieb dafür! Es ist . . . . es ist . . . ja, es wird wohl das sein, was die Sänger und Dichter Minne heißen.

„Der Eberhard war gut," fährt Dieter fort. „Er war der Ilse würdig, so weit einer das sein konnte. Für alles Unglück mit dem Grafen Heinrich konnt' er nicht viel, es hat so kommen müssen. Aber doch ist mir's immer im Herzen, als ob sein Tod verdient wär', als ob er besser Obacht hätt' geben müssen! Ich konnt' ihm keine Träne nachweinen, als das Schreckliche geschehen war. Ich hatt' fürder nur den Gedanken, meiner Ilse zu dienen, wie ich es konnt'!"

„Du hättest sie ja zu deinem Weibe machen können!" wirft Bartholomäus ein.

Der Bauer nickt: „Das würd' ich mit tausend Freuden getan haben, allein sie wollt's um keinen Preis, so sehr ich sie bat! Sie wollt' eine treue Wittib sein, und ich fügte mich wie gewöhnlich. Ja, noch mehr, ich gehorchte ihr, als sie mich bat, nach dem Sinn meiner Mutter zu tun und die Marei vom Riedhof zu nehmen, daß mein Gut eine Frau habe, und daß dereinst Erben vorhanden seien. Ich tat's . . . ich tat ja alles, was sie wollte, und die Marei, Gott hab' sie selig! war ein braves Weib. Nur nicht zu lang, denn sie ist nach einem Jahr gestorben, als der Benno zur Welt kam. Mir war's recht, ich konnt' sie nicht viel lieben, sie hätt's später doch gemerkt, da war's besser so. Und den Buben hatt' ich auch, da braucht ich fürder nichts zu tun, als die Ilse und das Ilselin zu betreuen und heimlich dafür zu sorgen. Und das Ilselin ward mir wie ein leibliches Kind und noch mehr . . . es ist eine Heilige Gottes!"

„Das ist sie!" bekräftigt Bartholomäus so aus ehrlichem Herzen heraus, daß ihn der Dieter wohlgefällig ansieht.

Dann aber wirft sich diesem seine ganze Schuld wieder auf die Seele, er hängt den Kopf und murmelt: „Kannst du mir je vergeben?“

„Wenn ich dir noch nicht vergeben hätte, würd' ich's jetzt tun. Es handelt sich aber nicht um mich armen Menschen, sondern um Gott!“

„Und wenn du mir vergibst, Hochwürdiger, der du alle Verhältnisse doch nur oberflächlich kennst, wird mir Gott nicht vergeben, der alles noch besser sieht?“

„Er sieht alle Milderung, er sieht aber auch alle schlimmen Gelüste . . . Prüfe dich, Freihofbauer . . . ihn kannst du nicht täuschen!“

Und dann schweigen beide.

Der Dieter hat das Haupt gesenkt und starrt auf den Boden. Der Priester schaut nach dem Kruzifix und hängt mit den Blicken am Gekreuzigten, während sich seine Lippen in leisem Gebet bewegen. Er fleht für die arme Seele, daß wahre Buße in ihr Einkehr halte, fern von Hochmut und Ueberhebung und allen Versuchen, die Schuldlast auf andere zu wälzen.

So bleibt's eine lange Zeit . . .

Im Hause aber schäftert die Muhme umher und richtet die Morgensuppe und trippelt hin und her und horcht manchmal verstohlen nach oben, ob der Bauer denn noch nicht gehen wolle, und macht sich allerhand Gedanken wegen des frühen geheimnisvollen Besuches.

Endlich geht sie vor das Muttergottesbild, das in der Ecke hängt und faltet die Hände.

O du gebenedeite Jungfrau hilf, daß der Mann nichts Böses im Schild führt! Wache über meinen Hochwürdigen, daß die Bosheit ihm nichts anhabe, und daß keine Falschheit ihm schade!“

Und dann holt sie den Rosenkranz und beginnt seine Perlen durch die Finger laufen zu lassen . . .

Und nun spricht der Freihofbauer wieder, indem er sich vom Schemel erhebt, wo er die letzte Zeit über gesessen hat, und abermals neben Bartholomäo niederkniet.

„Ich habe dich verstanden, Hochwürdiger. Das Ilselin würd' auch so reden und raten wie du, denn ihr seid beide von Gott. Ich hab' schwer gesündigt, ich bin nicht wert der Gnade. Ich will meine Sünd' nicht beschönigen und auch nicht andere Leute darum beschuldigen. Ich und ich allein knie jetzt vor Gott und dir, und sag' dir, als seinem Stell-

vertreter: Ich habe gesündigt und bin unwert aller Barmherzigkeit! Nun tu', wie du es für gut hältst."

„Nicht ich, sondern Gott verkündet dir durch meinen Mund, daß dem Reuigen die Sünde vergeben und nachgelassen ist!" sagt der Priester in mildem Tone, hebt die Hand und macht das Zeichen des heiligen Kreuzes über des Büßers Haupt.

„Ego te absolvo . . . dir ist deine Sünde vergeben und nachgelassen! Geh' hin im Frieden und sündige nicht mehr!"

„Ah!" Ein langes befreites Aufatmen ist es, das sich der Brust des Mannes entringt, der sich von den Knien erhebt. „Was soll ich tun, Hochwürdiger, um meine Buß' zu bezeugen?"

Der Pfarrherr ist ebenfalls aufgestanden und hat sich gegen das Fenster gestellt, so daß die Morgensonne ihn wie mit heiligem Scheine umfließt.

„Du hast allezeit Arme um dich, Freihofbauer. Denke, sie stehen an der Stelle Christi und tu' an ihnen, was du unserm allermildesten Heilande tun würdest, wenn du ihn vor deiner Schwelle sähest."

„Ich hab' ein Häuslein drunten im Dorf, Hochwürdiger, das steht leer. Es soll gerichtet werden, um Alte und Bresthafte aufzunehmen."

„Tue also, das wird Gott wohlgefällig sein."

„An meinem Tisch sollen täglich drei Arme mitessen, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit!"

„Wohl, das ist gut so!"

„Ich will . . . ich will auch versuchen, milder von der Gräfin zu denken, Hochwürdiger."

Bartholomäus reicht ihm die Hand. Der Dieter faßt sie mit etwas Befangenheit. „Und ich wollte . . ." murmelt er dabei.

„Was du wolltest ist vorbei und in das Meer der Vergessenheit gesunken. Es ist nicht mehr!" antwortete der Pfarrherr.

„Wirst du mir je wieder vertrauen?" flüstert der Bauer, dem solche Güte doch beinah unfaßlich ist.

„Ja, und als Zeichen dessen kür' ich dich zum Begleiter, daß du in den nächsten Tagen mich zur Kapelle vom Pater Serenus geleitest, auf daß wir sie in Stand setzen. Ich will, so oft es geht, dort oben die heilige Messe lesen für alle Einsamen, im Walde versprengt Wohnenden, für die Seelen

von Eberhard und Ilse und manchmal eine Messe auch für das Ilselin!"

„Für das Ilselin!" wiederholt Dieter und strahlt.

„Und du, Freihofbauer, gehst mit mir. Ganz allein gehn wir zusammen am Heidenbrunnen vorüber und danken Gott, daß er uns beiden so wunderbar geholfen hat."

Da tut der Bauer etwas, von dem er sich's nicht hätte träumen lassen. Er neigt sich und berührt mit den Lippen die geweihten Finger des Priesters, die ihm so milde Lossprechung und Segen gaben.

„Gott vergelt's dir in alle Ewigkeit, Hochwürdiger! Ich bin dein Mann und dein Getreuer von heute ab. Weh' dem, der dich anrührt!"

Bartholomäus droht leise mit der Hand. „Keine Gewaltgedanken! Friede und Güte und Milde soll sein!" sagt er und fügt hinzu: „Und nun mußt du an dein Tagewerk gehen. Auch für mich wird's Zeit zur Kirche. Ich werde in der heiligen Messe deiner gedenken. Geh jetzt in Gottes Namen und sündige nicht mehr, dir ist vergeben! Später bereden wir alles Nötige wegen dem Berggang."

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagt der Dieter und wendet sich zur Türe.

„In Ewigkeit Amen!" erwidert der Pfarrherr.

Dann geht der Bauer hinaus, seine schweren Tritte poltern die Treppe hinunter.

Bartholomäus aber kniet vor dem Kreuze nieder und blickt auf wie das Kind zur Mutter.

„Herr, hab' ich es recht gemacht? War ich dein richtiger Priester?" flüstert er, und er wäre froh, wenn das Bild ihm zunickte. Aber nichts regt sich. Er steht seufzend wiederum auf und denkt an das Ilselin, das seinen allermildesten Herrn Bräutigam so oft zu schauen bekommt, während der Herr für ihn keine Zeichen hat . . .

6

Isentrud, Gräfin zu Geyersberg und Geyersbrunn, reichsunmittelbare Herrin des Hochgaues, Mittelgaues und Gratgaues, Freie Frau auf Holzenberg, Steckingen, Wolfsweiler und Haldenstett und noch einiges andere mehr, sitzt

im Saale von Schloß Geyersperg über den Stickrahmen gebeugt.

Wie sich's gebührt erhebt sich ihr Sessel um drei Stufen vom Boden, indessen eine Reihe von Stühlen an der Erde im Halbkreise drum herum steht. Zwanzig Frauen und Fräulein vom Dienste nehmen diese Plätze ein. Sie nähen teils Kleider für die Armen, teils sticken sie, gleich der gestrengen Herrin, Paramente und Kirchengewänder.

Hinter dem Hochsitz der Gräfin stehen unbeweglich, die verschränkten Arme unter dem hängenden Gewand verborgen, ihre beiden Gewissensräte und Seelenführer. Sie läßt sie nicht von sich, wenn sie unter Menschen ist, auf daß sie jeden noch so leisen Fehler an ihr sehen und rügen. Böse Zungen behaupten zwar, daß die geistlichen Herren noch nie freiwillig ein Wort gesagt hätten, sondern nur untertänigst auf die Selbstanklage ihres hohen Beichtkindes warteten — aber das behaupten nur böse Zungen!

Am anderen Ende des Gemaches steht ein blutjunger Kaplan am Lesepult und liest mit eintöniger Stimme aus dem Leben der Heiligen vor. Der junge Mensch blickt so blaß und verängstigt drein wie ein verprügeltes Kind. Außer dem gleichmäßigen Tonfall seiner Stimme, dem leisen Rascheln der Blätter, die er umwendet, und dem gelegentlichen Klirren einer Schere unterbricht kein Geräusch die feierliche Stimmung des mächtigen Saales, dem geflissentlich jeder äußere Schmuck genommen ist. Sogar die üblichen Wandteppiche fehlen, schon längst zieren sie Kirchen und Kapellen. An den nackten Wänden hängen nur die vierzehn Stationen des Kreuzweges, von einem kunstreichen Meister aus Holz geschnitzt und grellfarbig angemalt. Auch der Riesenkamin hat keine freundliche Zier von Krügen und Tellern und Schüsseln auf dem Rande des Rauchfanges. Ein Totenschädel liegt darauf und blickt die Lebenden mit seinen leeren Augenhöhlen unheimlich an. Die Steinplatten des Bodens deckt kein Teppich, sondern, wie bei minderen Leuten, ist er dicht mit getrockneten Binsen bestreut, so daß der Fuß lautlos darüber hinweggeht.

Das einzig Schöne und Herzerfreuende im halbdunkeln kalten Raume sind die Fenster. Schon Gräfin Isentruds Vater ließ sie mit buntbemaltem Glase decken, und die Tochter hatte nicht den Mut, dies zu entfernen, denn es ist die Leidensgeschichte unseres Herrn gar schön und beweglich darauf abgebildet. Isentrud meint, es wäre gut,

solches immerdar vor Augen zu haben, anstatt den Ausblick in die Natur, die doch nur des Menschen Sinn ablenkt und verwirrt. Deshalb sind die Fenster geblieben.

Die Maiensonne scheint durch sie hindurch und wirft bunte farbige Lichter in den Saal. Ein blutroter Schein von des Heilandes rotem Spottgewande fällt gerade auf Isentruds gesenktes Haupt und verwandelt den schwarzen Schleier, der über ihren festanliegenden weißen Kopf- und Stirnbinden liegt, in düster glühenden Purpur. Wie sie so dasitzt, bildet sie eine einzige dunkle Masse von schwarzen Stoffen, aus denen zwei bleiche blutleere Hände herausssehen, die unablässig die blinkende Nadel durch den Goldbrokat im Rahmen ziehen.

„. . . Und alsobald, nachdem St. Laurentius auf besagtem Rost auf der linken Seite gar schrecklich verbrannt und geröstet worden war, drehten ihn die wilden Heiden und Henkersknechte nach der rechten Seite um. Was er aber ganz heiter lächelnd erlitt, als einer so keinerlei Schmerzen fühlt, und dazu sprach: Es ist nit mehr als recht und billig, daß auch die andere Seite gebraten werde . . .“

So liest der Kaplan. Aber er bricht jäh ab, denn das jüngste Fräulein hat unwillkürlich gekichert.

Alle Augen im Saale drehen sich nach der Missetäterin, nur die Gräfin hebt nicht den Kopf. Die Hofmeisterin der Frauen aber steht unverzüglich auf, nimmt eine Rute, die hinter ihrem Sitze hing, und macht eine Gebärde.

Stumm bietet die Sünderin die Hände, drei wuchtige Hiebe fallen darauf, daß die Striemen rot anlaufen. Dann setzt sich die Hofmeisterin wieder hin. Der Kaplan will die unterbrochene Lesung wieder aufnehmen, doch kommt er nicht weiter, denn ein Fräulein, neben dessen Sitz ein Tisch mit der großen Sanduhr steht, die sie zu überwachen hat, dreht die abgelaufene Seite der Uhr herum und schlägt dann an ein Glöcklein.

Wieder eine Stunde des Tages ist verronnen.

Da erhebt sich Isentrud und alle mit ihr, und die neue Stunde wird, wie üblich, mit einem Vaterunser und einem Ave Maria begrüßt.

Die Gräfin hat eine merkwürdige Stimme. So leise sie scheint, so weit klingt sie. Jedes Wort wird klar und deutlich, ohne Fehl ausgesprochen, ohne Hast, ohne Rast, als wenn ein Buch spräche.

Kaum ist das Gebet verhallt, so tritt ein Edelknecht herein, der aber nicht bunt und lustig gekleidet ist, wie sonst höfisches Gesinde, sondern ein schlichtes braunes Wams trägt und dunkle Beinkleider. Nur die Feder an seinem Barett kündet die freie und edle Geburt.

„Erlauchte Gräfin," spricht er mit tiefer Kniebeugung, „es ist an der Zeit, daß du die Boten empfängst."

„Ich komme."

Isentrud wendet sich zu ihren Frauen, indem sie aufsteht: „Ihr habt Urlaub und könnt' euch erholen, so ihr es auf ehrbare Weise tun wollt . . . Komm her, Alix."

Das gestrafte Fräulein kommt ängstlich näher.

„Warum hast du vorhin gelacht?"

„Weil St. Laurentius auch gelacht hat, und ich wähnte, es sei nicht übel, dem lieben Heiligen die Freud' zu machen, in sein Lachen einzustimmen!" erwidert das schlaue Hexlein, das sehr hübsch wäre, falls sie nicht in einem grauen Rock steckte und die Zöpfe glatt um den Kopf liegen hätte, daß sie ausschaut wie eine Büßerin.

Ueber Isentruds Antlitz gleitet etwas, das ein Lächeln sein könnte.

„Du hast ein gutes Mundwerk, hüte dich!" meint sie. Aber im Ton der Worte liegt kein Schrecknis für das Fräulein, das kühn nach der Hand der Gestrengen hascht, sie an die Lippen zieht und fragt: „Meine erlauchte Gräfin hat mir verziehen?"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen. Gott hat dir zu verzeihen! Wende dich an ihn . . . Und sonst," Isentrud dreht sich nach den Frauen um, „sei euch allen kund und zu wissen, daß Alix ihre Schuld gebüßt hat und niemand ihr einen Vorwurf mehr machen darf."

„Es sei, wie du sagst!" antworten die Frauen im Chor und neigen sich.

Isentrud aber geht langsam, hoheitsvollen Schrittes, in ihren langen, schleppenden Gewändern über die weichen Binsen aus dem Saale, nach einem kleineren Gemach, wo sie ihre weltlichen Geschäfte zu erledigen pflegt.

Der Edelknecht folgt ihr. Die beiden Speerträger, die mit den blinkenden Gewaffen im Vorsaale Wacht halten, stehen kerzengerade und heben ihre Sperre aufrecht, als die erlauchte Herrin an ihnen vorbeiwandelt.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßt die hohe Frau ihre Wachen.

„In Ewigkeit Amen!“ erwidern die Männer.

Es sind große Leute, aber Isentrud, wenn sie steht, ist beinah so groß wie sie.

Wer die Gräfin häßlich nennt, hat sie nicht so recht betrachtet. Sie hat einen stolzen freien Gang, sie hat eine fürstliche Gestalt. Ihr bleiches Antlitz ist von einer starren Regelmäßigkeit, die wohl allen Liebreizes bar ist, aber nichts Niedriges oder Gemeines an sich hat. Ihre Augen kann man nicht recht sehen, da sie fast nie ganz geöffnet sind. Immer liegen die langen düstern Wimpern darüber. Man weiß nicht, welche Farbe sie haben. Isentrud blickt nie geradeaus, sie schaut immer nieder.

Nun ist sie in dem Turmzimmer, das sie für ihre Verwaltungsgeschäfte benutzt, und setzt sich an den mächtigen Eichenholztisch, auf dem Pergament, Federn und Tinte bereit liegen. An der Wand steht ein Schrank, mit Urkunden und Büchern gefüllt.

Auch hier kein Schmuck und keine Zier. Nur ein Kruzifix hängt an der Wand und geweihte Palmen darunter.

„Laß die Boten herein!“ sagt Isentrud zum Edelknecht. Der geht hinaus.

Jede Woche einmal erhält sie durch ihre eigenen Leute Bericht und Nachricht, wie es in ihren Herrschaften steht, was zu tun und was zu unternehmen ist. Heute ist dieser Tag.

Zuerst kommt eine Meldung aus Steckingen. Die Gemeinde beschwert sich, daß die Wildsauen des gräflichen Forstes ihre Saaten verwüsten.

Isentrud nimmt ein Pergament und schreibt ein paar Worte. Sie kann schreiben und lesen, wie der gelehrteste Klosterbruder.

„Man schicke die Förster aus, das Wildzeug schießen. Alle Mannen von Steckingen sollen mitgehen. Ich dulde nicht, daß meiner Leute Korn von Tieren gefressen wird.“

„Sehr wohl, erlauchte Frau,“ sagte der Bote. Dann stampft er hinaus.

Nun kommt einer aus dem Gratgau. Dort sind bittre Nöte. Ein Raubnest hat sich aufgetan in den Buchbergen, der Ritter brandschatzt und sengt und brennt.

Tiefe Röte steigt plötzlich in der Gräfin Stirn. „Wie, ein Buchberg und so liederlich? Dafür muß ich sorgen. Ich werde nach Geyersbrunn fahren und meinen Ohm, den Bischof, bitten, daß unsere Mannen gemeinschaftlich das Nest einnehmen und ausräuchern. Einstweilen kann

ich euch ein Fähnlein mit dem Hauptmann Odilo zum Schutz senden. Aber zur Einnahme der Burg reicht's nicht, da muß mein Oheim mithelfen. Raubgesindel dulde ich nicht in meiner Herrschaft, sage das den Leuten im Gratgau. Mir gilt es gleich, ob die Räuber adelig sind oder nicht, ich übe Standrecht."

Der Bote geht zufrieden lächelnd ab.

Und so gehen und kommen noch manche. Es gibt vielerlei zu verhandeln heute. Zweimal hat der Edelknecht die Sanduhr umgedreht, die auch hier im Gemache steht, und zweimal hat die Gräfin ihre weltlichen Beschäftigungen mit Gebet unterbrochen.

Nun scheinen die Boten alle abgefertigt, aber Isentrud bleibt noch sitzen und blickt mit leichter Frage nach der Tür. Der Edelknecht versteht.

„Du warteſt noch auf die Sendung von Wolfsweiler?" fragt er.

Sie nickt. Es ist Sitte, seit Bartholomäus dort Pfarrherr geworden ist, daß er ihr alle Woche Nachricht schickt und von dem berichtet, was geschah.

„Es ist niemand aus Wolfsweiler da," lautet der Bescheid, als Isentrud hat nachfragen lassen.

„Niemand da?" Eine leise Erregung bebt in den Worten. „Der Pfarrherr ist doch nicht etwa krank?"

„Nein, er ist nicht krank, erlauchte Gräfin, denn einer von den Leuten aus dem Hochgau hat ihn erst gestern noch gesehen. Er ist ganz wohl und munter. Der gewöhnliche Bote ist auch gekommen, aber keine Sendung für dich ist bei seinen Sachen."

„Es ist gut. Laß mich allein."

Der Edelknecht neigt sich und geht, Isentrud aber sitzt lange unbeweglich und hat die Hände auf der Tischplatte gefaltet, indessen sie an der Unterlippe nagt. Endlich rührt sie ein Glöcklein.

„Schicke mir Hunold!" sagt sie kurz.

Bald darauf tritt ein kleiner unansehnlicher Mensch herein, im dunkeln Wams, das Barett in der Hand. Er ist ein Reisiger, aber man könnte ihn für einen verkappten Mönch halten, denn er hat einen großen Rosenkranz umhängen, und er stellt sich sehr fromm an. Eh' er seine Herrin noch begrüßt, neigt er sich vor dem Kruzifix und verdreht die Augen dabei.

Isentrud schaut ihn forschend an. Es ist merkwürdig, sie

kann den Leuten durch und durch blicken, ohne die Wimpern zu heben.

„Laß dein Getue!“ sagt sie kurz. Erschrocken macht Hunold einen krummen Rücken. „Du täuscht mich nicht, ebensowenig wie du unsern Herrn täuschen kannst!“ spricht sie hart. „Es würde mich freuen, wenn's bei dir ehrlich gemeint wäre, aber ehrlich ist's nicht.“

„Hm... hm... du weißt alles, erlauchte Gräfin... du weißt alles! Kennst auch den armen Hunold, den deine Gnade vor dem Galgen bewahrte... kennst auch, was der arme Hunold alles weiß und wie treu er dir ist...“

„Schweig! Du hast nicht zu reden. Wenn ich ein Werkzeug wie dich zu guten Zwecken nötig habe, so ist nicht gesagt, daß ich das Werkzeug achte! Ich brauche dich, und durch dich wird das Gute getan und Gottes Willen gefördert. Deshalb dulde ich dich. Vergiß aber nie, daß es mich nur ein Wort kostet, und du hängst zwanzig Fuß hoch am Galgen.“

Hunold kniet nieder und küßt den Saum von Isentruds Schleppe.

„Erlauchteste, Allergnädigste . . . befiehl, was soll ich tun?“

„So ist's besser. Ohne frommes Getue. Leg' den Rosenkranz weg. Es widert mich an, ihn in deiner Hand zu sehen.“

„Hier ist er, Allergestrengste . . . Und noch einmal, was befiehlst du mir?“

Isentruds bleiche Finger trommeln einen Augenblick auf der Tischplatte, dann sagt sie langsam, zögernd: „Ich habe heut' keine Botschaft von Wolfsweiler erhalten, obwohl der Pfarrherr wohl und gesund ist. Geh' hin, schleich' herum und erkunde, wie es dort steht. Was er tut, mit wem er verkehrt, wohin er geht.“

„Es soll geschehen, erlauchte Gräfin.“

„Wenn du mir richtigen Bescheid bringst, erhältst du einen Goldgulden. Belügst du mich, kommst du an den Galgen.“

„Ich habe verstanden. Kein Spürhund soll besser arbeiten als ich.“

„So geh.“

Und Hunold geht. Die Gräfin aber faltet die Hände und sich starrt wieder vor hin.

7

„Das Wetter ist jählings umgeschlagen, Hochwürdiger!"

„Ja, ja, doch war dies zu erwarten nach der heißen Glut der letzten Tage."

„Es war zu heiß für den Maimond."

„Drum haben wir den Umschlag . . . Gib Obacht, Freihofbauer, du könntest ausrutschen auf dem weichen Boden, und du trägst kostbare Last."

„Keine Angst, Hochwürdiger, das Kirchengut leidet keinen Schaden. Ich hab' feste Nägel an den Schuhen, die halten mich in dem glitschrigen Lehm."

„Wo ist denn der Benno?"

„Der lauft alleweil im Gebüsch herum und sucht Blumen für das Ilselin, um die Kapelle zu schmücken . . . er ist nicht weit. Schau, Hochwürdiger, da kniet er und birgt immer mehr buntes Zeug in seinem Korbe."

„Und die Flöte hat er auch nicht vergessen. Sie steckt im Rucksack."

„Wann vergäß' der Bub der Flöte, die du ihm gabst, Hochwürdiger? Eher vergäß' er aufs Essen und Trinken. Ich glaub', er schläft mit der Flöte in der Hand."

„Er meistert sie gut. Besser als ich."

„Das hat er von den Drosseln und Finken, die er von klein auf immer pfeifen hörte. Er ist selber so eine Art Drossel, kann nicht schlafen, wenn er nicht pfeifen und flötieren kann."

„Laß ihn, Freihofbauer. Ein fröhlich Herze singt bei der Arbeit, und der Herrgott hat auch die lustigen Vöglein erschaffen und freuet sich ihres unschuldvollen Gesanges."

„Wohl, wohl, ich freu' mich ja selber an seinen Melodeien. Am schönsten aber ist's, wenn er die Weisen flötet, die ihm Ilselin vorsang."

„Ja . . . das Ilselin, das ist die auserwählte Nachtigall Gottes."

„Meinst du das auch, Hochwürdiger?"

„Ja, wahrlich! Ich glaube, daß ihr die Engelein im Himmel die Lieder und Weisen vorsingen, die sie kann."

„Hab's alleweil gedacht, daß es so sein muß. Menschenwitz kann's nicht erfinden."

Dann wird der Dieter still und auch Bartholomäus schweigt, sie haben eine böse Wegstelle zu überwinden.

Sie gehen diesmal auf der anderen Seite des Hauptberges um seinen steilen Gipfel herum, denn sie wollen zur Klause hinauf, die auf dem sogenannten Dreieck steht, einer Hochebene gerade über dem Riesentritt gelegen, die sich zwischen Hauptberg und Hochberg und Felsberg hinzieht. Die Wanderer haben Mühe zu schreiten, denn der Platzregen der vergangenen Nacht hat die Pfade in schlüpfrige, glatte Fallstricke verwandelt, wo bei jedem Tritt das Wasser unter den Füßen emporbrodelt und die Sohlen unsicher tasten. Rutscht man aus, so fällt man in zähen schwarzen Lehm, der einen von oben bis unten vollschmiert und einem sachte, aber unaufhaltsam den steilen Abhang hinunterkugeln läßt, bis man irgendwo im Tale landet. Darum heißt's Vorsicht üben.

Die Wanderer gehen lautlos, stemmen die festen Stöcke mit den Eisenspitzen ein und halten sich an der Seite des Pfades, wo die Schulter des Berges emporsteigt. Bartholomäus ist noch ganz nüchtern, er will doch das heilige Meßopfer oben feiern, ganz allein für das Ilselin, wie er es ihr versprochen hat, daß sie nicht alleweil so heimlich und versteckt der heiligen Handlung zu folgen braucht, sondern frei und frank in der Kapelle knien kann, ohne Menschenaugen zu fürchten.

Wie gerne hilft der Freihofbauer dazu, wie gerne schleppt er alle Geräte und Sachen mit, und wie gerne läuft der Benno mit den Männern, um bei der heiligen Messe zu dienen!

Es ist ein fröhlicher Gang, den die dreie machen, die sich seit dem Morgen in Bartholomäi Gemach recht innig und freundschaftlich zusammengefunden haben. Schade, daß es heute so unwirtlich in der Natur aussieht, nachdem in der Nacht ein Gewitter mit Sturzregen niederprasselte und die allzu heiße Maienglut und Maiensonne verscheuchte. Heute früh ist's empfindlich kühl, der Wind geht in schweren wilden Stößen um die Berge, und dichte Nebelschwaden decken alle Aussicht.

In der Höhe, wo die drei schon sind, ist alles Land zu ihren Füßen bedeckt. Sie wandeln in kaltem Sprühregen, der wie dichter Rauch ihnen entgegenschlägt. Unablässig fallen schwere Tropfen von den Aesten der Bäume, endlos ziehen und wallen, weben, brauen und wogen die grauweißen Wogen, die alle Berge umspielen. Manchmal sieht man kaum die Hand vor den Augen und muß sich im nassen

Gewölk vorantasten, und dann schwindet alles, und man blickt weit hinaus. Dann sinkt's nach unten, daß die Gipfel der Berge im Sonnenlicht hervorblitzen, dann steigt's nach oben, daß alles verhüllt ist. . . .

Steigende Nebel wogen und wallen.

„Also geht auch unser Lebensweg," spricht Bartholomäus nach einiger Zeit, da er bemerkt, daß der Dieter ebenso aufmerksam dem Schauspiele folgt wie er selber.

„Ist schon richtig, Hochwürdiger! Hab's schon oft gedacht, aber ein Gelehrter wie du kann's besser sagen als wir schlichten Leute. Tasten und tappen wir nicht alleweil im Nebel herum und wissen nicht wo aus noch ein und kommen hin, wo wir nicht hin wollen, und fehlen, wo wir hin sollen? . . . Es ist doch ein wunderlich Ding um unser Leben und um Gottes Weise mit uns."

„Er muß es wissen . . . wir sind nur arme Blinde und Taube, die er seine vorgesetzten Pfade leitet."

„Ja, ja, ich glaub's. Ich glaub's wahrhaftig, Hochwürdiger, seit ich so vieles erfahren hab' . . . Und nun möcht' ich dich etwas fragen, das mir schon alleweil im Sinne lag. Was hältst du von dem, daß unser Ilselin immer sagt, der Graf Heinrich lebe noch und sei in welschem Kerker gefangen?"

„Das ist eine schwere Sach', Freihofbauer. Wenn wir in allen geistlichen Angelegenheiten auch glauben müssen, daß unser allermildester Herr und Heiland sich dem Ilselin auf wunderbarliche Weise zeigt und bekundet, haben wir doch keine Gewißheit, daß sich in anderen Dingen, so weltlicher Art sind, die Allweisheit Gottes durch sie offenbart. Wenigstens hab' ich es also auf einem hohen Seminario gelernt und auseinandergesetzt bekommen. Nicht in allem darf man trauen, da gar oft menschliche Schwäche und andere Sachen mitspielen, auch wo die Hochbegnadigten reden. Und nun gibt es für uns zu bedenken, daß unser Ilselin allezeit von der Mutter vorgesprochen bekam, daß der Graf Heinrich noch lebe, weil die arme Ilse in ihrem verwirrten Sinn meinte und hoffte, der Herr würd' ihre Unschuld an den Tag bringen, und nur der Graf dazu imstande war, als Zeuge aufzutreten. Andererseits aber steht nichts im Wege, daß wir annehmen können, Gott habe schon der Ilse etwas offenbart, daß sie ihr hartes Los in Ergebung tragen könne und unser Ilselin schaue in Wahrheit einen Gefangenen."

„So hat auch Pater Serenus gesprochen. Er war fest entschlossen, wenn seine Sach' in Rom am Ende wäre, allerseits zu forschen und zu fragen, wie es um den vermeintlichen Tod des Grafen beschaffen sei."

„Möge er das Wahre finden! Es gehört aber Gottes Barmherzigkeit dazu. Denn wo sollte er nachforschen, wenn ihm nicht höhere Mächte zu Hilfe kämen."

„Amen!" sagt der Dieter, und dann schweigen beide abermals, denn es geht einen fürchterlich jähen Abhang hinauf, wo statt der feuchten Walderde glattes, glitschriges Gerölle den Füßen neue Schwierigkeiten bietet.

Nun sind sie darüber hinweg und wandeln längs einer steilen Halde, wo ein Windbruch alle Bäume umgelegt hat. Zum Teil sind die Stämme schon weggeschafft worden. Zum Teil liegen sie noch da. Kurzes Gebüsch und seltsame heimliche wunderfeine Blumen wachsen zwischen den faulenden Stämmen, dem Gestrüpp und den weißen Kalkfelsenbrocken, die da umherliegen.

„Man hat nie Genaues über das Ende des Grafen gehört?" fragt der Dieter, indem er einen Augenblick stehen bleibt, um zu verschnaufen und das schwere Bündel von der einen auf die andere Schulter zu heben.

„Nein," erwidert der Pfarrherr, stützt sich auf seinen Bergstock und blickt sinnend in das Gewimmel der eilenden Nebelschwaden um ihn her. „Nein, man hat nie Genaueres gehört, als daß er eben nach der großen Schlacht dort unten im Welschlande verschollen und verschwunden war und nie wieder zum Vorschein gekommen ist. Seine Reisigen sind fast alle zugrunde gegangen. Nur wenige blieben übrig, und von denen hat keiner etwas geschaut, als ein gewisser Hunold, ein widriger Mensch, den meine gestrenge Frau Pate nur um deswillen bei sich hält und füttert, weil er behauptet, ihres Gemahls Ende gesehen zu haben. Er sagt, im Schlachtgetümmel habe er noch geschaut, wie der Graf von den welschen Kriegsknechten aus dem Sattel gerissen worden sei und wie ihm das helmlose Haupt von einer schweren Hiebwunde blutete. Weiter will Hunold nichts wissen, da er behauptet, ebenfalls niedergeschlagen worden zu sein. Er wiederholt aber immer dieselbe Aussage, spricht auch davon, daß des Grafen letzter Schrei: Jesus, Maria! gewesen und er wohl im Gnadenstande abgeschieden sei . . ."

„Da war die Gräfin zufrieden, da sie ihren Gemahl

nicht im Höllenpfuhl zu treffen hofft," murmelt der Dieter grimmig dazwischen.

Bartholomäus droht ihm mit der Hand.

„Ich dächte ja, solche Reden sollen nicht mehr geführt werden!"

„Ja, ja, Hochwürdiger, ich will's auch lassen. Es stößt einem nur manchmal so bitter auf."

„So laß es vergehen! . . . Und gib acht, wir müssen jetzt links einbiegen, du willst nach rechts gehen."

„Wahrhaftig! Beinah' hätt' ich den falschen Weg eingeschlagen."

Ein brausender Windstoß fegt plötzlich daher und geht mit Tosen und Wehklagen durch die Wipfel der Tannen, die nun wiederum ihre Hallen den Wanderern öffnen. Doch ehe sie eintreten, hält sie ein Ruf Bennos zurück, der soeben, mit Blumen beladen, triefendnaß von aller Feuchtigkeit, aber seelenvergnügt lachend, den Abhang hinuntergesprungen kommt.

„Schaut, schaut!" ruft er und deutet ins Weite.

Da ist der Nebelvorhang plötzlich nach Süden gerissen, und die dreie sehen in der klaren von Dünsten gereinigten Luft ein wundersames Schauspiel.

Tief unter ihnen dehnt sich ein endloses Meer von Berggipfeln aus, von einzelnen kühnen scharfen Spitzen durchsetzt, die dereinst des Feuers Glut aus dem Schoß der Erde emporjagte und auftürmte. Jetzt sind ihre feuerspeienden Rachen längst geschlossen, nur die Form erinnert daran und unterscheidet sich von den weichen runden Gestalten der anderen Höhen. Wie die scharfen Zähne eines Drachen ragen sie empor und ziehen ihre Linie durch alles Gewelle bis zum blaudämmernden Horizont, wo noch eine weiche blaue Masse schimmert.

„Der Bodensee," meint Benno und schreit dann auf: „Vater, Hochwürdiger, schaut, schaut!"

Da blitzt es jenseits in einer duftigen überirdischen Vision, in Schneeweiß und Kristall, wie eine Schau von Avalun, dem Lande der Seligen, und schwebt in wunderfeinem hauchzartem Profil über allem Berggewimmel und allem Seegeblitz und Geschimmer . . .

„Die Alpen . . ." sagt Bartholomäus.

Dieter nickt feierlich dazu: „Das ist die Pforte nach Süden, der Weg zum falschen schönen trügerischen Welschlande," sagt er nachdenklich.

„Aber auch der Weg nach Rom, der heiligen Stadt, der Herrscherin aller Städte, der Stadt des Statthalters Christi," fügt der Pfarrherr hinzu.

„Beides," bemerkt Dieter bedächtig.

„Ist der Pater Serenus dort unten?" fragt Benno.

„Dort unten und noch viel weiter," erwidert sein Vater.

„Dann ist's gut dort, denn wo der ist, kann kein Böses sein," spricht der Bube.

Bartholomäus seufzt leise. Wird es ihm je vergönnt sein, solch felsenfestes Vertrauen zu ernten?

Doch jetzt ist keine Zeit zum Sinnen und Grübeln, jetzt gilt es rasch die Strecke der Hochebene zu durchschreiten, die noch bis zur Klause zwischen ihnen liegt.

Sie waten in nassem Gras, das ihnen fast bis zu den Knien geht, sie wandern auf den feuchten Kissen aufgeweichten Mooses zwischen Tannenstämmen, sie sind hundertmal in Gefahr zu gleiten und hinzufallen. Endlich, endlich wird es licht und lichter zwischen den Bäumen, weitet sich das kurze Gestrüpp, das auf den Hochwald folgt, und sie stehen auf offenem Lande.

Prustend und keuchend schüttelt der Dieter alle Tropfen von sich und wischt mit der rauhen Hand an Bartholomäi Tuchrock herum, indessen der Benno in kräftigen Sprüngen, wie ein junger Hund nach dem Bade, sich von überflüssiger Nässe befreit.

Der Pfarrherr aber achtet wenig aller überwundenen Hindernisse, denn er steht nun am Ziel seiner Wünsche. Bald, bald ist alles bereitet, bald darf er die heilige Handlung vollziehen, darf der sehnsüchtigen Braut den erhabenen Bräutigam bringen!

Wie in Träumen wandelt er auf das Kapellchen zu, das niedrig, mit schwerem steingedeckten Dache, sich mitten in der Waldblöße erhebt, wo ein großer Brand vor Jahren den Forst verwüstete. Zum Dank, daß er durch starke Regengüsse gelöscht wurde, hat die Gemeinde Wolfsweiler mit den Nachbargemeinden dies Kapellchen vor vierzig oder fünfzig Jahren erbaut, und, an das heilige Gebäude anstoßend, eine Klause, die von Pater Serenus zuletzt bewohnt war, nun aber leer steht.

Die drei Wanderer nahen sich der Kapelle. Sie finden die Pforte offen, alles rein gefegt, den ärmlichen Altar mit Blumengewinden geschmückt. Hugin und Munin aber sitzen breit und ernsthaft rechts und links von der Tür und regen

sich nicht, wie treue Schildwachen. Nur ihre Schwänze klopfen wedelnd auf die Erde, als sie die Näherkommenden erkennen.

„Ist eure Herrin drinnen?“ fragt Dieter, als ob es menschliche Geschöpfe wären.

Hugin macht einen schiefen Kopf und Munin wedelt noch stärker.

„Sie wird wohl drinnen sein, aber ich sehe nichts von ihr,“ meint der Freihofbauer, während er Bartholomäo folgt, der mit leise gemurmeltem Gebetsgruß den heiligen Raum betritt.

„Still, Vater... da ist sie... sie sieht ihren Herrn Bräutigam!“ flüstert Benno und drückt sich an Dieter an. Es ist ihm stets beklommen zumute, wenn das Ilselin „die hellen Augen macht“, wie er's nennt.

Ja, da kniet sie bescheiden in einer Ecke des kleinen Raumes, die Blicke mit wonnigem Lächeln ins Weite geheftet und ohne Bewußtsein von dem, was um sie her vorgeht. Sie ist ganz weiß gekleidet, auch das Mieder ist weiß, keine Blumen zieren das Haupt, sondern ein weiches Schleiergewebe ist darum geschlungen und fällt in zarten Falten um ihre Gestalt. So recht weiß und licht und bräutlich schaut sie aus in dieser Verhüllung, die nur das Antlitz und die gefalteten Hände sehen läßt.

Bartholomäus freut sich, daß ihr Haar vorschriftsmäßig bedeckt ist, denn also hat der heilige Apostel Paulus den Frauen befohlen, daß sie in der Kirche das Haupt verhüllt haben sollen „um der Engel willen.“

Und dann geht er behutsam, um die Seherin nicht zu stören, in die kleine Sakristei, von Benno gefolgt. Dort entledigt er sich der hohen schweren Stiefel, des nassen Rockes und streift die weichen Schuhe über die Füße, legt die mitgebrachten Gewänder an und bereitet sich zur heiligen Handlung vor.

Dieter hat indessen draußen die Kerzen in den hölzernen Leuchtern am Altare angezündet, und Benno stellt alle gesammelten Blumen in einem bunten Kruge dazu. Darauf zieht der Dieter an dem Glöcklein, daß es leise und fein durch die Wildnis bimmelt, und dann betreten Priester und Ministrant die Kapelle.

„Introibo ad altare Dei“, betet Bartholomäus.

„Ad Deum, qui laetificat „juventum meus“ . . . . . .“ antwortet Benno, der das Latein nach seiner Art kühn und

wunderlich zurecht macht. Er kann es nie richtig behalten, was die fremden Worte für Endungen haben. Aber niemand achtet darauf, er darf so barbarisch, als er nur will, die Sprache meistern, er meint's ja so treu. Und der Pfarrherr, der sonst ziemlich streng alle Fehler rügt, hat heute kein Ohr für solche Dinge. Er sieht und sieht wieder nicht, er hört und hört nicht, ihm ist nur eins übermächtig, und das ist die Gegenwart, die den ganzen Raum erfüllt, die körperlich neben ihm zu stehen scheint, die ihn leise anhaucht mit unsagbar beseligendem Gruße, die er um sich, in sich und bei sich fühlt.

Das Ilselin aber bewegt sich nicht, keine Falte ihres Gewandes oder Schleiers regt sich. Dieter kniet hinter ihr als allergetreuester Diener und Knecht. Er hält den Glockenstrang in der Hand, um die nötigen Zeichen zu geben, und verliert doch dabei seine Niftel nicht einen Augenblick aus seinen Augen.

Die Kerzen flimmern leise, leise und flackern manchmal hoch auf, wenn ein neuer Windstoß über die Höhe fegt. Durch die offene Tür sieht man die weißen Nebelwolken wogen und wallen; sie schließen das Kirchlein vollständig ein, nichts von draußen dringt herein. Die vier sind ganz allein hier oben im Schleier des Nebels . . . so allein mit Gott und seinem großen Geheimnisse! Es ist, als wäre die ganze Welt versunken, und nur der Altar mit seinem gelben Kerzenlicht und den glimmernden Gefäßen wäre das einzig Wahre und Feste und Haltbare in all dem Gewoge und Gewalle, das wie eine Wand die Kapelle umschließt.

Bim . . . Bim . . . Bim läutet's, die Opferung hat begonnen. Da zuckt das Ilselin leise zusammen und richtet sich etwas auf. Der Priester aber weiht die Gaben und spricht segnend die vorgeschriebenen Worte.

Und dann geht die heilige Handlung weiter, feierlicher und ernster und gewaltiger von Wort zu Wort, bis endlich das Unaussprechliche, das Unbegreifliche geschieht und in den Händen des niedergesunkenen Priesters die bleiche schimmernde Hostie in das Fleisch und Blut des wahren Gottes sich verwandelt.

Es geht Bartholomäo jedesmal bei der Wandlung wie ein Schlag durchs Gebein, wenn er die geheimnisvollen Worte spricht. Heute aber ist's ihm, als liefe flüssiges Feuer von seinen Händen durch all seine Adern, als würde er emporgehoben und schwebe in unfaßlichen Höhen, als

wäre sein ganzes Sein mit unerklärlichen, unbeschreiblichen Wonnen erfaßt, durchtränkt, wie sie ein Mensch nicht lange aushalten könnte, ohne zu sterben.

Sollte Christus jetzt mit ihm reden? Sprich, Herr, dein Knecht hört! schießt es ihm durch den Sinn. Aber es bleibt bei der stillen Wonne, keine Stimme schlägt an sein geistiges Ohr, Christus schweigt. Nur läßt er den Priester stumm seine Gegenwart fühlen.

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis.“ Die Kommunion naht heran, der Augenblick ist da. Bartholomäus nimmt den Leib und das Blut des Herrn körperlich in sich auf, und es wird eine große feierliche Stille in ihm. So geruhig, so stillfroh war er noch nie. So muß es im Paradiese sein!

Ein leises Zeichen Bennos ruft ihn zur Wirklichkeit zurück. Er dreht sich um.

Das Ilselin ist aufgestanden, kniet vor dem Altar und hält ein weißes Tuch in Händen, das Benno und Dieter straff vor sie halten.

Bartholomäus ergreift das Ziborium, in dem die kleinere Hostie liegt, die er eben für das Ilselin weihte. Er hebt sie hoch:

„Ecce agnus Dei . . .“

Sie schlägt an die Brust. Der Priester geht die Altarstufen hinunter und legt die hl. Hostie in den Mund der Knienden. Einen Augenblick lang hat sie die Augen aufgemacht, als er sich mit dem Allerheiligsten nahte, und da sieht er, daß sie Gott schaut.

Sie bleibt auch unbeweglich auf den Stufen knien, als die Messe am Ende ist. Da will Bartholomäus nicht dem Herrn vorgreifen. Was der mit dieser Auserwählten zu reden hat, ist nicht für andere. Er geht in die Sakristei, wechselt seinen Anzug, betet seine Danksagung und verläßt dann nach ein paar geflüsterten Worten mit Dieter das Kapellchen, um stillschweigend heim zu wandern, die Seele von Gott erfüllt und das Herz im Gebet der Ruhe versunken.

Die beiden vom Freihofe aber kommen erst später heim, nachdem sie alles in Ordnung gebracht haben und noch mit dem Ilselin zur Halde gingen.

Der Dieter ist mürrisch und besorgt. Es war ihm schon immer während der Messe, als ob er Tritte und Geräusch hörte, obwohl er alles auf den Wind in den Bäumen

schob, und dann hat er vermeint, jemand im Nebel fortschleichen zu sehen. Es kann aber nichts gewesen sein, weil die Hunde kein Zeichen gaben. Allerdings hatte ihnen das Ilselin Ruhe befohlen . . . und dann meint er doch, sie hätten hie und da geknurrt . . .

8

Gräfin Isentrud sitzt wieder in ihrem Turmgemache, Hunold, ihr Werkzeug, steht vor ihr mit krummem Rücken und demütigem Blick.

„Es ist, wie ich sagte, Erlauchte. Der Pfarrherr tut nichts bei Tag und Nacht als beten, arbeiten und der Seelsorge pflegen."

Die schweren düsteren Wimpern heben sich nicht eine Sekunde zur Höhe, und doch fühlt Hunold, daß er eben von jemand sehr Ueberlegenem durch und durch geschaut wurde.

„Es ist, wie ich sagte," bemerkte er, mit einem leisen Fröstеln innerer Unbehaglichkeit. „Der Pfarrherr hat sogar begonnen, die Wildnis zu pflegen, denn er steigt des öfteren ins Gebirge hinauf und hält da Messe und Andacht für alle Holzfäller und Köhler und sonstwie versprengte Leut'."

„Wo hält er diese Andachten?"

„In dem Kapellchen auf dem Dreieck, wo ehedem Pater Serenus wohnte und predigte."

„Wer kommt all zu diesen Messen, und wer begleitet den Pfarrherrn vom Tale hinauf?"

„Wie ich schon sagte, kommen zu diesen Messen alle versprengten Leute des Waldes und die Bauern der Einödhöfe. Als Begleiter hat der Pfarrherr immer den Freihofbauern und seinen Buben. Der Freihofbauer trägt aus gutem Willen die heiligen Geräte, sein Bub dient der Messe."

„So, so . . . der Freihofbauer?"

„Ja, erlauchte Gräfin. Mit dem ist eine große Wandlung vor sich gegangen. Er ist zur Wahrheit bekehrt durch des Pfarrherrn Rede und Beispiel. Er schimpft nicht mehr über Kirche und Klerisei, er ist ganz stätig und zahm worden. Auch hat er ein Häuslein im Dorfe für Alte und Bresthafte eingeräumt und hält sie dort umsonst, und drei Arme speisen täglich an seinem Tische."

„Te Deum laudamus!“ haucht Isentrud unwillkürlich, und es glimmert hinter ihren Wimpern, als ob die Augen feucht würden. Also hat ihr vielteurer Pflegesohn nur darum nicht geschrieben, weil ihn der Seeleneifer so verzehrte, daß er zu keinem weltlichen Ding Zeit hatte? Vielleicht hat er auch aus Demut geschwiegen, nur damit sie nicht durch ihn den Triumph seiner Tugend höre. Der Freihofbauer der Kirche gewonnen! . . . Das ist ja über Erwarten.

Sie vergißt vollkommen die Gegenwart des niederen Knechtes, versinkt in stille Dankesgebete und achtet nicht der Minuten, die entfliehen . . .

Hunold steht mittlerweile ganz ruhig in seiner Ecke und blickt zur Erde. Er hat das Käpplein in der Hand und ist in jeder Gebärde der ergebene Knecht und verprügelte Hund, das Geschöpf, das nur Staub und Asche unter den Füßen der Erlauchten, Erhabenen, Heiligen ist... Und doch gärt in seinem Innern eitel Schlangenlist und Otterngift, er lauert gleich der tückischen Natter auf den Augenblick, wo er der Gestrengen den Giftzahn heimlich ins Fleisch bohren kann!

Isentrud blickt nach einer Weile auf, sie findet Hunold noch im Gemach.

„Wie? Du bist noch hier? Hast noch etwas zu sagen? Oder wartest du auf deinen Lohn? Sie greift in die Lade des Tisches, holt einen schweren Lederbeutel hervor und nimmt einen glitzernden Goldgulden heraus.

Aber Hunold wehrt ab: „Nicht also, erlauchte Gräfin, ich muß ihn erst verdienen!“ sagt er gar scheinheilig und krümmt sich und reibt die Hände.

Isentrud horcht auf: „Du hast noch etwas zu sagen?“

„Ja, so allerhand!“ meint die Giftotter und bereitet sich zum Bisse.

„So sprich.“

„Erlauchte Gräfin, es geht ein neues Lied in Wolfsweiler um, ist schon nach Steckingen gedrungen, und heute sangen's die Kinder in Geyersbrunn auf dem Markte.“

„Was ist das für ein Lied? Ich will nicht hoffen, daß es ein weltliches Minnelied ist?“

„O nein, es ist ein geistlich Lied, ein schön Lied. Es heißt das Brautlied der Seele... es kommt aus Wolfsweiler, obwohl niemand weiß, wer es zuerst gesungen hat.“

Die Gräfin strafft sich plötzlich auf und stützt den Kopf in die Hände, während die Ellenbogen auf der Tischplatte

liegen. Man kann ihr Antlitz nicht mehr sehen. Hunold aber weiß, daß ihre unsichtbaren Augen ihn zwischen ihren Fingern hindurch wie Schraubstöcke halten.

„Wie geht das Lied?" kommt's in kurzem Befehl.

Der Knecht hat sich's gut gemerkt. Er singt mit halblauter Stimme die drei ersten Gesetze von Ilselins Brautlied.

„Hm ... ich kann nichts Böses darin finden ... es klingt fromm und gut ... Man weiß also nicht, wer's gemacht hat?"

„Nnnnein ... aber man sagt, es heißt ..."

„Keine Umschweife! Was sagt man, und wo sagt man es?"

„In Steckingen und Geyersbrunn sagt man, das Lied käme von Wolfsweiler."

„Das hast du bereits gemeldet. Weiter!"

Wie sich der Hunold im stillen freut, seine erlauchte Todfeindin zappeln zu lassen! Nach außen hin wird er aber noch untertäniger. Er macht einen Katzenbuckel.

„Allergnädigste, in Wolfsweiler sagt man, das Lied stamme von einem saligen Fräulein, das oben am Hauptberge wohne und manchmal den Leuten erscheine."

Isentrud bekreuzte sich. „Ein saliges Fräulein ... am Hauptberge? Und was meint der Pfarrherr dazu?"

„O, der meint gar nichts." Hunold blickt zur Erde.

„Du willst sagen, er hat noch nichts von dem Gerücht gehört ... kennt das Lied nicht."

Hunold hustet vorsichtig hinter der vorgehaltenen Hand.

„Er muß es wohl wissen, denn der Benno, des Freihofbauern Bub, flötet und bläst die Weise den ganzen langen Tag hindurch. Und der Pfarrherr hat ihm auch noch seine eigene schöne Flöte geschenkt, daß er's erst recht flötieren kann."

Es wird ganz still. Isentrud regt sich nicht. Keine Falte ihres Gewandes rauscht, ihr Antlitz liegt nach wie vor zwischen den Händen. Der Knecht steht vor ihr als ein Bild stummer Ergebenheit und Demut.

„Du weißt noch etwas und willst es nicht sagen?"

Ist das die leisklare Stimme der Gräfin? Sie klingt heiser und rauh.

Hunold verbeißt ein Lächeln. Er weiß, sie ist auf der Tortur.

„Es ist nicht viel, das ich weiß, und wohl ganz un-

bedeutend . . . es handelt sich ja nur um den Seeleneifer und die Fürsorge des Pfarrherrn . . .“ spricht er zögernd.

„Wenn du jetzt nicht gleich alles sagst, werde ich Meister Hämmerlein berufen, daß er dich fragt,“ herrscht ihn Isentrud an.

Er wird totenbleich. Diesen Ton kennt er! Es ist Zeit, einzulenken, er treibt ein gefährliches Spiel mit der Löwin, sie hat die Pranken erhoben!

Demütig kniet er nieder. „Hohe Herrin, erlauchteste Gräfin, es war ja nur eine gewisse Schonung . . . wer bin ich, um zu wissen, was ein Gottesgelehrter, ein Magister, ein Pfarrherr will und beabsichtigt . . . was er in der Sorge für die Seinen für gut hält . . .“

„Heraus mit der Sprache!“

„Nun also! Der Magister geht öfters hinauf, wo am Hauptberge die Halde hergeht. Dort ist der verbrannte Hof . . . dort geht er hin . . . und dort soll das salige Fräulein sich zeigen . . . sagen die Leute . . . und . . . und . . . Barmherzigkeit, erlauchte Gräfin, schau mich nicht so schrecklich an durch die Finger! . . . Dein Blick brennt mich wie Feuer, er droht Galgen und Rad . . . Ich kann ja nichts dazu, es wird wohl alles richtig sein! . . . Nur möcht' ich noch vermelden, daß am vorigen Donnerstag der Magister oben im Kapellchen eine Messe gelesen hat, nur vom Dieter und dem Buben begleitet, und daß dort ein weißverschleiert Weibsbild gekniet hat, anzuschauen, wie man die Saligen beschreibt, und daß zwei verzauberte Hunde vor der Kapelle Wache gehalten haben, Hunde, so wie deine Welpen hier auf dem Schlosse, aber nicht wie andere Hunde, denn sie haben sich nicht gerührt, als sie mich schleichen hörten, nur leis geknurrt und mich mit funkelnden Augen angeschaut, daß ich meine Seel' Gott empfohlen hab . . . und dann hat das salige Fräulein kommuniziert . . .“

„Und dann . . . und dann? . . .“

„Nichts weiter, erlauchte Frau! Ich hab's mit der Angst gekriegt und bin leis fortgelaufen, so rasch ich konnt' . . . es hat mich eiskalt überlaufen . . .“

Wieder eine lange Pause. Dann dringt es mit sichtlicher Ueberwindung, in leisem Tone, zwischen den Fingern hindurch, die sich um das weißumrandete schwarzverschleierte Antlitz krampfen:

„Blieb der Pfarrherr lange noch nach der Messe oben, bei . . . bei dem Geschöpfe? . . .“

„Nein, erlauchte Gräfin! Er muß alsogleich fortgegangen sein, nachdem die heilige Handlung vorüber war, denn er hat mich beinah' erwischt, so schnell kam er den Berg hinunter. Ich hatt' gerade noch Zeit, mich hinter Buschwerk zu verbergen."

„Wie sah er aus? Wie war sein Gesicht?"

„Es leuchtete und strahlte."

„Blickte es drein nach sündiger Lust? ... Rede, Knecht, du mußt es wissen!"

„Nein, erlauchte Gräfin. Er sah heilig und feierlich drein ... ich kann's nicht anders melden."

Hunold spricht widerwillig, mürrisch, er hätt's gern, ach nur zu gern anders gesagt, aber es geht nicht, er muß wie gezwungen die Wahrheit reden.

Die unsichtbaren Augen sehen's, sie lesen ihm auf dem Gesicht, sie sind nicht zu täuschen.

Isentrud ahnt, daß er sie eben nicht belogen hat. „Gott sei Dank!" haucht sie in tiefem Atemzuge.

Dann erhebt sie sich langsam und reicht Hunold das Goldstück hin.

„Du hast deinen Lohn verdient, da ist er ... Seltsam und wunderlich ist, was du mir berichtet hast, und ich muß weiter darum forschen. Es scheint ja nichts Böses zu sein, doch hat der Teufel viele Fallstricke, wir müssen achtgeben ..."

Das letzte hat sie nicht zu Hunold gesprochen, sondern zu sich selbst, und sie fährt zusammen, als sie gewahrt, daß der Knecht noch da ist.

„Noch immer nicht fort? Was willst du noch?"

„Erlauchte Herrin, hast du weitere Befehle für mich?"

„Ach so! ... Ja, ich habe noch einen Befehl für dich. Geh wieder nach Wolfsweiler und erkunde weiter, was es für eine Bewandtnis mit dem Wesen hat, das dort als ein seliges Fräulein bekannt ist."

Hunold macht seinen allerkrummsten Buckel. „Erlauchte ... mit Menschen geb' ich mich gern ab ... allein mit Geistern ... das ist nicht in meinem Dienst ausgemacht ..."

„Geh und erkunde, sonst hängst du in acht Tagen!" kommt die harte Antwort. Da geht er.

∞∞∞

Kam einer vor meine Tür
Und pochte ganz leise,
Pochte für und für
In heimlicher Weise.
Er pochte so zart,
Daß man's kaum spürte,
Und doch solcher Art,
Daß es mich rührte.
Er pochte so laut,
Daß er mich weckte,
Die bebende Braut
Vom Lager aufschreckte . . .

„Ilselin, das ist ein seltsam Lied und geht zu einer trüben, traurigen Weise. Woher hast du's?"

Bartholomäus fragt in bangem Ton und neigt sich weit vor, um das Ilselin zu schauen. Er sitzt auf der Bank in der großen Küche. Das Mägdlein aber lehnt in der breiten Fensternische und hat die Hände lässig gefaltet, indessen ihre Augen ins Weite sehen.

Draußen geht ein jäher Strichregen nieder und läßt alles in seinem rauschenden Wassergefälle verschwinden, daß man nichts von Wald und Wiesen sieht.

„Ilselin, woher hast du das Lied?" fragt der Magister noch einmal.

Sie schüttelt aber nur mit dem Kopf und legt den Finger an die Lippen. Dann fängt sie wieder an, und ihre Stimme hat einen schmerzlich süßen eindringlichen Klang:

„Ging ich zum Tor:
Wer klopft mir da draußen?
— Ich steh' davor —
Kam es von außen.
Ließ ich ihn ein,
Warf mich zur Erde,
Um mich ein Schein,
Machtlichtgebärde!
Sagt' ich: Was bist du bleich?
Sprach er: Vom Leiden.
Fragt' ich: Wo ist dein Reich?
— In Ewigkeiten. —
Sprach ich: Was willst du mir?
Sagt er: Dich werben!

Fragt' ich: Was bin ich dir?
— Mußt für mich sterben! —
Sprach ich: So soll es sein,
In Gottes Namen,
Trotz allem Leid und Pein.
— Sagte er: Amen!

Bei dem letzten Amen geht des Ilselins Stimme ganz tief und feierlich hinunter, daß es klingt wie eine Glocke und das Amen noch lange im dämmernden Gemache nachhallt.

Bartholomäus aber springt vom Sitz auf und geht zur Fensternische.

„Nun sag' mir, was soll's mit dir? Du bist heute so ganz anders wie sonst, wenn ich dich besuche. Du bist so seltsam, so still gehalten, so feierlich . . ."

„Wie der Gründonnerstag vor dem Karfreitag," fügt sie mit einem müden Lächeln hinzu.

„Ilselin?"

Sie gibt lange keine Antwort, dann sagt sie:

„Verzeih', wenn ich heute anders bin wie sonst, das macht wohl der Regen und der Wind draußen. Da muß ich immer an die Sturmnacht denken, wo mein Herr Bräutigam das erstemal zu mir kam. Es war aber keine Sommerzeit, sondern im Nebelmond, und die Nacht war schwarz, und der Wind heulte, und ich war bang . . . zum erstenmal in meinem Leben bang in der Wildnis. Meine Mutter war ja erst drei Tage tot, hatte sich zur ewigen Ruh' geweint. Der Pater und der Ohm hatten sie draußen neben dem Vater begraben, und ich war ganz allein, mit Hugin und Munin und den Geißen im Stall nebenan. Und der Wind schrie und weinte wie eine arme Seele in der Pein. Ich saß auf dem Bett und betete. Da kam das Pochen an der Tür, mitten in der Nacht, mitten im Sturm. Ich ging hinaus, da kam er in mein Gemach . . ."

„Und . . .? !" fragt der Pfarrherr atemlos, da sie schweigt. Sie hat ihm noch nie davon gesprochen, und er möchte gern wissen, wie alles war.

Aber sie legt wiederum den Finger an den Mund und sagt nachher: „Kann ich das erzählen? Solches Ding ist unsagbar. Er war da, und er sprach zu mir, und ich sah ihn, und fortan bin ich die Seine . . . bis zum End' . . . und das Ende ist nah'!"

„Kind, Kind, du quälst mich heute! Du hast Andeu-

tungen und Worte und sprichst nichts ganz aus. Was ist's, was ist's, das in der Luft liegt und mich und dich ängstet und mich heute heraufzog, ob ich wollte oder nicht? Viel gab es unten zu schaffen, schwer konnte man mich missen, und doch mußt' ich zur Halde steigen... es zog mich."

„Da hat dich wohl mein Herr Bräutigam gesendet, und es ist gütig und milde von ihm, daß er es tat. Ich freue mich, dich noch einmal gesehen zu haben . . ."

„Wieder solche Andeutung! Ilselin, hab' ich dir je Ursach' zu Mißtrauen gegeben? Künde mir, was du im Geist vorausschaust!"

„Ich sehe nichts, mein Bruder, nichts, gar nichts. Der Herr hat's nicht für gut befunden, mir etwas anzuzeigen. Er mahnt und flüstert mir nur leise, ganz leise ins Herz, daß bald das Ende kommt. Aber ich weiß nicht wann noch wie. Es ist, als ob ein schwarzes Tuch vor meinen Augen ausgespannt wär', und hinter dem Tuche lauerte das, was kommen wird, was kommen muß!"

„Ilselin, sind das nicht trübe Eigengedanken, aus dem trüben Wetter geboren? Bitte doch den Herrn, daß er dir diese Bangigkeit nimmt."

Sie schüttelte den Kopf. „Das hab' ich schon getan, aber er nimmt sie nicht weg, darum weiß ich, sie kommt von ihm. Er hat auch durch die Todesangst müssen, ehe seine Passion anfing."

Bartholomäus ergreift Ilselins Hand, sie ist eiskalt und matt. „Kind, ich besorge, du bist krank."

„Krank? Ich war nie einen Augenblick krank im Leben. Wer so in der Wildnis aufwuchs wie ich, dem tut nicht leicht eine Krankheit was an. Ich bin nicht krank, ich bin nur sehr ernst und sehr still und sehr erwartungsvoll."

„Und was sollte denn kommen?"

„Ich weiß es nicht, Gott weiß es."

In diesem Augenblick hört man eilende Füße durch den Regen heranpatschen. Hugin und Munin schlagen an, werden aber gleich still und stoßen nur einen leisen Freudenlaut aus.

Es ist Benno, der schnell gelaufen kommt.

Die widrige Ahnung in Bartholomäi Seele verstärkt sich, er hält unwillkürlich den Atem an, als der Bub zur Küche hereinspringt.

„Hochwürdiger, ich bin geschickt, dich holen. Es ist unten ein Reisiger von Geyersperg, der wartet im Pfarrhause auf dich . . . hat auch noch ein gesatteltes Pferd mit-

gebracht, daß du mitreitest. Deine Frau Pate begehrt dein, sie will dich sehen und sprechen, hat er gesagt. Er hat sehr nach dir geforscht ... und deine Muhme hat zu uns geschickt ... und der Vater hat mich dir nachgesendet ... hat dem Reisigen gesagt, du wärst bei den Holzleuten drüben am Hochberge."

Der Benno sprudelt alles heraus, so schnell er kann. Er kommt sich sehr wichtig vor und merkt nicht, daß die beiden ganz starr und blaß stehen, und daß der Pfarrherr, ohne es zu wollen, eine rasche Gebärde macht, als ob er einen Feind abwehre.

Endlich spricht Bartholomäus zum Ilselin gewendet: „Es wird nichts Wichtiges sein. Nur Dinge der Verwaltung oder ähnliches. Die Gräfin hält es streng mit der Ordnung . . ."

„Ja, ja," nickt das Ilselin. „Es wird wohl so sein."

Aber ihr roter Mund ist bleich geworden und zittert beim Sprechen.

In Bartholomäi Herz wühlt ein zweischneidiges Schwert. Er weiß ganz genau, daß die Entscheidung naht.

„Ich werde eilen, daß ich hinkomme, und bald wieder hier bin," sagt er mit erstickter Stimme.

„Kannst du heute noch hinreiten?"

„O ja, die Tage sind noch nicht so kurz, und wenn ich eilig heruntersteige und mich gleich aufmache, bin ich zum Dunkelwerden auf der Burg. Hab' ja auch den Reisigen zum Schutze bei mir, da geschieht mir nichts."

Er versucht zu lächeln, scherzhaft zu reden, aber es gelingt ihm nur schwer.

Benno ist mittlerweile zum Schrank gegangen und hat einen Milchkrug geholt. „Darf ich?" fragt er das Ilselin.

Sie reicht ihm eine Schale und gießt ihm ein. Er trinkt in durstigen Zügen. „Bin so arg schnell gelaufen," sagt er entschuldigend hinterher.

„Erquicke dich nur," sagt Ilselin gütig und wendet sich dann zu Bartholomäus. „Du solltest auch noch von meinem Brot essen und etwas trinken, eh' du gehst ... wer weiß ..."

Sie bricht kurz ab, legt ihm Brot auf den Tisch und setzt eine frische Schale für Milch dazu.

Er tut nach ihren Worten. Es ist ihm aber, als täte er alles im Traum, als sei er gar nicht wirklich, sondern als wäre er nur ein Räderwerk, das blind und stumm

einen fremden Willen ausführen muß. Er hat nur einen Gedanken: Isentrud will ihn sehen.

Er macht sich auch nichts vor. Er ist klar. Er weiß, jetzt kommt es zur Aussprache zwischen ihm und der, die er Mutter nennt, die er bis vor kurzem als Mutter und Heilige verehrte.

Es fällt ihm gar nicht ein, zu zweifeln, daß sie auf irgend eine Weise erfuhr, wo er hingeht, wenn er zu Berge steigt. Er kennt Isentrud, er fühlt, daß sie ihn um Wichtiges holen läßt, und er bereitet sich zum Kampf.

„Ich werde für dich und deine Mutter sprechen," sagt er mit einem Male und erschrickt, denn er wollte ja nicht sagen, was er nun doch laut werden ließ.

Ilselin lächelt wehmütig und reicht ihm das Brot hin, das sie in Scheiben geschnitten hat.

„Ach, mein Bruder, sei nicht allzu sicher ... vielleicht wirst du dich bei der Gräfin meiner schämen ... mich verleugnen ..."

„Und wenn die ganze Welt dich verleugnete, ich würd's nicht tun," fährt es Bartholomäus heraus, und dann verstummt er jäh, denn das klingt ja genau so, wie Petrus einst zum Herrn gesprochen hat.

Das Ilselin nimmt es auch so auf: „Sei nicht allzu sicher. Sonst geht dir's wie einem anderen, der sich auch so vermessen hat."

Dann wird's still in der weiten Küche. Der Benno hat endlich begriffen, daß die beiden von Sorgen bedrückt sind, er guckt scheu von einem zum andern. Endlich sagt er:

„Base Ilselin, du mußt deinen Herrn Bräutigam bitten, daß er euch froh macht. Er kann ja alles und er tut, was du bittest."

Ein süßes Lächeln gleitet rasch über Ilselins Antlitz, genau so, wie eben draußen, wo der Regen aufgehört hat, ein plötzlicher Sonnenstrahl durchs Gewölk huscht und die Halde goldig beleuchtet.

„Dank dir, Benno, du hast mich aus der Trübsal geweckt. Was kann uns denn geschehen, dir, Hochwürdiger, und mir, als was unser Herr und Heiland will? Und was er will ist gut und führt zum guten Ende, wenn's auch über harte Wege geht."

Auch in Bartholomäi Herzen geht eine leise Zuversicht auf. „Wahrlich, bin ich ein Feigling und übler Mensch,

daß ich mich schrecken lasse durch eine Botschaft der Frau Pate. Ich werde doch mit ihr reden können und der Herr wird alles zum Guten lenken."

„Das wird er ganz gewiß!" erwidert das Ilselin, tritt dann plötzlich ein paar Schritte zurück, breitet die Arme in Kreuzform aus und bleibt starr stehen.

„Hochwürdiger, sie macht die hellen Augen . . . der Herr Christus kommt ins Gemach!" flüstert Benno und fängt an halblaut zu beten, was er weiß, latein und deutsch, um dem Herrn wohlgefällig zu sein.

Der Pfarrherr aber steht auf, kniet nieder und breitet ebenfalls die Arme aus.

„Herr," beginnt er zu reden, „Herr, wir sind hier, wie du mit den Deinen am letzten Abende warst, als du mit ihnen das Osterlamm aßest. Wir haben ein Mahl geteilt in deinem Namen, wir gehen nun, ein jeder auf dem Wege, den du uns gesetzet hast. Wir wissen und fühlen, es ist ein Kreuzweg, aber wir wollen ihn gehen, um deinetwillen. Du gehst ihn ja voraus . . . Herr, wir folgen! Und wie du von sterblichem Manne erleichtert wardst, als du unter dem Kreuze hinsankst, so sei du uns Sterblichen der unsterbliche Helfer, der göttliche Simon von Cyrene, der uns zu rechter Zeit hilft, das Kreuz bis zum Ende zu tragen. Amen."

„Amen!" wiederholt der Benno als getreuer Ministrant.

Das Ilselin aber wird immer strahlender und immer erhabener und immer sonniger, je mehr die Zeit voranschreitet. Es ist, als ob eine wundersame geheime Offenbarung ihr ganzes Sein durchflammte, als ob jede Spur von Angst und Sorge und Trübe von ihr wiche, wie das Gewölke in der Natur von der Sonne weicht. Sie lächelt einer unsichtbaren Gegenwart zu, sie flüstert leise unhörbare Worte zu einem über alles geliebten hohen Herrn. Endlich formen sich ihre Lippen zum Gesange, und süßer Wohllaut entquillt ihnen. Sie singt vom göttlichen Seelenbräutigam, doch nicht mehr in trüben schweren angsterfüllten Tönen, sondern in der Weise ihres Brautliedes, aber schöner, als sie es je gesungen hat. Bartholomäus muß unwillkürlich an das Lied denken, das die Jungfrauen singen, die dem Lamme folgen in alle Ewigkeit. Jenes Lied, das nur die Jungfrauen singen können und niemand anderes.

Mein Bräutigam ist gekommen,
Wie einst in der schweigenden Nacht!
Meine Lampe die ist entglommen,
Meine Leuchte die ist entfacht!
Ich will ihm zu Füßen sinken,
Von seinen Rosen bekränzt,
Vom Weine da will ich trinken,
Den er seinen Treuen kredenzt.

Und so wie zwei leuchtende Flammen,
Die anfangs, beide getrennt,
Vereinigt nun schlagen zusammen,
Daß eines im anderen brennt —
So glüht sein unsterbliches Feuer
In meinem sterblichen Sein.
Ich bin ihm so wertvoll, so teuer —
Sein bin ich, auf ewiglich sein!

Die Sonne ist inzwischen ganz durchs Gewölke gedrungen, das langsam nach Osten hin wegrollt, einem schweren dunkeln Vorhange gleich, der vom Himmel weggeschoben wurde.

Da erwacht das Ilselin aus seiner Verzückung und schaut sich lächelnd und glücklich um.

„Waren wir törichte Kinder, uns so zu fürchten, mein Bruder!“ sagt sie zu Bartholomäo und nimmt seine Hand in die ihre. „Nun ist alles vorüber und überstanden. Was nachkommt, ist ein Scherz. Die Dunkelheit ist gewichen, Gethsemane überwunden, das Licht strahlt wieder. Weiter, weiter, mein Bruder, auf dem Wege, den Gott uns führt, am Ende führt er zum Himmel. Gott geleite dich. Ich harre hier dessen, was mir beschieden ist, und du gehst in das hinein, was du zu durchkämpfen hast. Gott ist mit uns beiden. In seinem Schutze entlasse ich dich. Leb wohl.“

Der Magister antwortet keine Silbe, er bedarf's nicht. Er schaut sie nur lange an und blickt noch einmal im ganzen Raume umher. Er fühlt, es ist zum letzten Male, daß er alles so findet, wie er es in langen oder ganz kurzen Wochen immer gefunden hat, wenn er zur Halde kam. Es ist vorüber.

„Leb wohl!“ sagt er endlich und geht hinaus.

Der Benno springt ihm fröhlich voran auf dem regennassen Pfade, den die Sonne jetzt golden beleuchtet, daß all seine Kiesel wie Edelsteine glitzern.

„Nun weiß ich auch die letzten Gesetze vom Brautlied," sagt der Bub und tut sich wichtig damit. „Ich hab' sie mir fein sauber gemerkt, ich kann sie."

Der Pfarrherr nickt zerstreut. Er geht stracks fürbaß und blickt nicht rückwärts mehr, obwohl er fühlt, daß ihm das Ilselin nachschaut. Er will ihr zeigen, daß er gesonnen ist, mutig und tapfer den Weg zu gehen, den Gott ihm vorschreibt.

„Ein Regenbogen! Ein Regenbogen!" jubelt Benno mit einem Male. „Und gerade vor uns, daß wir dran kommen! Wo sein Fuß aufsteht, liegt ein gülden Schüsselein, das gehört dem, der's findet! Ob ich es sehe?"

Ja, der Bub hat recht! Das schöne Friedenswunder Gottes steht über dem schwarzen Tannenforst, der jenseits der Halde aufsteigt. In sieben Farben, rot, grün, blau, gelb, orange, safran und violenfarb spielt die schimmernde wankende leuchtende Pracht, sie scheint gerade vor Bartholomäi Füßen niederzugehen.

Er breitet die Arme weit aus: „Herr, ich nehme dein Zeichen an! Friede nach dem Sturm!"

Und so geht er, in betender Weise, wie ein Gekreuzigter, durch allen Glanz hindurch.

Das Ilselin sieht ihn zwischen funkelnden Farbenlichtern untertauchen und jenseits im schwarzen Forste verschwinden.

9

Bartholomäus hat die Zeit richtig berechnet, da er zum Ilselin sagte, vor Nacht würde er auf Schloß Geyersperg sein. Jetzt eben steht die Sonne tief unten am Himmel hinter dem Städtlein Geyersbrunn, als er sein Pferd auf der Anhöhe einen Augenblick anhält, um das treue Tier vom scharfem Ritte ausschnaufen zu lassen.

Weit im Rücken liegt ihm der Hochberg, der Riesentritt und alle ihre ragenden Genossen. Zwischen ihm und ihnen dehnt sich ein Hügelland aus, das seine Wellen weiter und immer weiter ins Ungemessene trägt, bis sie in blaudämmernder Ferne an ein neues Gebirge anstoßen. Tiefgeschnittene Talmulden mit allerlei Bächen und Flüßlein gehen durch diese Landwogen hindurch.

Jetzt eben blickt Bartholomäus in solch ein Tal hinein, das in satter Fülle grüner Wiesen und dichten Buschwerkes zwischen ihm und Geyersbrunn seine breite Wiege öffnet. Ein Fluß windet seine gemächlichen Krümmungen hindurch. In Mitte des Tales ist er von einer starken gedeckten Holzbrücke überspannt, deren warmes Braun gegen das Grün der Umgebung absticht. Es scheint wie leise übergoldet.

Gerade vor dem Beschauer aber gehen auf steiler Höhe Mauern und Zinnen, Befestigungen und Häusergiebel, Warttürme und Kirchtürme hinauf und stehen schwarz gegen den glührotgoldenen Horizont. Aus vielen Schornsteinen quirlt Rauch empor; er kommt von den Herdfeuern, wo zu Abend gekocht wird, und kräuselt sich wie Opferdampf vor all der Himmelspracht. Zwischen dem pfeilgeraden spitzen Hochturm aber und der St. Laurentiuskapelle sieht man den Sonnenball groß, rot und leuchtend herabgehen, noch im Niedersinken lange schräge Strahlen versendend.

Bartholomäus kennt diesen Augenblick gut. Wie oft hat er nicht Geyersbrunn also geschaut, wenn er von einem hohen Semenario, allwo er in früher Jugend eingetan wurde, auf Vakanz der Frau Pate heimzog. Ja, heimzog, denn Schloß Geyersperg ist ihm Vater- und Mutterhaus. Und Gräfin Isentrud war immer gut zu ihm. Sehr, sehr gut . . . Mit einem Male wandelt ihn jenes wohlige Sicherheitsgefühl eines Menschen an, der nach Hause kommt. Er lenkt hastig sein Pferd den Weg hinab, daß er um so bälder seinem Ziele nahe.

Der Reisige folgte ihm, wie bisher in bescheidenem Schweigen, um ja nicht die frommen Gedanken und heiligen Betrachtungen des Hochwürdigen zu stören. Jetzt aber nimmt er sich die Freiheit, ein paar Worte zu sagen.

„Willst du durch die Schlucht reiten, Herr?"

„Ich denke wohl, wir kommen rascher zum Schloß."

„Ja, ja, aber es wird bald dunkel, und dann ist eine Stelle, wo wir die Pferde am Zügel führen und zu Fuße gehen müssen. Das letzte Hochwasser hat da arg gehaust."

„Nun, dann gehen wir eben zu Fuß. Wir kennen ja beide jeden Stein der Schlucht und unsere Rößlein wissen's auch."

Der Pfarrherr klopft seinem Braunen bei den Worten freundlich auf den Hals, und das treue Tier wiehert leise.

„Er kennt dich noch, Hochwürdiger!" meint Rolf, der Reisige.

„Wir sind doch alte Freunde. Er hat mich ja schon als Buben getragen und geht alleweil noch gut."

„Er tut's noch eine Weile. Die Gestrenge sorgt auch dafür, daß ihr Getier gut gehalten wird."

„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs," sagt Bartholomäus und zuckt dann zusammen. Bis vor sechs Wochen würde er unbedingt von seiner Pflegemutter als einer „Gerechten" gesprochen haben... und nun?... Er macht eine Bewegung, um widrige Gefühle abzulenken.

Rolf mißversteht das. „Ja, ja, die Bremsen!" sagt er, „die bösen Bremsen! Das Viehzeug läßt Roß und Reiter nicht in Ruh. Heuer ist's doppelt arg! Weiß nit, welche Hex' uns die Plag' auf den Hals gehetzt hat. Drüben im Gratgau sollen die Bauern bei Nacht im Mondschein Feldarbeit machen, weil bei Tag die Bremsen alles peinigen, so daß Pferd und Rind draufgeht."

Bartholomäus nickt schweigend und weil er nicht antwortet, verstummt Rolf ebenfalls. Sie sind nun in der Talsohle angekommen und wenden sich nach rechts, verlassen die breite Straße, die zur Stadt hinaufführt, und schlagen einen Saumpfad ein, längs des Flusses, der sie in ein bedeutend schmäleres Tal hineinbringt, das sich zusehends verengert, bis nur noch Platz für den Weg und das rauschende Wasser ist.

Auch hier sind die aufragenden Feldwände Kalkgestein. Sie glimmen weißlichgrau in der Dämmerung, die unten bereits alles beherrscht, während oben noch ein letzter rötlicher Schein auf den Tannen liegt, die ihre Höhe bekrönen. Es weht kühl in der Schlucht, und doch trägt dieser Hauch den Duft von wohlvertrauten Wiesen und Wäldern mit sich. Die Pferde schaudern ein wenig vor der Kühle. Bartholomäus zieht vorsichtshalber den Mantel um die erhitzten Schultern und denkt daran, wie das immer so gewesen ist, wenn er in die Geyersschlucht kam.

Wie rauscht das Wasser so wohlbekannt! Wie grüßen ihn alle Biegungen und Wendungen der Schlucht, wie stehen alle Erinnerungen in seiner Seele auf! Hier war der Platz, wo er die besten Forellen angelte! Dort, wo sich die Felswände plötzlich auseinandertun, wuchert noch der Gestrüppwald von Himbeersträuchern, wo er als Knabe die süße Ernte für die Schloßküche einsammeln half! Und da drüben, auf jenen Schroffen, hatte sich des Geyersmüllers Bub verstiegen, und Bartholomäus holte ihn herunter,

wofür ihm die Frau Pate den Perlmutter-Rosenkranz schenkte, den er immerdar bei sich trägt. O Heimatsgedanke, o Jugenderinnerungen!

Doch der Braune fängt an zu straucheln, Rolf pfeift ein Warnungszeichen. Es ist Zeit, abzusteigen und vorsichtig zu sein.

Wahrlich, das Unwetter der letzten Wochen hat hier übel gehaust! Ganze Wände des Gesteins sind losgebröckelt und liegen in wüsten Haufen über dem Weg, der kaum noch zwischen all dem abschüssigen Gerölle zu finden ist. Die Steine verengen auch das Bett des Flusses, der schäumend und grollend darüber hinwegspritzt und rauscht. Und die Dunkelheit senkt sich immer schwerer herab.

Da ist keine Zeit mehr, an die Vergangenheit zu denken, die Gegenwart nimmt alle Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Gottlob, daß wir die böse Strecke nun überwunden haben," sagt Rolf nach einer Weile. „Das war ein harter Stich, Hochwürdiger!"

„Auch ich danke dem Herrn," erwidert Bartholomäus und atmet erleichtert auf, während er einen scheuen Blick nach rückwärts wirft. Ein paarmal hat er gedacht, das unsichere Gerölle würfe ihn samt dem Pferde in den Fluß hinab, und dann: Gnade Gott, Herr Magister! Kein Schwimmer, auch der geübteste, kann gegen diese reißende Strömung aufkommen, die ihn unrettbar wider das Felsgestein schleudert, so daß alle Knochen splittern.

„Ich hatte mir die böse Stelle doch nicht so schlimm gedacht," fährt Bartholomäus fort, „sonst hätte ich sie nie beschritten."

Rolf schmunzelt. „Bis ich vor etwas warne, ist's übel! Allein ich bin ruhig mitgegangen, weil ich gedacht habe, mit dem Hochwürdigen geh' ich unter Gottes Schutz. Und dann wär's auch bequemer so. Drei Stunden Umweg haben wir gespart, und das ist auch viel wert."

Bartholomäus schüttelt den Kopf zu dieser Beweisführung, sagt aber nichts weiter, sondern besteigt wieder seinen Braunen, der in Erwartung des Habers im heimischen Stalle freudig auszuschreiten beginnt.

„Nun sind wir bald daheim," bemerkt Rolf.

In der Tat! Die Schlucht weitet sich und bildet ein Tal, wie sie hierzulande alle sind: breit und weit, in sanftgeschwungener Mulde, von Tannenwäldern umschlossen, mit einem Teppich saftgrüner Wiesen. Der Fluß hat sich wieder

beruhigt, nun da er freie Bahn hat, er geht sänftiglich zwischen allem Grün dahin. Aus der Ferne tönt das Klappern eines Mühlrades. War es erst gestern, daß Bartholomai Ohr jenem wohlvertrauten Klange lauschte? Ein zweites Tal schneidet kreuzweise in die erweiterte Geierschluch hinein . . . die Heimat begrüßt den zurückkehrenden Sohn!

Unten liegt behaglich hingestreckt das weitläufige Mühlengehöfte als ein Zeichen, daß der gemeine Mann unter Gräfin Isentruds Schutze sicher und geborgen ist. Oben am Himmel hängt jetzt der volle, runde, weiche Mond des Augustmonats, alles in seinem Glanze badend. Dann kommt eine sonderbare, stelzenförmige Holzbrücke: sie führt über den Bach, der hier in den Fluß mündet.

Jenseits dieser Brücke erhebt sich auf steiler Anhöhe, von schwarzen Tannenwipfeln umdrängt, ein dunkelragendes gewaltiges Etwas. Wie aus Urzeiten, da noch Riesen mit Felsblöcken Fangball spielten, liegt es da, alles in einem: Mauern, Wälle, Gebäude. Nichts Hohes; kaum, daß die Zinnen des Bergfried über der schwarzen, drohenden Masse emporragen: Schloß Geyersperg!

Ganz still, ganz lichtlos, aber mächtig wächst es auf dem Berge aus dem Forste in die Höhe. Nur im Erker, neben dem verrammelten Tore, schimmert ein heller Schein aus der Fensterluke. Der Pförtner wacht.

„Trara . . . trara . . . ahi!" zieht Rolfs anmeldender Hornruf durch die schweigende Mondnacht.

„Ahiiii . . .!" ruft das Echo der Felsen und Wälder.

„Trara . . . ahi . . .!" kommt's vom Erker herab in deutlicher Antwort. Man erwartet die späten Gäste.

Kaum haben die Pferde den bekannten Ton vernommen, so sind sie nicht mehr zu halten. In scharfem Trabe nehmen sie, nachdem sie vorher polternden Ganges über die Holzbrücke liefen, die steile Anhöhe, daß die Kiesel unter ihren Hufen stieben. Eh' sich's die Reiter versehen, sind sie schon oben, wo ein tiefer Graben vor dem Tore dunkelt. Aber fast ehe sie ihm nahten, ist schon die Zugbrücke herabgerasselt, und nun öffnen sich knarrend die schweren eisenbeschlagenen Türflügel.

„Willkommen, Rolf! Tausendmal willkommen, Hochwürdiger!" ruft eine Stimme.

In der Hand des Rufenden scheint eine Fackel und lodert mit sprühendem Lichte zum gastlichen Empfang. Tönend klingt und klirrt das Einreiten in den gewölbten Tor-

gang, dann hinaus in den Hof, um den alle Gebäulichkeiten liegen.

„Wo ist meine Frau Pate?“ fragt der Pfarrherr, als er sich aus dem Sattel schwingt.

Ein paar Knechte sind schon herbeigekommen, mit ihnen der Seneschall der Gräfin. Er neigt sich und schüttelt dem Magister die Hand.

„Schön, daß du wieder einmal daheim bist, Hochwürdiger! Unsre erlauchte Herrin weilt eben im Pilgerhaus, es sind einige müde Wanderer gekommen, sie bringt ihnen Labung und Speise. Willst du hingehen?“

„Ich geh' schon hin!“ erwidert Bartholomäus und läuft über den Hof, wie ein Knabe läuft. Er hat alles vergessen, er weiß nichts mehr, als daß er zur Mutter geht! Ihm ist, als sei er soeben in die Vakanz aus dem hohen Seminario gekommen und brächte der Frau Pate ein gutes Zeugnis mit wegen seines Fleißes und Lerneifers.

Das Pilgerhaus ist ein niederer Bau, den Isentrud eigens hatte errichten lassen. Es sind Schlafräume darinnen und eine Halle zum Ruhen und Essen. In der Halle scheint Licht. Es kommt von einem großen Eisenreifen, der von der Decke niederhängt und einen Kreis von Lampen trägt. Ihr Schimmer fällt auf den schweren Eichenholztisch, an dem fünf Männer sitzen. Es sind allerlei Leute: schlichte Wandergesellen, die um ihren Erwerb in die Fremde gingen, und Wallfahrer, die zu einem Gnadenorte wollen. Man sieht zuerst nur ihre Gesichter, die vom Lampenschein erleuchtet sind. Ernst blicken sie drein, die Hände ruhen gefaltet auf dem Tisch, und einer von ihnen, der Aelteste, spricht ein Tischgebet. Und nun taucht aus dem Dämmer des Raumes eine schwarzumschleierte Gestalt auf. Sie trägt auf beiden Armen eine große, dampfende Suppenschüssel, die sie auf den Tisch setzt.

„Gott segne euch das Mahl, meine Brüder!“ spricht Gräfin Isentruds leise, klarabgetönte Stimme.

„Frau Pate!“ ruft's da aus dem Hintergrund, und Bartholomäus stürzt vor.

„Sei tausendmal gegrüßt, mein lieber Sohn!“

Isentruds Stimme scheint ganz unbewegt, mit keiner Gebärde zeigt sie ein Empfinden, und doch weiß Bartholomäus, wie zärtlich er begrüßt wird, denn sie hat ihre Augen aufgeschlagen.

Für ein oder zwei Sekunden trifft ihn der volle Blick

dieser rätselhaften Augen. Sie sind nicht schwarz, auch nicht blau. Nein, ihre Farbe ist ein wundersames Goldbraun, so wie der edle Topas, wenn er im Feuer geglüht ward. Wer Isentruds Haar gesehen hätte, würde merken, daß es rot ist, denn solche goldbraunen Augen sind oft ein Begleiter roten Haares. Aber niemand, seit Graf Heinrich auf Nimmerwiederkehr fortgezogen ist, hat je das Haupt der Erlauchten ohne Schleier gesehen. Und fast niemand ihre Augen.

Nur Bartholomäus sieht sie, und auch er nur auf karge Sekunden. Aber er trinkt den Blick, denn es strömt eine so große, so scheue, so zarte, so tiefgebändigte Mutterliebe darin aus, daß ihm das Herz warm wird.

Er ist daheim.

„Wenn du eine Weile verziehen willst, mein Sohn, wäre ich dir dankbar. Ich habe noch unsere Brüder in Christo hier zu versorgen."

„Ich helfe dir, Frau Pate!" Der Magister nimmt eilig den mächtigen Laib Schwarzbrot aus den Händen eines Fräuleins, das hinter Isentrud steht, und beginnt große Scheiben davon abzuschneiden und den Wanderern vorzulegen.

Die Gräfin reicht ihnen hölzerne Löffel. „Eßt, und Gott segne euch die Speise!" sagt sie.

Die Leute lassen's sich nicht zweimal sagen. Wildbretsuppe mit festen Stücken Fleisches darin, und Brot nach Verlangen . . . sie kauen mit vollen Backen.

Nur einer von ihnen, ein junger blasser Mensch in abgetragenen Kleidern, legt nach dem ersten Kosten den Löffel weg, stützt seinen Kopf in beide Hände und fängt an zu weinen.

Augenblicks ist die Gräfin an seiner Seite. „Was fehlt dir, mein armer Bruder?" fragt sie milde.

Er schluchzt nun haltlos. „Ach... ach... gütige Frau ...ich bin so abgehungert, daß ich nichts mehr zu essen vermag! Und ist doch so gute Speise und lustet mich darnach ... Aber mein Magen war zu lange leer! Er nimmt nichts mehr auf. Und die Füß', die wunden Füß', die Pein stößt mir's Herz ab... ich mach's nimmer lang vor Elend und Not!"

„O doch, o doch!" tröstet die Gräfin und ihre Stimme hat gar nicht mehr den kalten Klang. „Ich pflege dich schon gesund, um Christi willen, daß du wieder zu essen vermagst. Jetzt aber taugt dir anders als dies!"

Sie spricht ein paar befehlende Worte nach rückwärts.

Bartholomäi Augen haben sich mittlerweile an den jähen Wechsel von Licht und Schatten in der Halle gewöhnt, er gewahrt, daß dort hinten eine Menge höfisches Gesinde der Befehle Isentruds harrt. Auch die beiden geistlichen Berater sind da und stehen nach ihrer Art an der Wand. Der Magister grüßt zu den vielgeduldigen Herren hinüber.

„Herr Ubald, Herr Gotram, ich biete euch den Frieden Christi!"

„Der Friede Christi sei auch mit dir!" antworten die beiden mit freundlichem Kopfnicken. Man sieht, sie haben Bartholomäum lieb.

Isentrud läßt mittlerweile den jungen Menschen ein Glas warmen Kräuterweins trinken; ganz langsam, schluckweise, damit die Heilung vorangehe. Dann nimmt sie den Schwankenden mit starker Hand und stützt ihn. „Du mußt dich niederlegen," sagt sie dabei.

Bartholomäus ist schon an ihrer Seite und faßt den Kranken mit beiden Armen.

„Ich helfe dir!"

Wieder fliegt ein Strahl der goldbraunen Augen zu ihm, aber die Frau Pate hat noch keine Zeit, mit dem geliebten Sohn zu reden. Christi Dienst geht vor.

„Wie heißt du?" fragt sie den jungen Menschen, „und woher bist du?"

Es ist sonst Regel bei ihr, nie nach dem Namen oder Stand der Leute zu fragen, außer es seien Spielleute oder Gaukler. Die werden als des Teufels Knechte abgewiesen. Man sieht ihnen ja auch das böse Gewerbe an! Aber bei anderen Menschen fragt sie nicht, wenn sie ihnen Kost und Obdach bietet. Heute nur macht sie eine Ausnahme.

„Ich heiße Gottlieb und bin Steinmetz. Nach Ulm will ich . . . bei der Bauhütte dienen," spricht der Gefragte mit stockender Stimme.

„Du wirst nach Ulm kommen, und so du geschickt bist und dich gut führst, sollst du von mir eine Empfehlung an den Baumeister haben," antwortet die Gräfin.

„Gott lohn's . . . Gott lohn's!" stammelt der Kranke, der sich schwer auf das Lager fallen läßt, wohin ihn seine Pfleger brachten. Es ist nebenan im Schlafsaal, wo reinliche Bettstellen mit Strohsäcken und Decken in Reih und Glied stehen.

„Zeig deine Füße!" spricht Isentrud.

Er hebt scheu die Füße hoch, von denen das Blut herunterläuft, die nur mit Stücken ehemaliger Schuhe bekleidet sind.

„Warm Wasser und Heilsalbe!“ befiehlt die Gräfin.

Zwei dienende Frauen mit einem Becken und Handtuch kommen heran. Isentrud beugt sich nieder, löst die Fetzen von den wunden Gliedmaßen und wäscht und salbt die Füße, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, obwohl sogar die Frauen einen leisen Ekelschauer nicht zu unterdrücken vermögen.

Isentrud bemerkt diesen Schauer. Sie sagt nichts, sondern beugt sich nieder und küßt die kranken Füße . . .

„Im Namen Jesu Christi!“

Gottlieb, der Steinmetz, aber fängt wieder an zu weinen.

„Bin ich im Himmel? Welche Heilige bedient mich da?“ fragt er mit weinender Stimme.

In Bartholomäi Herz geht ein großes Stürmen los. Alles, was er tot gewähnt hat, steht wieder auf, und er weiß kaum, wie dem Tumult gebieten.

Ist das Heuchelei? Ist das nicht die reinste edelste Wahrheit? Was hätte Isentrud denn davon, so gräßliche Komödie zu spielen? Vor wem auch? Ihr Gesinde sagt doch Ja und Amen zu allem, was sie tut, die Leute stehen in ihrem Sold oder sind ihr womöglich zu eigen. Vor denen braucht sie nicht zu heucheln. Und Betrüger sehen auch anders drein! Die kennen solche Selbstverleugnungen nicht. Was soll er nun von allem halten, was glauben? . . . O Herr, hilf, gib Licht und Klarheit!

Hat er unwillkürlich gestöhnt? Jedenfalls schaut seine Pflegemutter hastig nach ihm um und sagt dann: „Du bist ermüdet vom langen Ritte, mein Sohn! Vergib, wenn ich dich aufhielt. Komm jetzt mit mir, wir wollen hinübergehen, daß du ein Nachtmahl erhältst.“

„O nicht, Frau Pate, o nicht! Es war nur ein Seufzer! Dieses Menschen Elend erbarmt mich! Aber um Christi willen, laß dich nicht stören! Tu' erst alles an den Armen und Obdachlosen, was Gott dir gebeut! Nachher, wenn du mit diesen meinen Brüdern fertig bist, gibst du mir, dem geringsten Knecht Gottes, die Labung.“

„Wie du willst, mein Sohn!“

Nein, das kann nicht Heuchelei sein! Dieser Blick, dieser Ton kam vom Herzen!

Bartholomäo wird es leichter zu Mute, und er geht ruhig mit der Gräfin wieder in die Speisehalle zurück, nach-

dem der Steinmetz gut gebettet ist und beinahe augenblicklich in den Schlaf äußerster Erschöpfung fiel.

Drüben sind die anderen längst mit dem Essen fertig. Sie haben die Schüssel bis auf den Grund geleert und kauen noch an den letzten Schnitten Brotes. Becher mit Bier, das ihnen wacker mundet, stehen vor ihnen.

„Seit ihr satt, meine Brüder?" fragt Isentrud.

„Zu Dank, Frau Gräfin!" antwortet ein Chor von Stimmen.

„Nun betet ihr zusammen und dann geht ihr schlafen!" erwidert sie. Alle neigen sich stumm. Nur einer hat den Mut zu reden. Das ist ein alter Mann in Pilgertracht, der, wie die Muscheln auf seinem Hut beweisen, in Jerusalem gewesen ist. Er hat einen Ehrenplatz, und statt Bieres ist ihm ein Humpen edlen Weines kredenzt worden.

Jetzt aber fängt er ganz laut und dreist an zu reden:

„Ja, ja, das ist ganz schön und gut von der hohen Frau, so die Heilige zu machen! Arme Pilger zu speisen mit dem, was von der Schloßküche übrigblieb, und ihnen sauren Wein vorzusetzen! Wir müssen, Gott weiß wie, dafür danken und nun ins Stroh gehen, während die Erlauchte in eitel Daunen schläft!"

„Oho! oho!" erhebt sich ein dumpfes Murren von allen Seiten.

Bartholomäus ist vorgesprungen, sogar die zwei Beichtiger machen eine Gebärde, nur Isentrud bleibt unbeweglich. Einzig, daß ihre goldenen Augen auf einen Strahl zum Kruzifix blickten, das in der Halleneck hängt. Dann sagt sie langsam und sanft:

„Wenn ich es an etwas habe fehlen lassen, so vergib mir, mein Bruder! Ich will's gut machen!"

Der Pilger reißt die kleinen zwinkernden Aeuglein auf. Er wird unsicher und weiß nicht recht, was sagen.

„Mein Koch hat euch allen dieselbe Suppe gemacht, die wir im Schloß essen," sagt Isentrud.

Aber jemand im Hintergrund läßt sich nun nicht mehr halten. Ein schrilles Mägdleinstimmchen bricht los: „Das heißt, daß unsere Gräfin nur Wasser und Brot genommen hat und ihr Freßsäcke das Gute kriegt!"

Wiederum allgemeines Staunen, aber diesmal von einem leisen Beifallsgemurmel begleitet.

Isentrud droht mit dem Finger: „Alix... Alix, hüte deine Zunge."

Aber das kecke Fräulein läuft auf sie zu, mit glühheißen Wangen: „Ich kann's nicht hören, daß so einer meine Frau schlecht macht!"

Isentruds Hand streicht leise über das gesenkte Haupt, das sich in ihre Röcke schmiegt, und dessen Kraushaar durch keine Tugendflechten zu bändigen ist.

„Der Mann ist am Grabe des Herrn gewesen, hat alle heiligen Stätten besucht!" sagte die Gräfin ruhig.

„Jawohl! Und den Kreuzweg gegangen! Und einmal von den Ungläubigen gefangen gewesen und vierzig Streiche erhalten und Fesseln getragen . . ." heult der Pilger in gutgemachter Rührung. „Und einen Paß hab' ich, wo alles drin steht! Und das Heilige Grab hab' ich geküßt und viel gelitten, um der Wallfahrt und um unseres allermildesten Herrn und Heilandes willen."

„Du hörst's, Alix. Geh' und bitte den ehrwürdigen Bekenner um Verzeihung!"

Jede Fiber im schlanken Körper des Edelfräuleins bäumt sich auf und sträubt sich. Aber doch läßt sie Isentruds Gewand los und geht auf den Alten zu.

„Um deinetwillen, erlauchte Gräfin," flüsterte sie dabei.

„Nit um meinetwillen, um Christi willen!" flüstert Isentrud zurück.

„Um Christi willen!" sagt Alix mit tiefem Seufzer und wendet sich an den Pilger. „Ich bitte dich um Verzeihung!"

„Ist schon gut!" sagt der in sichtlicher Verlegenheit. Dann aber siegt seine Frechheit, und er sagt: „So, jetzt gehen wir ins Stroh! Amen!"

„Und wir seind's zufrieden! Wir seind's nicht besser gewohnt und danken Gott für's Lager! Und auch du könntest damit zufrieden sein! Hast oft genug im Kot der Landstraße gelegen!" erwidern ihm einige der Fremden.

„In Jerusalem wirst auch nicht auf Daunen geschlafen haben!" läßt sich ein Nachzügler vernehmen.

Der Alte aber brummelt: „Nein, das nicht! Aber in Wolfegg, da hat mich die Herrin gar fein gebettet, weil ich das Grab des Herrn besucht hab'! Die hat noch Achtung vor unsereinem."

Das ist denn doch zu viel der Anmaßung. Einige der Diener fragen Isentrud: „Sollen wir den Kerl hinausweisen, Erlauchte?"

Aber die Gräfin scheint anderer Meinung zu sein. Sie hat einen Augenblick sinnend dagestanden, als überlege sie

etwas. Nun sagt sie, als handle es sich um das Selbstverständlichste von der Welt:

„Du meinst also, mein Freund, ich schliefe auf Daunen und wollte dir ein schlechtes Bett geben?"

„Hm ... ja ... so ungefähr! Ich bin ein alter Mann ... ich hab' gute Pfleg' nötig, und ich bin am Heiligen Grab gewesen!" kommt die Antwort, von einem unangenehmen Gewimmer begleitet, das Mitleid erregen soll.

Isentrud nickt: „Gut! So wirst du, um Christi willen, heute nacht in meinem Bett schlafen, und ich werde auf Stroh liegen. Mache dich bereit, mir zu folgen. Wir gehen ins Schloß."

Diese unerwartete Aufforderung verblüfft sogar den Pilger. Auf den Gesichtern einiger Eingeweihten aber glimmt ein leises verständnisvolles Lächeln auf.

Jedoch niemand äußert ein Wort, sondern alle folgen stumm der befehlenden Handbewegung Isentruds, die sich gegen den Ausgang der Halle hin wendet.

Es ist ein wunderlicher Zug, der nun beim Scheine der Fackeln über den Schloßhof geht und sich dem Hauptgebäude nähert. Voran die Gräfin, die ihre Schleier so fest um sich geschlagen hat, daß sie wie ein wandelndes Stoffgebilde aussieht. Neben ihr Bartholomäus, schweigendes Staunen im Gesicht. Hinter ihr Herr Ubald und Herr Gotram, dann die Frauen und Fräulein und die Diener, in deren Mitte der Pilger wandelt.

Er hat sich rasch in die Lage gefunden und ist deshalb der einzige, der spricht. Unaufhörlich dankt er Gott für die heiligmäßige Frau, die wahre Ehrfurcht dem Bekenner zeigt, der am Heiligen Grabe gebetet und viel Unbilden um des Herrn willen erduldet hat.

Nun sind sie im Schloß. Nun durchwandert der Zug die weite Halle mit den kahlen Wänden, wo der Totenkopf auf dem Kaminsimse liegt, und nun tun sich die Gemächer der hohen Frau vor ihnen auf. Zuerst ein weiter Raum mit Leinenschränken und Truhen, dann ein Gemach, wo die Fräulein vom Dienste schlafen, und dann endlich das Schlafzimmer. Es ist sehr groß, sehr weit und sehr leer. Da gibt's weder Teppiche an den Wänden, noch Teppiche auf dem Boden. Die einzigen Geräte, außer einem Schrank mit Arzneimitteln und einer Kleidertruhe, sind eine kahle Sitzbank und ein Betpult vor dem lebens-

großen Kruzifix. Ein Bußgürtel und eine Geißel liegen auf dem Pulte neben Rosenkranz und Gebetbuch.

Der Pilger mustert sie scheu mit den Blicken, seine Lobpreisungen verstummen. Doch hellt sich sein Angesicht wieder auf, als er das Himmelsbett anblickt, das nach der Sitte inmitten des Gemaches steht, um zwei Stufen erhöht, mit einer schweren Decke verhüllt, auf der die verbündeten Wappen des Grafen Heinrich und der Gräfin Isentrud eingestickt sind. Es wäre Platz für vier Menschen in dem gewaltigen Bett, das nach allen Regeln hohen Standes dreinschaut. Jetzt schläft Isentrud allein darin.

Auf einen Wink ihrer Hand stellen sich die Fackelträger im Kreise auf, daß alles hell wird, indessen Alix schnell die Lampen des Hängekronleuchters anzündet. Sie verbeißt nur mit Mühe das Lachen, die Spannung hat einen hohen Grad erreicht.

Isentrud aber schlägt kaltblütig die Decke zurück und sagt: „Mein Vater, willst du dich jetzt in mein Daunenbett legen. Es ist bereit."

Der Alte aber prallt zurück. „Bei Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel! Das sind ja glatte Holzbretter...!"

Isentrud verzieht keine Miene. „Ich ruhe immer auf diesem Holze, das noch ein weiches Bett ist verglichen mit dem Kreuze, an dem mein Herr für mich starb."

„Hm... hm... und da ist ja nicht einmal ein Kopfkissen, da liegt nur ein großes Buch..."

„Die Heilige Schrift Gottes. Sie dient mir als Kopfstütze, damit ich auch im Schlafe das Wort meines Herrn bei mir habe."

„Hm... hm..." Der Pilger steht ratlos, indessen ein ungehemmtes, nicht zu bändigendes Lachen und Kichern um ihn erschallt.

Isentrud allein steht, als ob es sie nichts anginge, nur ihre verschleierten Augen beobachten den Alten unausgesetzt. Er fühlt das, und dabei stachelt ihn das Lachen der anderen, so daß er wütend losbricht:

„Gottes Donner! Was soll das heißen? Verhöhnt man so einen heiligmäßigen Mann, der am Grab des Herrn gebetet hat? Geht man so mit Bekennern um? Hat man hier..."

Aber weiter kann er nicht reden, denn die Gräfin ist mit einem Schritt neben ihm und ihre goldbraunen Augen blitzen auf eine Sekunde neben ihm hin, so kalt, so hart

wie zwei scharfe Pfeilspitzen. Doch ihre Ruhe verläßt sie auch hier nicht, sogar ihre Stimme bleibt sich gleich:

„Du bist entlarvt, armer Heuchler und Betrüger," sagt sie. „Wärest du in Wahrheit das, was du zu sein vorgibst, so hättest du nimmer an Speise und Trank gemäkelt oder ein weiches Lager begehrt! Schon viele fromme Pilger hab' ich bewirtet, nie hat einer sich so aufgeführt wie du! Doch wähnt' ich zuerst, du wolltest mich prüfen, und ich nahm all deine Anmaßungen hin, als von der Hand Gottes geschickt. Endlich regte sich mir der Verdacht, ich beschloß dich ebenfalls zu prüfen. Nun bist du entlarvt und nun sprich und hehle nichts! Warst du in Wahrheit im Heiligen Land?"

„Barmherzigkeit... hohe Frau... ich bin ein armer Greis... Barmherzigkeit!" Und der Alte liegt vor Isentrud am Boden und küßt den Saum ihres Gewandes.

Sie entzieht ihm rasch das Kleid. „Keine Ausflüchte, kein Gewimmer! Ich will die Wahrheit! Ja oder nein! Warst du in Jerusalem oder nicht? Wage nicht, mich anzulügen, ich kann sehr streng sein gegen Lügner."

„Das weiß ich... das weiß ich... aber, Erlauchte, ich bin wirklich in Jerusalem gewesen..."

„Als Pilger?"

„Nein, ich war mit venezianischen Handelsleuten dort, als Knecht... aber ich hab' wahrhaftig am Heiligen Grab gebetet!"

„Hoffentlich warst du nicht so heidenmäßig, daß du es unterließest. Und wie steht's mit allen Stockschlägen, die du erlitten hast?"

„Dazu kann ich die Antwort geben!" sagt Rolf, der unter dem Gesinde steht, indem er näher kommt und den falschen Pilger genau ansieht. „Der Kerl ist mir gleich so bekannt vorgekommen, aber ich wußt' nicht, wohin tun. Nun, da er vor dir wimmert, weiß ich's wieder! So hat er's auch gemacht, als er zu Konstanz vom Büttel durchgepeitscht wurde, wegen Diebstahls und Betrugs. Ha, ich wett', er hat's auch eingebrannt gekriegt... Komm, Alterchen, zeig' deinen Arm!"

Eh sich der Entlarvte Heuchler nur wehren kann, hat ihm Rolfs starke Hand den Rock abgerissen.

„Da, erlauchte Gräfin, da steht's ja: Dieb! ist ihm aufgebrannt, daß ein jeder es weiß."

Der Alte kann nichts mehr sprechen, er bebt am ganzen

Leibe, vor seinem Geistesauge steht der Galgen... „Nur nicht hängen...“ würgt er endlich heraus.

„Noch nicht,“ sagt Isentrud geruhig. „Einstweilen kommst du für die Nacht ins Verließ, und morgen wirst du über die Grenze gepeitscht! Zeigst du dich aber je wieder in meinem Gebiet, so hängst du! Verstanden?“

Nach diesen Worten geht die Gräfin rasch hinweg, Bartholomäum nach sich ziehend: „Genug all dieser Zwischenfälle! Nun will ich endlich dich begrüßen dürfen, mein Sohn.“

Sie gehen nach dem Turmgemache, noch lange vom Geheul des falschen Pilgers verfolgt, der nicht allzu zart von den Mannen ins Burgverließ geschleppt wird.

Bartholomäus aber wundert sich immer mehr über seine Frau Pate, die er heute zum erstenmal zu sehen wähnt. So klar in allem, so wenig bestechlich durch fromme Redensarten, so gütig gegen wahrhaft Arme, so demütig in der Nachfolge Christi!

Hat er die Zeit über geschlafen und geträumt? War alles in Wolfsweiler nur ein wüstes Nachtgesicht, von hohnlachenden Teufeln ersonnen? Aber Ilselin...?

Wieder zuckt er zusammen wie vorhin, und wieder fragt ihn seine Frau Pate:

„Hast du gestöhnt, mein Sohn? Ist dir schlecht? Fühlst du dich matt von dem raschen Ritt?“

„Nein, nein, ich habe nur geseufzt um die Schlechtigkeit der Menschen! Ich dachte an diesen Betrüger.“

„Solche Heuchler kommen oft und suchen sich bei mir einzuschleichen. Gott aber gibt mir Erkenntnis, daß ich die Spreu von dem Weizen sondere. Denn Gott duldet nie, daß jemand, der ihm nachfolgt, vom Teufel genarrt wird.“

„Ja, ja!“ sagt Bartholomäus und faßt sich an den Kopf, weil ihm die Gedanken darin herumwirbeln wie Blätter vor dem Winde.

Isentrud gewahrt diese Bewegung und ihre Sorge verstärkt sich.

„Du bist ernstlich ermüdet und willst's nicht eingestehen. Aber, mein Sohn, auch die Abtötung hat ihre Grenzen! Du bist deiner Gemeinde noch vieles schuldig, da darfst du dich nicht über Gebühr anstrengen. Ich werde dir ein Mahl bringen und dich dann in dein altes Kämmerlein geleiten, das immerdar seines Bewohners harrt.“

„Du wolltest mich sprechen, Frau Pate. Willst du das erst morgen tun? Der Bote sagte, es habe Eile."

„Ja, ich wollte dich sprechen, doch heute nicht mehr. Es ist wegen meinem Oheim, dem Bischof. Er kommt morgen nach Geyersbrunn, weil er mit mir zu verhandeln hat um das Raubnest in den Buchbergen. Wir wollen's gemeinsam stürmen und ausräuchern lassen. Ich wollt' dich dabei haben, um dich dem Oheim wieder zu zeigen. Er fragte letzthin nach dir."

Isentrud spricht so ruhig mit dem üblichen undurchdringlichen Gesichtsausdruck, daß Bartholomäus denkt, er habe sich doch getäuscht, und es handle sich um Gleichgültiges. Er lächelt unwillkürlich, da ihm eine Last vom Herzen fällt, und läßt sich behaglich in den Sessel fallen, den ihm die Pflegemutter hinschiebt. Ja, er ist sehr müde, und er fühlt es jetzt.

Kein Zug in Isentruds Antlitz regt sich. Sie hat zwar sein erleichtertes Aufatmen wohl bemerkt, sie sagte aber nur: „Möge dir die Ruhe wohltun, mein teurer Sohn!"

∞∞∞

Frühmorgenlicht scheint golden in Bartholomäi Kammer, als er sich am andern Tage im Lager aufsetzt und verwundert um sich schaut. Ja, er ist zu Hause! Dies ist seine alte liebe Kammer, wo er Jahr um Jahr gewohnt hat. Dort hängt das Kruzifix noch an der Stelle, wo er es selber hinhängte, und verdorrte Büschel von Heidekraut und Farn stecken dahinter, die Friderun ihm suchen half, eh' sie ins Kloster ging. Und dort auf dem Bücherbrett liegt noch eine lateinische Grammatika, die er nach Wolfsweiler mitzunehmen vergaß, weil er ihrer entraten kann. Aber als Bube hat sie ihm viel zu schaffen gemacht. Ein leerer Käfig ist auch an der Wand, da hielt er sich einen gelehrigen Starmatz, der konnt' sagen: Deo gratias und noch andere Stücklein mehr. Und die Angelrute ist auch noch da; sie hängt mit dem Fischkorb in der Ecke... Ach, alles ist wie ehemals, wie immer, ehe jener furchtbare Druck sich auf seine Seele warf. Er will nicht viel denken, er legt sich, wie in Knabenzeiten, auf die andere Seite, um noch etwas zu schlafen. Des Mühlrades Klappern, des Flusses Rauschen, der Waldwipfel sanftes Sausen klingt so beruhigend zum Fenster herein — auch genau wie ehemals!

Der Duft der Wälder, der süße Ruch des frischgemäh-

ten Grummets, die herbe Morgenluft... wie tut ihm das so gut! Er schläft wahrhaftig noch einmal ein und versinkt in wohlige Traumbefangenheit, in süße Bewußtlosigkeit.

Mein Bräutigam hat mir gerufen
Ich muß ihn suchen gehn . . .

„Ja, ja, Ilselin, liebe Schwester!" murmelte er schlaftrunken. „Willst du etwas von mir?"

Und plötzlich sitzt er auf und schaut um sich. Hat ihm nicht Ilselin eben ins Ohr gesungen? Hat er nicht das Brautlied ganz deutlich gehört?

Alles ist still um ihn, nur das Mühlrad klappert unten im Tal, ein Hahn kräht mit schriller Stimme, und in den Waldwipfeln fangen die Vöglein ihr Morgenkonzert an. Aber niemand singt.

Trara... ahi...! Ein Hornruf von unten. Trara... ahi... ein antwortender Hornruf von der Burg.

Ja so, er ist ja in Geyersperg, er ist zu Hause, und es war nur ein Traum, der ihm Ilselins Stimme ins Ohr zauberte! Langsam erhebt er sich vom Lager, nimmt seine Kleidungsstücke, wobei er sich häufig bekreuzt, wie er es von jeher gelernt, und kurze Stoßgebete murmelt. Er rüstet sich zum Tage. Was wird ihm der bringen?

Muß er gleich mit der Frau Pate nach Geyersbrunn reiten, oder hat er noch vorher Zeit, mit ihr über das zu reden, was ihm so schwer im Sinne liegt? Und kann er das in der Eile abmachen? Muß er nicht lieber warten, bis die Zeit und die Stunde günstiger sind?

„Herr, hilf mir! Herr, erleuchte mich!"

Er kniet auf seinem alten Betschemel, wirft sich Christus zu Füßen, versenkt sich ins Morgengebet und webt all seine Nöte und Sorgen hinein...

Da pocht es an seine Tür.

„Herein!"

„Gelobt sei Jesus Christus!" Der Seneschall der Gräfin tritt über die Schwelle.

„In Ewigkeit, Amen!... Was bringst du, Warmund?"

„Die Nachricht, daß der hochwürdige Herr Bischof erst morgen nach Geyersbrunn kommen will, sintemalen er heut' mit dem Grafen Hartmut auf Saalburg zur Reiherbeize geht."

„So, so... ja, der Bischof liebt das Gejaid."

„Er liebt's, Hochwürdiger. Es ist seine einzige Freud'."

„Ja, ja, wär' besser ein Weidmann worden," entfährt es Bartholomäo unwillkürlich.

Der Seneschall zuckt die Achseln. „Es ist ja ein großer Kummer und Gebrest von unserer Erlauchten, daß der hochwürdigste Herr Oheim noch zeitweise so weltliche Dinge liebt, aber..."

„Wir haben nichts drein zu reden," sagt hastig Bartholomäus, den seine Rede schon reut.

„Nein, wir haben nichts drein zu reden," wiederholt Herr Warmund und horcht dann auf. „Es läutet schon zur ersten heiligen Messe! Wann kommst du, Hochwürdiger, daß ich alle Anordnungen treffe?"

„Ich komme gleich und schließe mich den heiligen Messen an, die meine Herren Amtsbrüder hier vor mir halten."

„Also zuletzt?"

„Ja, zuletzt, wie es dem geringsten der hier weilenden Diener Gottes geziemt."

„Wohl, Hochwürdiger!" Und der Seneschall gleitet nach einer höfischen Verneigung hinaus.

Bartholomäus aber betet erst noch sein Brevier. Dann wandelt er nach der Kapelle, wo Herr Ubald und Herr Gotram bereits mit ihren Messen fertig sind und der junge Kaplan eben die seine hält.

Wenn alles im Schloß Geyersperg einfach und schlicht ist, so kann man das von der Kapelle nicht sagen. Da hat Isentrud nichts gespart, um das Haus Gottes würdig und kostbar zu zieren. Glühende, in allen Farben leuchtende Glasgemälde decken die Fenster. Malereien und farbensatte Teppiche schmücken die Wände, schwergoldene Leuchter tragen gelbliche Wachskerzen in erdrückender Fülle, so daß der buntdämmernde Raum vom Duft des süßen Bienenwachses erfüllt ist, das zu Ehren des Herrn sich in tanzenden Flammen verzehrt. Weihrauch aus Arabiens Gewürzgärten qualmt in den silbernen Rauchfässern, die rotweiß-gekleidete Akolythen schwingen. Ueber dem Hochaltar glänzt die Hauptpracht der Kapelle, eine große Goldplatte, auf der byzantinische Künstler in Edelgestein und Emailflüssen die allerheiligste Dreifaltigkeit abgebildet haben, sitzend auf
umgeben.
ihrem Throne, von anbetenden Cherubim und Seraphim

Isentrud kniet ganz vorne im geschnitzten Betstuhl. Ihr verschleiertes Haupt ist so tief geneigt, daß man nichts von ihrem Antlitz sieht, kein Glied ihres Körpers regt sich. Sie

kniet wie aus Stein gemeißelt, indessen einer nach dem anderen von ihren geistlichen Herren — oder Dienern, man kann beides sagen! — das heilige Opfer am Altare vollzieht. Hinter ihr füllt alles Gesinde die Kapelle bis auf den letzten Platz. Männlein und Weiblein streng gesondert, vom Edelknecht und Edelfräulein angefangen bis zum letzten Hörigen. Keiner getraut sich zu rühren, kaum zu atmen, und so bilden sie eine unbewegliche, dunkle Masse von gesenkten Köpfen und hinfließenden Gewändern.

Bartholomäus legt inzwischen die heiligen Gewänder an. Er achtet es in seiner Geistesversunkenheit nicht, daß ihm Isentrud das Kostbarste geben ließ, was sie in den Sakristeischränken hat. Der Ministrant aber, in seinem kindlichen Stolze, macht ihn darauf aufmerksam.

„Der feine Brokat!" flüstert er hinter der vorgehaltenen Hand.

Bartholomäus blickt auf die Stoffe und wehrt ab.

„Was soll mir das?" herrscht er den Sakristan an, der geschäftig alles ausbreitet. „Gib mir einfache Dinge!"

„Die Erlauchte hat's also befohlen, es sei zur größeren Ehre Gottes, hat sie gesagt," entschuldigt sich der erschrockene Mann.

„So? Das ist etwas anderes. Es soll sein!" Bartholomäus läßt sich dann geduldig in den reinen, schimmernden Silberbrokat hüllen, der in weiten Falten um ihn fließt, seine schlanke ebenmäßige Gestalt wie mit Engelgewandung verklärend.

Der Sakristan blickt ihn wohlgefällig an und denkt bei sich: „Wie schön ist er und wie heilig!"

Dasselbe denkt Isentrud auch, als sie auf eine Sekunde das Haupt erhebt, um unter den gesenkten Wimpern nach dem Sohne zu schauen, da sein Eintritt vom hellen Sakristeiglöcklein angekündet wird.

„Wie schön ist er! Wie heilig! Wie unschuldig und rein! Herr, erhalt' ihn so zu deiner Ehre und hilf mir, daß ich die Fallstricke zerstöre, die Satan ihm legen will!"

„Introibo ad altare Dei . . ." betet Bartholomäus und dabei fällt ihm ein, daß er vor kurzem erst in einer ganz anderen Kapelle, vor einer ganz anderen knienden Beterin das heilige Geheimnis gefeiert hat.

„O Herr, hilf, daß ich alles zum Guten lenke, gib mir die rechte Sprache, laß mich den rechten Augenblick finden, um das Herz der Mutter zu rühren!"

Es ist ihm mittlerweile der Gedanke aufgegangen, daß alles nur auf einem Irrtum beruhe. Auf einem furchtbaren folgeschweren Irrtum, aber doch dadurch entschuldbarer! Er muß forschen und fragen, woher Isentrud den Verdacht hatte, wer ihr die böse Nachrede in die Ohren blies — und dann ist es ja nicht anders möglich, die Mutter wird den Irrtum einsehen, Buße tun und Sühne leisten, so weit es noch jetzt möglich ist.

Immer froher, immer hoffnungsvoller wird sein Gemüt. Es prägt sich auch auf seinem Antlitz aus, daß er in Wahrheit gleich einem Gottesbote vor dem Altare steht, sich rechts und links wendet, sich neigt, wiederum aufsteht und immer wieder mit ausgebreiteten Händen das andächtige Volk segnet, das auf sein: „Dominus vobiscum“ einstimmig antwortet: „Et cum spiritu tuo“ und dabei mit strahlenden Augen an seiner weißschimmernden Gestalt hängt.

Solch eine Messe ward lange nicht in Geyersperg gefeiert! Sogar der Ministrant vergißt manchmal beinah zu antworten, vor lauter Eifer und Bewunderung des Priesters, der wie in Verzückung handelt.

Als Bartholomäus längst nach den Schlußgebeten in der Sakristei verschwunden ist, kniet noch alles unbeweglich da. Aus vielen Herzen, die für gewöhnlich nur gewohnheitsmäßig beten oder nur aus Zwang und Furcht zur Kapelle gehen, kommt heute wirklich ein Ruf zu Gott, ein aufrichtiger Schrei zu dem Geber alles Guten, daß er den armen Sündern zur himmlischen Reinheit verhelfe, wie sie da auf Augenblicke im verklärten Menschenantlitz zu schauen war.

Isentrud aber muß sich zwingen, daß sie nicht ein himmelstürmendes Gebet frohesten Mutterstolzes tut und in der gehörigen Demut bleibt. Was hat der kurze Aufenthalt in der Fremde aus ihrem Sohne gemacht! Wie groß ist er geworden, wie hoch, wie männlich! Und wie ist er in Wahrheit ein Priester des Herrn geworden!

Doch man kann nicht immer auf dem Berge Tabor bleiben, man muß hinunter vom Gipfel der Verklärung zur Arbeit und Fron des Erdenlebens. Schon mehrere Male hat draußen der Hornruf des Wächters angesagt, daß sich Fremde der Burg nahen. Pferdegetrampel unter dem Torgewölbe kündet das Einreiten der Boten, die am heutigen Tage ihre Meldungen der Herrin des Landes zu bringen haben.

Mit einem Seufzer steht Isentrud auf und gleitet nach

einer tiefen Verneigung vor dem Allerheiligsten aus der Kapelle, um sich ins Turmgemach zu begeben, wo anstrengende Arbeit ihrer hart.

Bartholomäus aber hat freie Zeit und benutzt sie, um alle alten Bekannten in der Burg aufzusuchen, vornehmlich die Herren Ubald und Gotram, die einträchtiglich im selben hochgewölbten Gemach zusammen hausen und ihre Freistunden mit harmlosen Liebhabereien ausfüllen.

Ubald malt wunderfeine Initialen und Miniaturen in den Pergamentkodex, der als Evangelienbuch für die Schloßkapelle bestimmt ist. Er macht seinen viellieben Bartholomäum auf eine neue Farbe aufmerksam, die er aus Welschland erhielt. Es läßt sich der Mantel der allerseligsten Jungfrau gar schön damit grundieren. Nachher setzt man die zierlichen Goldornamente auf das tiefe Blau.

Und Herr Gotram zieht seinen viellieben Bartholomäum in das Burggärtlein mit, allwo er Heilkräuter und Würzekräuter pflegt und eben jetzt den Versuch macht, ein gutes neues Gemüse, Karviol oder Blumenkohl genannt, zu ziehen. Es ist ihm gelungen. Nun hält er ihm eine kleine Standrede über die heilsame Wirkung dieses Gemüses, das, fein abgekocht, mit weißlicher Tunke genossen, gegen üble Dünste und Beklemmungen hilft und sehr gesund für den Menschen ist.

Nebenbei schaut der Magister auch nach dem Steinmetzen Gottlieb im Pilgerhaus. Der ist recht krank, hat Fieber und gibt keine Antwort, wenn man ihn anspricht. Die Gräfin war schon bei ihm und hat ihm eine Medizin gegeben. Ihr erfahrener Blick sagt ihr, daß er bald wieder wohl wird. Sie will ihn schon gesund pflegen.

So geht der Morgen dahin, ruhig und friedlich, aber ohne jede Gelegenheit zum Ausspruch über wichtige Dinge.

10

Das Mittagsmahl ist vorüber. Auch da war Bartholomäus nicht allein mit seiner erlauchten Frau Pate. Man war im großen Speisesaal, wo Isentrud der Sitte gemäß mit all ihrem Ingesinde zusammen ißt. Obenan am langen Tische die Gräfin, neben ihr der Pflegesohn, rechts und links davon Herr Ubald und Herr Gotram,

ferner alle Edelknechte und Edelfräulein und die Freigeborenen. Dann macht das riesige Salzfaß, wie es sich gebührt, die Scheide und Grenze zwischen ihnen und den Hörigen. Allen aber wird das gleiche Essen vorgesetzt, alle bekommen ihr Teil Wein oder Bier. Darin kennt die Herrin keinen Unterschied. Sie selber genießt heut' Bartholomäo zuliebe von allem, während sie insgemein sonst sich mit Brot, Gemüse und Wasser begnügt. Aber um des Sohnes willen feiert sie heute, trinkt Wein und hat ein Stück Wildbraten auf der flachen Brotschnitte liegen, die als Teller dient.

Sie gibt Bartholomäo immer vom besten und sorgt sich um ihn, daß er schier vermeint, neben Muhme Berta zu sitzen. Sie ist so gütig zu ihm, so weich, daß es ihm auffällt und den anderen auch.

Und danach sitzt die Gräfin mit ihren Frauen wiederum im kahlen Prunksaale bei der Stickerei, und Bartholomäus soll die erbauliche Lektion vortragen. Das hat ihm schon seit heute morgen im Kopf gelegen — er weiß warum! Darum erbot er sich aus freien Stücken, den blassen verängstigten Kaplan abzulösen. Alle sind gespannt auf seinen Vortrag, denn er hat kein Buch bei sich und kündet an, daß er ohne Hilfe reden wird. Was wird er wohl sagen?

Die Stille ist atembeklemmend, als er an das mächtige Pult tritt, sich leicht daran stützt und mit seinen tiefen bannenden Augen langsam den ganzen Kreis mustert.

„Meine Freunde," beginnt er. „Ich hab' schon verkündet, daß ich jeden Buches entrate, obwohl ich euch allen eine Geschichte erzählen will, die in einem Buche geschrieben ist, und zwar im Buche der Bücher, in der Heiligen Schrift. Ich will euch von einem Manne erzählen, der ein schlichter Hirtenknabe gewesen ist und doch König in Israel wurde. Von einem Manne, der so hoch begnadigt war wie fast keiner, und der doch in des Satans Netze fiel, also, daß er Gewalttat, Mord und Ehebruch beging. Ihr wißt, daß ich David meine, den Sohn Isais, der von Saul zum König gesalbt wurde und lange Zeit ein Mann nach dem Herzen Gottes war. Allein, wie es so geht, als er immer mächtiger ward, als er sah, daß alles ihm gehorchte, daß er im ganzen Lande, an Menschen und Dingen schalten und walten konnte, wie es ihm beliebte, da faßte der Teufel Besitz von seiner Seele und fing

ihn mit gar klugen und feinen Fäden, die aber zu einem sehr großen und üblen Ende führten."

Der Pfarrherr von Wolfsweiler hört auf, um sich zu sammeln, und macht nur eine leichte Handgebärde, die andeuten soll, daß der eigentliche Vortrag erst beginnt.

Gräfin Isentrud aber hat auf eine Sekunde die Nadel ruhen lassen. Ein Blitz ihrer goldenen Augen schießt zu Bartholomäo hinüber... dann aber neigt sie sich wieder auf die Arbeit, und ihre bleichen blutleeren Hände ziehen den Goldfaden eifriger denn je durch den Seidenbrokat.

Der Redner aber hält sein Versprechen. Als sich seine Stimme wiederum erhebt, erzählt er den Zuhörern eine Geschichte, daß sie vermeinen, alles mit leiblichen Augen vor sich zu sehen. Er spricht vom Hirtenknaben David, da schauen sie grüne Triften und einen königlichen Jüngling inmitten der Herde, bei deren Pflege und Führung er die ersten Anfänge seines Berufes als Menschenführer lernt. Er spricht vom Liebling Sauls, des finsteren dämonengeplagten Königs, dessen helle Stimme zur Harfe die wundersamen Lieder singt, die wir noch heute als Psalmen verehren; er schildert, wie Sauls Haß und Eifersucht den Jüngling wegtrieb, wie er ein unstetes Wanderleben mit den Seinen führt; in aller Not und Fährlichkeit beweist Bartholomäus, wie Gott seinen auserwählten Liebling leitete und führte und lehrte, daß er immer mehr zum wahren König und Lenker Israels emporwuchs, wie er es auch endlich wurde.

Der Redner kann mit seinem Vortrage zufrieden sein. Sogar Herr Ubald und Herr Gotram verlieren die angewohnte starre geduldige Ruhe und blicken nach ihm, und wenn die Frauen und Fräulein auch nicht wagen, ihre Arbeit zu unterbrechen, so gewahrt er doch, daß sie wie gebannt lauschen. Sogar aus dem Vorzimmer schleichen sich aufmerksame Hörer herein und lassen die Tür behutsam weit offen, damit andere, die nicht über die Schwelle dürfen, auch noch etwas von der wundersamen Erzählung haben. Das ist doch etwas anderes als die ewigen Heiligengeschichten, mit eintöniger Stimme aus einem Pergamentbande vorgelesen! Das ist Leben!

Und nun macht Bartholomäus wiederum eine Gebärde und beginnt die Burg Sion und das feste Jerusalem zu schildern, wie es seinem neuen König entgegenjauchzte, und wie David sich darinnen zum Herrn erhob. Sieht man nicht

alle Zinnen und Giebel vor sich? Leuchtet nicht die herrliche Stadt der Berge herunter? Und mitten darinnen der stolze Held, der königliche Mann, so sicher und gefestet in seiner Macht! So von starker Hand, um alles zum Guten zu lenken! So ausgesprochen der Liebling Gottes?

Aber da kommt die Klippe, an der sein Lebensschiff zum Scheitern gelangt! Allzu sicher war er in seiner Gewalt, allzu gefestet dünkt ihm seine Macht. Der Herr über alles ist er. Jedermann gehorcht ihm, teils aus Liebe, teils aus Furcht. Mit Recht kann er von sich sagen, daß auch dem Geringsten seiner Untertanen kraft seines Regiments geruhiges Leben und sicheres Gedeihen wird... da packt ihn der Schwindel, und es ergeht ihm wie Adam, da Satan ihm zuflüsterte, du wirst sein wie Gott!

Wiederum fliegt der Blitz aus Isentruds Augen nach Bartholomäo, er sieht's diesmal, und er betet innerlich um Kraft und Stärke.

Und dann senkt sich seine Stimme, als er leise und schamhaft von Davids tiefem Falle berichtet. Er sah das Weib eines andern und es lüstete ihm darnach. Da tat er, was er seiner Macht und Gewalt nach tun konnte — er schickte den Mann in den Tod und nahm das Weib zu ehebrecherischem Bunde.

Nach menschlichem Ermessen müßte nun Gott der Herr mit feurigen Blitzstrahlen auf den Frevel geantwortet haben, müßte der Erde befohlen haben, sich zu öffnen und den Sünder zu verschlingen. Um so höher als David gestellt war, um so tiefer sein Fall. Um so mehr er der Erkorene Gottes gewesen war, um so furchtbarer seine Strafe.

„So denkt ihr, meine Freunde, und so denke ich. Aber die Gedanken des Allmächtigen sind anders als Menschensinnen! Gott tat nichts dergleichen. Weder öffnete sich die Erde, noch spie der Himmel Feuer. Nur ein Mensch, ein schlichter Mensch kam zu David — allerdings im Namen des Herrn und sprach zu ihm durch ein Gleichnis, auf daß er sein Vergehen einsähe. Denn Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe."

Schon während Bartholomäi letzten Reden hat sich der Himmel draußen über der Welt, jenseits der bemalten Fensterscheiben, allgemach zu verdunkeln begonnen. Nun legt sich die Finsternis und Schwüle immer drückender hernieder, und durch das atemlose Schweigen grollt ein ferner leiser Donner.

Isentrud aber hat plötzlich ihre Nadel hingelegt und beide Arme auf den Stickrahmen gestützt.

Achtlos ihrer Umgebung schauen sich Mutter und Sohn, Redner und Zuhörerin, Priester und Glied der Herde Christi in die Augen. Denn, wahrhaftig, Isentrud hat die Wimpern erhoben, und ihr Blick ruht in dem Bartholomäi.

Die Umgebung aber hat plötzlich erkannt und begriffen, daß es sich um anderes handelt als um eine noch so spannende Erzählung! Daß zwischen dem Manne am Pult und zwischen der Frau am Stickrahmen etwas Außergewöhnliches vorgeht... Niemand wagt öffentlich Kenntnis davon zu nehmen. Alle schauen sie weg, alle tun, als merkten sie nichts. Keiner stößt den Nachbarn an, keiner macht das leiseste Zeichen. Und doch sind sie alle eins in der fieberhaften Erregung und Spannung, obwohl die Frauen und Fräulein auf Tod und Leben sticken und lauter falsche Stiche machen, obwohl die Edelknechte an der Tür wie Steinbilder stehen, obwohl das Priesterpaar, Herr Ubald und Herr Gotram, die Augen niedergeschlagen hält und kaum zu atmen wagt.

Der Blitzfunke geheimen Verständnisses hat doch gezündet. Jedermann weiß: es handelt sich um Außerordentliches!

„...Und Nathan, der Prophet, kam als Kläger vor den König und bat um Gerechtigkeit. Es war ein armer Mann, der hatte nur ein einziges Schäflein, das er über alles liebte, mit dem seine Kinder spielten, das seine ganze Habe war. Und es war ein Reicher, der hatte ungezählte Herden. Aber als ein Gast zu ihm kam, reute es ihn, seine Herde anzutasten, und er nahm das Schäflein des Armen und schlachtete es zum Mahl... Da ergrimmte der König und rief: So wahr der Herr lebt, dieser Mann ist ein Kind des Todes!

„Der Prophet aber sprach zu ihm: Der Mann bist du!"

Hat Bartholomäo eben eine Bewegung gemacht? Hat er nach der Gräfin gedeutet? Niemand weiß es so recht zu sagen, denn im selben Augenblicke fuhr ein fahles Licht durch den Saal, und das entfernte Grollen verstärkte sich. Da kann der Schein auch getäuscht haben. Die herzbewegende Stimme des Redners aber fährt fort:

„Und als das Schwert Gottes durch die Seele Davids gedrungen war, da zeigte es sich, aus welchem Stoff ihn der Schöpfer gebildet hatte. Denn er tat, wie es eines wahren Diener Gottes würdig ist. Er warf sich nieder und bekannte

seine Schuld und leugnete nicht und sagte: Ich habe gesündigt vor dem Herrn! Darum sprach ihn auch Nathan los von der Sünde, wie es dem Priester Gottes ziemt. Das heißt, er sprach ihn los von der Sünde, auf daß er nicht der Hölle verfiele — aber die Buße und Sühne mußte David tragen, so wie ein jeder von uns. Unfriede und Streit kam in sein Haus und blieb in seinem Hause. Und das Kind, das Bathseba ihm geboren, mußte sterben, so lieb er's auch hatte, so sehr er auch um Erbarmen schrie. Er mußte bezahlen, bis auf den letzten Heller, was er vor Gott gesündigt hatte. Doch als er dies einsah, als er gutwillig die Buße und Sühne auf sich nahm und sich demütigte unter die starke Hand Gottes, da erhob ihn der Herr und erhöhte ihn. Gerade von Bathseba, die mit ihm gesündigt hatte und mit ihm gestraft war, wurde ihm der herrliche Sohn und Nachfolger geboren, der groß war auf Sion und weise und klug vor dem Herrn und ein König der Könige. Und sein Name hieß Salomo, was verdeutscht lautet Friedenreich."

Wieder hält Bartholomäus ein, denn das Fräulein hat die Uhr, deren Obhut ihr anvertraut war, hastig umgedreht und an das Glöcklein geschlagen. Alle stehen auf, um, wie üblich, den Anbruch einer neuen Stunde zu begrüßen. Dabei fällt allen ein, daß Fräulein Richilde schon einmal ihres Amtes waltete, während der Magister sprach. Aber ob man dabei gebetet hat, oder ob es in der allgemeinen Spannung vergessen wurde, das kann sich keiner erinnern. Auch die Herren Ubald und Gotram nicht, ja selbst die erlauchte Gräfin nicht.

Diese ist aufgestanden mit allen, um zu beten. Und nun bleibt sie stehen, während ihre goldbraunen Augen, die männiglich sehen könnte, wenn irgend jemand wagte, nach ihr zu blicken, unausgesetzt auf den Sohn schauen. Und weil sie stehen bleibt, ist auch niemand vom Gesinde so dreist, sich zu setzen. Bartholomäus hat deshalb eine Gemeinde von lauter Menschen, die aufrecht vor ihm sind wie die Leute in der Kirche, wo das Evangelium verlesen wird. Er sieht aber die Menge nicht, er sieht nichts und niemand als seine Pflegemutter und ihre Augen. Und während sich seine zwingenden Blicke in die ihren bohren, fährt er fort zu reden, als das letzte Amen des Gebetes verklungen ist.

„Und warum, meine Freunde, habe ich euch diese Geschichte erzählt? Warum habe ich aus alten Zeiten dies

Bild gerufen, daß es vor eurer Seele erstehe und Leben gewinne? Um euch für ein paar Stunden zu unterhalten? Um euch erbauliche Dinge zu berichten? Um König Davids Fall und Sühne zu beschreiben? Nein, wahrlich nicht. Dazu wäre mir meine und eure Zeit zu kostbar. Ich habe all das vor eure Augen gebreitet, weil für jeden von uns eine tiefe Lehre und Ermahnung Gottes darinnen liegt. Wir alle, meine Freunde, sind Menschen gleich David. Ja mehr als er. Denn wir sind von Gott so hoch geschätzt, daß er seinen einen eingeborenen Sohn dahingab, auf daß wir durch seinen Tod das ewige Leben hätten. Und deshalb trachtet Satan nach uns, wie er nach David trachtete. Er gönnt uns nicht den Himmel, er gönnt uns nicht die Freundschaft Gottes. Er neidet uns unseren Vorzug.

„Darum lauert er uns auf und stellt uns Fallen und fängt uns, genau wie David, an unserer schwachen Seite. Sind wir tugendhaft und wandeln wir auf Gottes Wegen wie David, so flüstert er uns ein und raunt uns zu, gerade wie er's bei David machte: Alles, was ihr tut, ist gut und Gott wohlgefällig! Ihr seid ja auf dem rechten Pfade! Ihr seid ja die Erkorenen des Herrn, deshalb könnt ihr tun, was ihr wollt, es ist immer recht getan! Ja, also redet Satan zu den Frommen und Guten und macht sie selbstgefällig und selbstgerecht und leitet sie an, zu werden, wie er war, als er sich vermaß, auf seine eigene Gerechtigkeit und seinen eigenen Willen hin einen neuen Himmel zu erschaffen... und darnach fand, daß er in die Hölle geraten war."

Wieder schweigt die eindringliche Stimme. Wieder fährt ein fahler Blitz durch die Schwüle und das lastende Dunkel. Der Donner rollt nahe und laut. Die Burg erbebt unter seinem ehernen Klange. Draußen aber, in den Wipfeln der schwarzen Tannen und Fichten, die ihre Mauer umdrängen, wühlt der Sturm in kurzen heftigen Stößen. Einzelne Regentropfen klatschten wider die bunten Fenster, von deren Pracht nichts mehr zu sehen ist. Nur das bleiche durchscheinende Bild des Gekreuzigten ist noch hell und schimmert gerade neben Isentruds Hochsitz.

Sie aber starrt auf den Pflegesohn, den sie als Kindlein aufnahm, den sie lehrte und den sie seither geleitet hatte wie einen unmündigen Knaben. Nun ist er ihrer Zucht entwachsen; seine hohe kraftvolle Gestalt erhebt sich ihr gegenüber in reifer Männlichkeit, die geweihte Priesterhand hoch erhoben.

Deutet er auf sie? Meint er die andern? Weist er auf die ganze Welt hin und ihre Sünden?... Wer kann die Gebärde erklären, indessen ihm die Worte über die Lippen sprudeln?

„Ja, in der Hölle fand sich Luzifer, als er wähnte, einen Himmel gefunden zu haben. Und warum? Weil er Gott verließ! Weil er sich ein Dasein dachte ohne Gott, den Geber alles Lebens, den Schöpfer und Erhalter irdischer und himmlischer Dinge, weil er die ewigen Gesetze des Allmächtigen nicht achtete, die für jeden gleich sind, ob er fromm oder unfromm, hoch oder nieder ist. Du sollst recht tun! Du sollst dein eigenes Ich nicht befragen, noch dein schwaches Herz, noch deine eigene Vortrefflichkeit, wie hoch sie auch sei! Du sollst messen mit dem Maße der Gerechtigkeit, mit dem du selbst gemessen zu sein wünschest! Aber das war Satan nicht recht und genehm, er wollte sein eigenes Ich in die Vorhand stellen, und da ward ihm die ewige Verdammnis. Denn er vermeinte Gott nicht nötig zu haben... wo Gott nicht ist, da ist aber die Hölle."

Ein neuer Blitz, diesmal rot wie Höllenfeuer, glüht durch den Saal und gleich dahinter brüllt der Donner mit Löwenstimme. Die Burg erdröhnt in ihren Grundfesten. Das Wetterglöcklein auf der Kapelle fängt an zu bimmeln und zu klagen und zu beschwören... Herr hilf, Herr hilf, Herr hilf!

„Jesus, Maria und Joseph!" wimmern die geängsteten Frauen und Fräulein und drängen sich aneinander wie verscheuchte Küchlein. Herr Ubald und Herr Gotram bekreuzen sich ohne Aufhören und drücken sich an die Wand, sogar die Edelknechte und Reisigen fassen nach dem Geweihten, das sie zum Schutz im Busen tragen.

Isentrud und Bartholomäus aber ahnen nichts, merken nichts, fühlen nichts. Sie sehen nur einander, und ein jedes von ihnen liest in der Seele des anderen, die auf einen Augenblick nackt und bloß vor dem Freundesauge daliegt... Sie stehen und starren einander an und regen sich nicht.

Da... ein erneuter Feuerschein glührot im Saal. Ein Schwefelgeruch, ein kurzer, heiserer Krach...

„Jesus, Maria, Joseph!"

Trara... trararara... ertönt der Hornruf des Turmwächters.

Ein Prasseln und Zischen irgendwo.

„Feuerjo, Feuerjo, Feuerjo!“ kreischt es im Hof und in den Hallen und Sälen.

Immer röter wird der Schein.

„Feuerjo, Feuerjo, Feuerjo!... Tratrarara... Hilfe, Hilfe!“

So gellt's dazwischen.

Bartholomäus und Isentrud, plötzlich der Wirklichkeit zurückgegeben, finden sich im Burghofe von einer entsetzten kopflosen Menge umringt, indessen aus dem Dache des Hauptgebäudes die Flammen schlagen.

Und wieder ein roter Schein und wieder ein Krach.

„Jesus... Jesus... Jesus... die Welt geht unter! Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns! Heiliger Michael, hilf!“

So kreischt und schreit und dröhnt und wimmert es, indessen unaufhörlich das Wetterglöcklein bimmelt und der Wächter vom Turme bläst.

„Ruh! An die Eimer! Wasser geschöpft! Kette bilden.“

Wer hat das gerufen? Es muß wohl der Magister gewesen sein, denn er steht kerzengerade, wie ein Feldherr, am Schloßbrunnen und winkt. Die Gräfin aber steht neben ihm, hat die Aermel hochgewunden und zieht mit aller Macht schon den ersten Eimer herauf.

„Alle an die Eimer! Kette bilden!“ befiehlt Bartholomäo abermals.

Und während die beschämten Knechte und Reisigen hastig die Herrin ablösen, tut Gott das Seinige. Wassergüsse strömen plötzlich losgelassen vom Himmel hernieder und zischen und prasseln in die Glut hinein, der nun auch von anderer Seite zu Leibe gegangen wird...

∞∞∞

Nach zwei Stunden ist alles vorüber. Das Wetter ist fern im Osten verschwunden und am Westhimmel scheint die sinkende Sonne so friedlich über rauchende Balken und angesengte Dächer, als hätte nie ein Blitz gezündet, nie ein Unwetter gewütet. Es ist gnädig abgegangen. Nur das Dach des Hauptgebäudes hat gelitten, die unteren Räume sind geborgen. Gott war barmherzig.

Also sagt auch Isentrud zu ihrem Gesinde, nachdem sie alle in der Schloßkapelle den schuldigen Dank verrichtet haben, daß Gott die Burg verschonte. Ihm sei Lob und Preis und Dank in Ewigkeit! Amen.

Nachher sorgt die umsichtige Schloßfrau aber auch für das leibliche Wohl und die Ergötzung ihrer Untergebenen. Ein besonders gutes Mahl wird ihnen gerichtet, vom besten Weine dazu gegeben. Sie sollen den Lohn empfangen, daß sie tapfer geholfen haben, nachdem der erste Schrecken überwunden war.

„Wär' nicht übel, wenn wir hinter unserer Gestrengen zurückblieben wären!" murmeln die Mannen untereinander. „Sie hat ja mitgeholfen wie unsereiner."

Und dann blicken sie Bartholomäum nach, der weggeht, um Ruß und Staub abzuwaschen und seine versengten Kleider umzutauschen, und meinen, sie hätten nie gedacht, daß aus dem blöden Magisterlein solch ein Mann würde.

Ganz tief steht die Sonne. Nur noch letzter glührotter Schimmer gleißt ins Turmgemach hinein, wo Isentrud und Bartholomäum beisammen sitzen, müde zum Umsinken und doch nicht ruhebedürftig. Sie sind froh, beieinander zu sein, und doch scheu voreinander. Stolz eines aufs andere, und auch wiederum beschämt. Unruhig, und doch geruhig. Es ist mit ihnen wie bei der See, wenn ein Unwetter vorüber ist und die Wogen sich doch nicht glätten können, sondern immerzu hin und her gehen, weil neue, drohende Stürme sie ahnungsvoll durchbeben und ihre Gewässer nicht zum Frieden kommen lassen...

Draußen liegen die Tannenwipfel beinahe an den Fenstern, man kann schier ihre Aeste berühren, von denen es immer noch tropft und rieselt im letzten Gerinnsel der abfließenden Regenfülle. Die Luft weht kühl und würzig, das eintönige, nimmerrastende, so heimlich traute Klappern des Mühlrades tönt herauf.

Da sagt Isentrud mit einem Male, wie aus Träumen erwachend:

„Weißt du noch, mein Sohn, wie es war, als ich dich das erstemal sah?"

„Wohl weiß ich's noch, Frau Pate! Ich war bang vor dir, und dann sah ich, daß du weintest."

„Und dann hast du mit deiner Kinderhand mir die Tränen abgewischt. Das hab' ich dir nie vergessen, mein Bartholomäus, denn das hat vor dir noch nie jemand getan."

„Oh...?!" Der Magister blickt die stolze Frau an, die so demütig redet.

Sie aber schüttelt das verschleierte Haupt. „Nein, es

hat mich nie jemand getröstet, wenn ich weinte," sagt sie ganz ruhig, „weil's niemanden der Mühe wert gewesen ist. Weil sie alle dachten: sie ist ja die Herrin, hat Land und Gut und Leute, da bedarf sie keines Trostes. Wer reich ist, der ist auch glücklich. Meine Tränen schienen jedem nur Heuchelei... meinem Gemahl am meisten!"

„Oh...!" Bartholomäus kann wieder nichts sagen. Es dämmert ihm nur leise auf, daß Isentrud wohl mehr gelitten haben muß, als er dachte.

Sie aber blickt gar nicht nach ihm, sondern schaut zum Fenster hin; man sollte meinen, sie spräche mit den rosig-goldenen Wölklein, die am Westhimmel ihre Pracht ausdehnen.

„Ach, wie viel hab' ich geweint, wenn ich als Mägdlein hier im Turmzimmer saß und der furchtbaren Erbschaft irdischer Macht gedachte, die mein Herr Vater mir hinterließ! Wie wollt' ich alles gut machen, wie sollten alle meine Untertanen Recht und Gerechtigkeit haben und Brot und Korn!... Ich war damals noch so schwach, so jung, so hilflos.... Ich wollt' ja alles tun... nur hätt' ich's gern gehabt, daß einer, nur ein einziger mich lieb gehabt hätte."

Warum tut Bartholomäus das Herz plötzlich so furchtbar weh? Warum überkommt's ihn, daß er schier vermeint, das traurige Mägdlein zu sehen? Warum zieht's ihn, daß er sich plötzlich ein Schemelchen nimmt und sich zu Isentruds Füßen hinsetzt, wie er als Bub gesessen hat?

„Frau Mutter..." murmelt er ganz verschämt.

Sie aber streicht ihm ein wenig linkisch und scheu über das dunkle wellige Haar, in dessen Mitte die Tonsur so hell erglänzt. Sie tat immer scheu und linkisch, wenn sie versuchte, zärtlich zu sein... sie konnt's nie recht... jetzt fängt er an zu begreifen, warum!

„Weißt du noch, Bartholomäus," sagt sie ganz unvermittelt, „wie oft ich dir die Geschichte von Anna, der Mutter Samuelis, erzählen mußt', als du ein kleiner Bub warst?"

„Ich weiß schon. Es war aber auch gar zu schön! Ich konnt's nie leid werden, von ihr zu hören, die so lange ohne Sohn war und so heiß darum bat und endlich so wunderbar erhört ward. Du hast's auch immer so schön erzählt, Frau Pate."

„Kein Wunder, es kam mir aus dem eigenen Herzen! Und wenn ich dich ansah, war ich Anna und du mein Samuel, mein Gottgeschenkter!"

„Ich ... ach, ich bin doch kein Samuel?"

„Du kannst einer werden!"

Abermals schweigen Mutter und Sohn. Es ist ihnen plötzlich etwas gekommen, das sie sagen möchten, aber sie fühlen, noch ist's nicht an der Zeit dafür.

Die Abendwölkchen am Himmel werden immer röter, indessen das Firmament zu dunkeln beginnt. Es ist das letzte Ausglühen des Tages.

Isentrud blickt wieder hin.

„Ja, ja," murmelt sie eintönig, und es ist, als ob ihre so gut beherrschte Stimme allen Klang verloren hätte. „Ja, ja ... ich hab' auch einmal gehofft, wie jedes Mägdlein, wie meine letzte Hörige, von dem Manne freundlich angesehen zu werden, der mir zum Gemahle bestimmt war ... ja, ja ... er hat's aber nicht für gut befunden ... ich war ihm zu wüst . . ."

„Du bist doch nicht wüst!" meint der Magister verblüfft, und vermundert sich im stillen ganz ungemein, daß eine, die so weit in der Erkenntnis aller Dinge voranschritt, an solche Eitelkeit denken mag. Er ist eben ein Mann.

Isentrud aber steht plötzlich auf, als fasse sie einen großen Entschluß, und riegelt hastig die Tür ab. Alsdann zieht sie langsam die Schleier vom Haupt, einen nach dem anderen.

„Da sieh hin!" sagt sie kurz.

Glatt abgeschnitten, wie es einer Witwe ziemt, liegt ihr Haar in kleinen festen Ringeln um den Kopf. Sie blickt drein wie eine jener Büsten römischer Imperatoren, die man aus der Erde gegraben hat, stolz und kühn und fest mit edler Haltung und würdevollem Ausdruck — aber ihr Haar ist rot, flammend rot, brennend rot!

„Verstehst du nun, warum Heinrich am Tage der Hochzeit, da ich unversehens hinter dem Wandvorhange stand und er mit seinen Gefreunden und Gespusen scherzte, von mir sagte: Die Füchsin taucht nicht zum Löwen! Rotes Haar und Galgenholz wachsen auf demselben Boden! ... Ha, wie seine Gesippen da lachten und wie alles ihm nachschrie: Rotes Haar und Galgenholz wachsen auf demselben Boden! Da war mir's, als ob mein Herz bräche und zu Eis erstarrte ... denn ... denn ... ich hatte Heinrich lieb! Sehr lieb! Und ich hatte gehofft, daß er wenigstens einmal ein gutes Wort für mich haben möcht'! Daß er, und er allein von allen Menschen etwas anderes in mir säh',

als den Geldsack und die Urkund' über Land und Herrschaft auf zwei Füßen!"

Es ist gut, daß die Dämmerung anfängt ihre sanften Schleier auszubreiten, denn nur unter diesem Schutze hatte Isentrud alles so heraussagen können. Jetzt aber sinkt sie in den Sessel zurück und birgt schamhaft das Antlitz in den Händen. Sie hat sich beinahe erniedrigt ... und doch mußte es sein. Es mußte sein!

Bartholomäus ist zwar manches unbegreiflich in ihrem Leid. Er hatte sie so hoch über Kleinigkeiten gewähnt! Doch versteht er, daß sie leidet, daß sie gelitten hat, daß man sehr ungerecht und hart gegen sie gewesen ist. Und da wird's ihm wie dazumal, als er entdeckte, daß der Schatten, der in Vaters Haus kam, eine Frau war und daß die Frau weinte.

Er steht ganz klein und demütig neben dem Stuhl Isentruds und streckt die Hand aus, als ob er ihr verachtetes Haar streicheln wollt'. Natürlich wagt er's nicht. Nur ganz aus der Ferne macht er die liebevolle Gebärde und sagt dabei aus aufrichtigem Herzen:

„Dein Haar ist schön, dein Haar ist wie das Abendrot dort am Himmel."

Hätte Isentrud lächeln können, so würde sie es jetzt getan haben. Aber so kann sie nur leise mit der Hand abwehren und hastig und eilfertig alle Stirnbinden und Hüllen und Schleier wiederum über die roten kurzgeschorenen Ringel drehen. Dann schiebt sie den Riegel zurück und ruft hinaus um Licht.

Fräulein Alix, die im Vorgemache zu warten hat, bringt eine Oellampe auf hohem Stiele, die sie behutsam auf den Tisch hinsetzt.

„Hast du noch einen Befehl, erlauchte Gräfin?" fragt sie dabei.

„Nein. Du kannst gehen und mit den anderen Frauen und Fräulein den Schlafsaal aufsuchen. Ich habe noch hier zu bleiben. Wartet nicht auf mich. Wenn ihr müde seid, legt euch hin."

„Wie du sagst, erlauchte Frau!"

Alix huscht hinweg, sehr froh, auf ein Stündchen mit den Gefährtinnen plaudern und scherzen zu können, ehe die Ruhe der Nacht eintritt.

Ihre Herrin aber setzt sich im Sessel zurecht und beginnt weiterzureden.

„In jener Stunde, da ich erfuhr, daß ich für Heinrich nur ein verachtetes Geschöpf war, eine böse und üble Zugabe zu meinen Ländern, da ging eine schwere Versuchung in mir auf. Ich war ja noch so jung! Und ich war ja noch so wenig geschult in den Leidenswegen Gottes! Statt dem Herrn zu danken, daß ich verachtet war und die Schmach zu tragen hatte, wie sein lieber Sohn, begehrte mein Herz auf, grollte mit dem Allmächtigen, und finstere Gedanken stiegen in meiner Seele auf. Ich wollt' mich an Heinrich rächen! Ich wollt' alle möglichen weltlichen Mittel ergreifen, um ihn fühlen zu lassen, wie seine Verschmähte brennen und sengen könne, und ihm heimzahlen, was er an ihr getan! Aber da ich ganz vernichtet und zerknirscht am Boden meiner Schlafkammer lag und mein rotes Haar raufte und mich und Heinrich verwünschte, da war mir's, als ob eine Stimme in meinem Ohr unaufhörlich sagte: Nimm und lies! Nimm und lies! Endlich stand ich auf und ging zum Tische, wo mein Evangelienbuch lag. Ach, es gehörte ja auch zu Heinrichs Verachtung, daß ich lesen und schreiben konnte wie ein Mönch! Wie oft hat er darüber gespottet! Nun, ich wollt' mir die verachtete Kunst zu nutz' machen. Und da schlug ich aufs Geratewohl das heilige Buch auf. Das erste, worauf meine Augen fielen, waren die Worte unseres Herrn am Kreuze: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun! Und das Zweite, was ich aufschlug, waren die Worte: Es wird keiner gekrönt, er kämpfe denn recht! Da wußt' ich, was ich zu tun hatte, und die Nacht vor meiner Hochzeit verlief im Gebet."

Isentrud schöpft tief Atem und hält mit Reden inne, auf eine kurze Weile.

„Frau Pate, du warst groß und Gott wohlgefällig in diesem Augenblick!" sagt Bartholomäus und blickt sie ehrfürchtig an.

„Meinst du?" erwidert sie in seltsamem Tone. „Nun, jedenfalls kann ich dir sagen, daß ich am anderen Tag ein doppeltes, ja ein dreifaches Gelöbnis vor dem Altar ablegte. Nicht nur schwur ich Heinrich die ewige Treu', nein, ich schwur auch, ihn, soweit es in meinen Kräften stand, vor allen Uebeln zu schützen, ihn Gott zuzuführen, ihm Lenkerin zur ewigen Seligkeit zu sein. Und nicht nur ihm schwur ich an dem Morgen die Treue, auch meinen Untertanen und Anbefohlenen schwur ich sie. Gott möge mich verderben, wenn ich ihnen, bis zum letzten, nicht Mutter und Helferin

und Schützerin sein würde! Wenn ich nicht alle Gelegenheit zur Sünde von den Schwachen nähme, alle Hilfe den Armen und Elenden angedeihen ließe und unnachsichtlich alles Böse strafte und vertilgte!"

„Das war ein guter Schwur," sagt Bartholomäus.

„Meinst du?" fragte die Gräfin abermals. Dann zieht sie an dem Docht der Lampe, die schlecht brennt und geht zum Fenster und blickt nach den dunklen Tannenwipfeln, über die sachte ein Mondschimmer gleitet, als das Nachtgestirn hinter der Burg zur Höhe geht. Alle Zinnen und Giebel der Gebäude liegen abgezeichnet über der schwarzen Fülle, die sich den Berg hinabzieht. Und immer und immerdar klappert das Mühlrad aus dem Tale, man hört das Rauschen der Gewässer.

Isentrud aber setzt sich wieder hin und fährt fort zu reden:

„Heinrich war wohl erstaunt, als er in der Brautkammer eine andere fand, als er dachte. Nicht ein bebendes Mägdlein, nicht ein weinendes Geschöpf, das darum flehte, trotz seines roten Haares in Gnaden aufgenommen zu sein. Nein, sondern eine von Gottes Gnade Berührte, die ihm sagte, daß sie alle seine Gedanken kenne. Die ihm von Gott sprach und von dem, was christlichen Eheleuten zukommt, die ihn zur Nachfolge Christi ermahnte. Bartholomäus, ich hab' in jener Nacht gebetet und geredet, daß ich noch staune! Es kam nicht von mir, es kam von Höherem! Und obwohl ich der ehelichen Pflicht mich nicht weigerte, bestand ich doch darauf, daß gleich wie bei Tobias und seinem Gemahl drei Tage des Gebetes und der Enthaltsamkeit zwischen uns lägen."

„Hat er's getan, Mutter?" wirft Bartholomäus atemlos ein.

„Er tat's ... nun, es war ihm nicht so eilig! Er hatte ja mein Land und mein Gut!" kommt die müde trostlose Antwort. „Und von jener Zeit an begann der Kampf, den ich mit dem Teufel um seine Seele kämpfte. Ich tat, was ich konnte. Ich schonte weder meiner, noch der anderen, ich ward, wie ich gelobt, eine Mutter und Schützerin der Schwachen, eine strenge Richterin der Bösen, ich betete, büßte und fastete ... es hat nichts geholfen!"

Die stolze Frau legt ihre Stirne wider die Lehne des Sessels und stöhnt aus tiefstem Herzen.

Ihr Pflegesohn steht ratlos dabei. Er ist eben ein Mann und da begreift er nicht, warum all ihre Tugend, all

ihr Kämpfen und Ringen so gar keinen Erfolg gehabt hat. Er wird nur böse auf Graf Heinrich, und immer fester wächst in ihm die Zuversicht, daß es mit den Leuten des Haldenhofes wohl eine sehr traurige Bewandtnis habe, daß alles aber lediglich auf einem furchtbaren Mißverständnis beruhe.

„Du hast immer das Beste gewollt, Frau Pate," sagt er langsam und bedächtig.

Wieder geht ein schwacher Versuch über ihr Gesicht zum Lächeln und wieder mißlingt's. Sie wartet einen Augenblick und starrt vor sich hin.

Der Mond hat mittlerweile ein Eckchen des Gemaches erobert. Bleich und licht wirft er seinen Strahl durch das Fenster hinter Isentrud, so daß ein Viertel des Turmzimmers ganz hell erleuchtet ist. Im übrigen Raume schwimmt und flimmert und düstert das rötliche schwache Licht des Lämpleins, das alle Ecken und Erker in schwarzer Nacht läßt. Sein Schein wirft einen Glimmer um der Gräfin Haupt, auf Bartholomäi Stirn, sonst verschwimmt alles in ungewissem Schattenweben.

In diesem sonderbaren Doppellicht und Dämmern erhebt sich Isentruds Stimme zu tiefeindringlichem Tone, als sie plötzlich fragt:

„Und nun sage mir, mein Sohn, was hast du mir künden wollen in der Predigt, die du heut' nachmittag gehalten hast?"

Bartholomäus schweigt einige Sekunden auf diese große gewaltige Frage, die ihn jählings trifft, obwohl er sie doch erwartete.

Dann kniet er vor der Pflegemutter nieder und legt die Arme kreuzweise auf ihre Knie, wie er als Bube tat, wenn er ihr etwas anzuvertrauen hatte.

„Am liebsten spräche ich also und in dieser Stellung," sagt er mit bebender Stimme. Und er steht dann auf. „Aber weil ich nicht nur als Sohn, sondern auch als Priester reden muß, der für die Schäflein seiner anvertrauten Herde einzustehen hat, der durch die siebenfache Weihe in aller Unwürdigkeit doch zum gesalbten Diener Gottes wurde .... deshalb rede ich stehend und sage, was ich muß!"

„Sprich, mein hochwürdiger Sohn!" antwortet Isentrud und neigt das Haupt.

Und dann redet Bartholomäus...

Beinahe graut schon der Morgen am erblassenden Nachthimmel, als der Priester und Seelsorger, der Sohn und

Gewissensmahner zu Ende ist. So tief, so innig, so warm und so ernst, so bittend und so flehend, so nachdrücklich und überzeugend hat er gesprochen!

Und immer hat die unbewegliche Gestalt auf dem Sessel vor ihm gesessen und kein Wort dazwischen geworfen. Ein paarmal ist sie zusammengezuckt, wenn irgendein Wort ihr nahe zu gehen schien. Aber sonst hat sie keinerlei Zeichen gegeben.

Den Arm auf den Tisch gestützt, die Augen mit der Hand beschattend, hat sie nur unaufhörlich in Bartholomäi Antlitz gelesen und studiert. Aber kein Wort und keine Gebärde hat gesagt, was sie denkt oder empfindet.

Nun ist er am Ende und läßt sich, todesmatt und erschöpft, doch voller Spannung auf einen Stuhl fallen.

„Gib Antwort, Mutter!" sagt er und wischt sich die Stirne.

Da steht Isentrud auf, ganz langsam und bedächtig. Ihr Antlitz scheint beim ersterbenden Licht des Lämpleins und bei dem hereinblickenden grauen Tag unheimlich blaß, ja gespenstisch. Die Wimpern sind wie immer niedergeschlagen, kein Zucken kündet an, was sie denkt. Auch ihre Stimme klingt vollständig unbewegt, obwohl Bartholomäus mit zitternder Erwartung einen milden, gütigen Ton darin zu finden sucht.

„Ich werde alles prüfen und überlegen, was du gesagt hast, mein Sohn. Einstweilen kann ich dir keinen anderen Bescheid geben."

Damit ist sie plötzlich hinausgeglitten, wie ein schwarzes Schemen.

Der Magister ist allein. Das Lämplein zuckt noch einmal auf und erlischt. Stockfinstere Nacht umgibt ihn, nur von den mattgrauen Fensterlucken unterbrochen.

„Sie hat's doch verstanden! Sie kommt doch zur Einsicht! Alles wird gut werden!" murmelt er vor sich hin mit erleichtertem Herzen. Dann tappt er sich nach seinem Gemache, wo er noch auf zwei oder drei Stunden dem tiefen Schlafe vollständiger Erschöpfung verfällt.

11

Ein Tag vergeht und noch einer.

Es war Montag abend, als Bartholomäus in Gey-

ersperg einritt. Am Dienstag hat der Blitz gezündet, am Dienstag zur Nacht hat der Magister mit seiner Pflegemutter gesprochen, wie er es sich vornahm, mit ihr zu reden — und immer noch ist keinerlei Aenderung in ihrem Benehmen eingetreten. Immer noch hat sie mit keiner Silbe eine Antwort auf alle Fragen gegeben, die in seinem Herzen stürmen.

Bischof Landos Besuch ist aufgeschoben worden. Der Hochwürdigste Herr wurde nach anderen Orten berufen, meldeten die Boten, er könne erst später den Wünschen der Gräfin Folge leisten.

War daran die Reiherbeize bei dem Grafen Saalburg schuld, oder...? Bartholomäus wehrt jeden aufsteigenden Verdacht ab. Warum sollte ihn denn Isentrud so aufs Geratewohl haben kommen lassen? Nein, es muß so sein, daß der Bischof nach Geyersbrunn wollte, aber durch unaufschiebbare Geschäfte wieder gehindert ward.

Nun bricht der Freitag an, und die Zeit rückt näher, wo der Pfarrherr von Wolfsweiler seinen Pflichten obliegen muß. Wenn er keine Antwort von der Pflegemutter bekommt, bleibt ihm nichts übrig, als morgen mit dem frühesten abzureiten, damit seine Pfarrkinder nicht um die Gelegenheit zur samstäglichen Beicht kommen. Vorher wird er natürlich noch einmal bei der Gräfin anfragen, was sie in der schweren Angelegenheit zu tun gedenke. Ob er aber eine andere Erwiderung erhält, als die, mit der ihn Isentrud gestern und vorgestern abfertigte: Laß mir Zeit, ich will es erwägen! das ist fraglich. Schließlich wird es ihm vielleicht wohl tun, sich in Geduld zu fassen und abzuwarten, wie die Gnade Gottes im Herzen der Mutter arbeitet. Denn daß es Isentrud nicht leicht würde, einen so schweren Fehl einzugestehen, das kann er sich denken.

Nachdenklich lehnt er an dem Fenster seiner Kammer, wohin er sich nach der heiligen Messe zurückgezogen hat. Da es heute der Tag ist, an dem unser Herr und Heiland für uns elende Sünder am Kreuz die Buße zahlte, hat Bartholomäus kein Frühmahl genommen, ebensowenig wie Isentrud und ihr Gesinde. Ein Stück rauhen Brotes und ein Schluck Wassers hat genügt, um des Leibes Notdurft zu befriedigen. Er starrt hinaus auf die wogenden Tannenwipfel und die gekreuzten Täler. Droben auf dem Dach des Hauptgebäudes aber klingen und klopfen die Hämmer

und Werkzeuge der Arbeitsleute, die den Schaden des Blitzes bessern.

Wie sind eigentlich die beiden letzten Tage verlaufen? O, ganz einfach, mit lauter alltäglichen Dingen. Bartholomäus hat seine geistlichen Pflichten erfüllt, hat der Pflegemutter im Pilgerhaus geholfen, wo der Steinmetz Gottlieb noch schwer krank darnieder liegt. Er hat sich mit Herrn Ubald und Herrn Gotram mildiglich unterhalten, er hat solchen vom Gesinde, die Verlangen darnach trugen, das Sakrament der Buße gespendet und ihr Sündenbekenntnis angehört. Ja, er hat versucht, so gut es gehen wollte, den verscheuchten jungen Kaplan, Eginolf genannt, an sich zu locken, ihm Lebensmut zuzusprechen und die Furcht zu bannen, die der angstvolle Jüngling vor dem Magister liberalium artium hatte. Kurz, dieser hat getan, was zu tun war, um seine Mußestunden auszufüllen. Aber sein Herz war nicht zufrieden; es hungert und dürstet nach besserer Arbeit, nach wirklichen Taten, es verlangt nach dem Eckchen vom Weinberge Gottes zurück, der ihm vom Herrn anvertraut ist.

Jetzt erst, da er zum ersten Male auf einige Zeit von Wolfsweiler getrennt ist, merkt Bartholomäus, daß es ihm ergeht, wie jedem wahren Pfarrherrn, dem die Gemeinde als Braut angetraut wurde, auf daß sie eins seien in Ewigkeit. Er denkt mit Sehnsucht an den Letzten, Schlimmsten, Bösartigsten seiner Herde, er möchte den Rauch der Wolfsweiler Schornsteine wiederum atmen, wenn zu Mittag das Feuer von harzigem Holze auf den Herden brennt. Er möchte Bennos Flöte hören, mit ihrem sanften, unermüdlichen Tirili. Er möchte mit dem Freihofbauern ernste Worte tauschen, die alte Ahne trösten, über Muhme Bertas Besorgnisse lächeln. Und er möchte vor allem zur Halde steigen, um Ilselin, die Braut Christi, zu begrüßen, die ihm der Herr zur Schwester schenkte, die ihm so hohe Offenbarungen vermittelte. Wie lange dehnt sich doch die Zeit der Trennung!

Nein, es geht nicht länger! Heute muß er die Frau Pate um Urlaub bitten, daß er morgen früh heimreiten kann. Wenn sie sich noch zu nichts entschlossen hat wegen seinem Anliegen, so muß sie halt warten, bis er wieder kommt. Inzwischen wird er das heilige Meßopfer täglich in dieser Absicht darbringen, und da soll schon alles gut werden.

Wieviel verspricht er sich nicht von Ilselins Einfluß auf Isentrud! Beinah sieht er schon das liebliche Gottesbräutchen hier auf der finsteren Burg, wo sie natürlich zur Sühne des grausamen Mordes als Tochter gehalten wird. Sonne und Friede wird von ihr ausgehen, alles durchwärmend und erleuchtend, und Isentruds armes verquältes verbittertes Herz wird aufleben unter Ilselins zarter Pflege.

So sinnt und träumt Bartholomäus, über die Brüstung seines Fensters gelehnt. Er hat gänzlich überhört, daß drunten vor dem Schloßtor das wohlbekannte Hornzeichen erscholl, und daß der Pförtner antwortete.

Nun rasselt die Zugbrücke über den Graben.

„Gott zum Gruße, Hochwürdiger!" ruft eine Stimme zu Bartholomäi Fenster hinauf, das nicht weit vom Tore ist.

Er blickt hinunter. Hunolds widriges Gesicht lacht ihm voll scheinheiliger Demut entgegen. „Gott zum Gruße!" wiederholt er.

Bartholomäus entsinnt sich, daß er gestern den Reisigen mit zwei Knechten fortreiten sah. Sie hatten eine geschlossene Sänfte zwischen sich. Vermutlich sollte ein Fräulein abgeholt werden, das für Isentruds Dienste bestimmt war.

Nun sind sie wieder da, haben auch die Sänfte mit, aber sie ist leer.

„Gott zum Gruß!" ruft Bartholomäus gleichgültig herunter und fügt hinzu, um etwas zu sagen, da man gegen jedermann freundlich sein soll: „Habt ihr das Fräulein nicht mitgebracht?"

„Nein, sie ist anderweitig untergekommen!" ruft Hunold zurück und reitet klappernd und dröhnend in das Torgewölbe ein.

Sogar dem zerstreuten Magister fällt es auf, daß der Mensch über alle Maßen unverschämt gegrinst hat.... Was soll das bedeuten? Nun, es wird so sein, daß Hunold, weil er den Tod des Grafen sah, verwöhnt wird und sich alles erlauben darf. Bartholomäus aber kann nicht anders, er muß sich schütteln, als ob ein giftiges Gewürm an ihn herangekrochen sei.

Da pocht es leise an seine Kammertür.

„Herein!" ruft er.

„Im Namen Gottes! Christus zum Gruß!" Mit diesen Worten tritt das treue Paar, Herr Ubald und Herr Gotram, über die Schwelle.

„Gottwillkommen, meine Herren und Freunde! Was

bringt euch zu mir?" fragt Bartholomäus und bietet ihnen die lange Bank zum Sitzen. Beide nehmen nebeneinander feierlich Platz, verschränken die Arme unter dem Gewand und nicken dreimal nachdrucksvoll mit den tonsurierten Häuptern.

„Ja, ja!" sagt Herr Ubald.

„So ist es!" bestätigt Herr Gotram.

Nun sind diese beiden Diener Gottes ja wahrhaftig die Milde und Sanftmut und Geduld in Person, dabei wie Schatten, die sich selber verwischen vor lauter Demut und Bescheidenheit. Aber dumm sind sie nicht. Und wenn sie zu außergewöhnlicher Stunde jemand besuchen, so haben sie ihm etwas zu sagen. Man muß nur ihre Art kennen und sie danach behandeln.

Bartholomäus läßt deshalb einige Augenblicke verstreichen, ohne zu reden, während die beiden an ihren Rosenkränzen spielen und vor sich hinschauen. Dann sagt er plötzlich ganz unvermittelt, als ob Herr Ubald und Herr Gotram die Zeit über unaufhörlich gesprochen hätten:

„Ihr meint also...?"

„Daß du heimgehen sollst, Bartholomäus!" kommt die Antwort mit der Ruhe, als wäre sie der Schluß einer Rede.

„Ich werde heimgehen," sagt er.

„Heute noch!" meint Herr Ubald, und Herr Gotram fügt bei: „Alsogleich!"

Der jüngere Mann ist langsam aufgestanden und blickt die treuen alten Freunde mit seinen zwingenden Augen an.

„Ihr haltet es für besser so?"

„Ja!"

„Könnet ihr mir den Grund sagen?"

Beide legen den Finger an die Lippen.

„Ich vertraue euch und werde tun, wie ihr sagt. Es zog mich schon mit aller Macht heim. Ich werde gleich um Urlaub bitten."

„So ist's recht!" sagen beide nickend.

Bartholomäus aber ergreift ihre Hände. „Ich lebe einer großen Zuversicht, daß alles wunderbar gut und schön wird."

„Möge es Gott so gefallen!" seufzen beide und gleiten dann hinaus, wie zwei treubesorgte gute Schatten.

Der Magister aber geht in das Turmgemach, wo er, und nur er allein, jederzeit freien Zutritt hat.

„Gib mir Urlaub, Frau Pate, auf daß ich heimreite. Meine Herde bedarf des Hirten, der Sonntag naht!" sagt

er. Er wendet sich an Isentrud, die vor dem großen, mit Pergamentrollen und Briefen bedeckten Tische sitzt. Bartholomäo schüttelt sich dabei, denn soeben streifte sein Gewand an Hunolds Kleider, der das Gemach verläßt und einen Katzenbuckel vor dem Hochwürdigen macht.

„Warum hast du dieses widerliche Geschmeiß von einem Menschen um dich, Frau Pate?" entfährt es dem Magister unwillkürlich.

Sie hebt den Kopf mit dem unbewegten Antlitz von der Arbeit.

„Warum ich ihn habe, mein Sohn? Nun... weil er erstlich das Ende meines Gatten gesehen hat..."

„Ob's wahr ist?" wirft der Magister keck lich dazwischen.

Isentrud scheint diese Bemerkung gar nicht gehört zu haben. „Und zweitens halte ich ihn, weil es manchmal sogar im Dienst Gottes Dinge zu tun gibt, die an und für sich weniger gut sind, aber um des löblichen Endes willen getan werden müssen. Schlechtes Werkzeug in guter Hand wirkt oft viel."

„Im Dienste Gottes gibt es kein minder Gutes und kein schlechtes Mittel! Für den Allerreinsten darf nur das Reine gebraucht werden, Mutter!"

Abermals scheint Isentrud nichts gehört zu haben. Sie deutet auf einen Stuhl, daß Bartholomäus sich setze, und sagt dann: „Du willst heimreiten? Ich habe nichts dagegen. Lange genug warst du abwesend, und Lando, unser Bischof, hat ja doch sein Kommen verschoben. Da ist's besser, du kehrst zu den Deinen zurück."

„Ich danke dir, Mutter! Darf ich gleich fort?"

„Nach dem Fastenimbiß kannst du fort. Willst du Rolf mitnehmen?"

„Wozu? Ich kenne Weg und Steg. Der Braune kann so lange im Stall des Freihofbauern stehen, bis ich ihn rücksenden kann."

„Du brauchst ihn nicht rückzusenden, ich schenke dir das Pferd. Du mußt ein Reittier haben, wenn du mich besuchen willst, und ich hoffe, daß du von nun an öfters kommen wirst."

„Wie gern, Frau Pate, wenn ich darf! Du hast's aber zu Anfang nicht gewollt."

„Nein, mein Sohn, weil ich dich zuerst allein in die Arbeit senden wollte. Du mußtest lernen, was es heißt, auf eigenen Füßen stehen."

„Wie klug, wie gütig von dir!“

Isentrud wehrt mit der Hand ab. „Kein Lob, ich verdiene keins, es war meine Pflicht, so wie bei Anna, der Mutter Samuelis, als sie ihren Sohn in den Tempel gab. Dem Herrn habe ich dich geweiht, des Herrn bist du. Nur aus der Ferne darf ich für dich beten und sorgen und alle Giftkräuter ausreißen, die auf deinem Pfade wachsen ...“

Die Gräfin hält plötzlich inne. Sie hat augenscheinlich mehr gesagt als sie wollte. Ihr Pflegesohn aber stutzt und fragt: „Was meinst du damit, Mutter?“

Kann's möglich sein, daß eine Isentrud auf einen Augenblick befangen wird? Es scheint fast so, denn tiefe Röte steigt ihr in die Stirn, soweit man davon unter den Kopfbinden sehen kann, und ihre Stimme zittert leise, als sie antwortet:

„Ich wollt' dir's im Grund nicht sagen, nun kannst du's aber doch wissen. Ich hatte eine besondere Ursach', dich vom Seminario wegzutun und in das einsame Gebirgsdorf unter rauhe ungelehrte Bauern zu senden. Nun, wo du so wacker durch die Prüfung hindurchgegangen bist, sollst du wissen, daß ich anfing, um dein Seelenheil besorgt zu werden. Allzuviel und allzuleicht hattest du an Wissen und an Gelehrsamkeit in dich aufgenommen. Deine Obern rühmten dich, deine Mitschüler blickten halb mit Neid, halb mit Bewunderung auf dich. Da liefst du Gefahr, in Eitelkeit zu versinken und dich auf dein irdisches Können zu verlassen, anstatt allein auf die Gnade Gottes. Darum tat ich dich weg von der hohen Schule, um zu erproben, ob du auch standhieltest in der niedrigen Arbeit gemeiner Seelsorge unter Unwissenden und Böswilligen. Du hast die Probe bestanden, mein Sohn. Deo gratias!“

Sie faltet die Hände und blickt mit verklärten Augen nach dem Kruzifix an der Wand.

Bartholomäus ist aufs tiefste erschüttert.

„So weise und christlich hast du für mich gedacht und an mir gehandelt? O Mutter, wie beschämst du mich! Ja, ich glaub's gern, ich wär ein eitler Tor geworden, aufgeblasen in Gelehrsamkeit und nichtigen Dingen und hätte das eine versäumt, das wahrhaft not tut. Ich danke dir, ich danke dir! Wenn du auch nicht die Mutter meines Leibes bist, so bist du doch die Mutter meiner Seele, einmal durch das Patenband, das mich dir in der heiligen Taufe gab, und dann durch die wahrhaft mütterliche Sorge, die mich

bis zuletzt schützt und leitet und umgibt. Ewig bin ich dir verbunden!"

Und der junge Pfarrherr kniet vor Isentrud und küßt ihre Hände. Ueber sein gesenktes Haupt hinweg gleitet ihr Blick nach dem Kruzifix, unaufhörlich hauchen ihre Lippen ein „Deo gratias!"

Dann aber versteinert sich ihr Antlitz mit eins, das noch vor einer Sekunde den Ausdruck der glücklichen Mutter trug, als ihr Sohn nach kurzem Schweigen sagt:

„Und nun wirst du mir, eh' ich abreise, doch wohl sagen, wie du es zu halten gedenkst mit Ilselin von der Halde und mit dem traurigen Schicksal ihrer Eltern, die um schnöder Verleumdung willen so bittern Tod fanden und noch im Grab beschimpft und gebrandmarkt sind. Willst du mich beauftragen, das Verfahren einzuleiten, das ihnen die Ehre wiedergibt? Wie soll alles geschehen?"

Bartholomäus zuckt bei diesen Worten zusammen. Denn die Hand, vorher so warm und weich, die auf seinem Haupte ruhte, wird plötzlich steif und kalt, daß ihre Berührung seine Schläfe unheimlich streift.

Er erhebt sich und blickt Isentrud an. Sie ist sehr blaß, ihr Gesicht ist starr. Aber das ist sie ja immer! Noch einmal schöpft er Hoffnung, denn sie sagt als Erwiderung:

„Wie oft muß ich dir wiederholen, daß du mir Zeit lassen sollst! Derlei wichtige Dinge müssen reiflich überlegt werden. So wenig ich damals aus Uebereilung handelte, so wenig kann ich heute in aller Eile widerrufen, was ich tat und für gut befand. Dazu müssen viele Zeugen kommen und ein anderes Gericht gehalten werden, als du halten könntest. Du darfst aber geruhig sein: Gericht wird gehalten werden und alles ins reine gebracht."

„Und weiter hast du keine Antwort für mich, Mutter?" fragt der Magister, so bitterlich ernüchtert, aus seinem Hoffnungsrausch und doch mit der unverwüstlichen Zuversicht im Herzen, daß die Mutter endlich ihren furchtbaren Irrtum einsehen werde. Er horcht auf mildere Töne in ihrer Stimme.

Aber es liegt etwas in ihrem Tone, das er nicht enträtseln kann. Er muß unwillkürlich an das feine leise Grollen denken, das neulich den Gewittersturm ankündigte. ...Warum, weiß er nicht recht, denn Isentrud spricht genau wie alle Tage und wie immer, wenn sie Bescheid sagt oder Befehle gibt oder sonstwie eine Aeußerung macht.

„Du wirst bald meine Antwort haben," sagt die Gräfin.

Dann nimmt sie plötzlich sein Haupt in beide Hände, zeichnet das heilige Kreuz über seine Stirn und geht hinaus, ihn mit all seinen widerstreitenden quälenden Gedanken zurücklassend.

Nicht lange hernach hält Bartholomäus wieder auf der Anhöhe, Geyersbrunn gegenüber und läßt seinen Braunen verschnaufen, während er das Städtlein anblickt. Der Ritt durch die Geyerschlucht war heute erträglicher als am Montag, weil Isentruds Leute auf ihren Befehl dort Raum geschafft hatten. Es liegt der Gräfin daran, diesen nahen Verbindungsweg zwischen ihrer Stadt und ihrer Burg in Ordnung zu halten. Bartholomäus hat nicht abzusteigen brauchen. Aber eben deshalb muß sein Pferd ruhen, ehe der Pfad nach Wolfsweiler eingeschlagen wird.

Geyersbrunn wird heute nicht von der Abendsonne beschienen wie neulich, sondern ein leichtverschleierter Mittagshimmel webt seine Wolken um alle Türme und Zinnen. Leute kommen und gehen aus den Toren, denn Geyersbrunn hat Handel und Verkehr.

Ein Bote mit wohlbepacktem Wagen und zwei berittenen Knechten fährt eben langsam die Straße vom Tale herauf und grüßt den wohlbekannten Pfarrherrn von Wolfsweiler.

„Grüß Gott, Hochwürdiger! Geht's wieder heim?"

„Schön Dank, Krämerfranz! Ja, ich muß nach Hause. Hab mich lang genug ferngehalten."

Der Braune zuckt und bäumt sich, Bartholomäus beruhigt ihn mit Mühe.

„Ja, ja, die Bremsen, die bösen Bremsen!" meint der Krämer, während er sein Gespann ebenfalls verschnaufen läßt und den Tieren die Stechfliegen abwehrt. „Das verfluchte Zeug sticht die armen Rosse halb tot!"

„Es gibt heuer sehr viel Bremsen," sagt Bartholomäus.

„Ist das reine Hexenwerk!" murrt der Fuhrmann. „Aber so Gott will, dauert's nimmer lang damit."

„Wieso?"

„Nun, einer von den Hexen ist man auf der Spur... ja, man hat sie schon! Sie hat's auch eingestanden, da sie peinlich befragt wurde, daß sie die Bremsen auf uns gehetzt hat."

„So, so... Wer ist es denn?"

„Wer? Ei, die Alte aus Stecklingen, die man die Erdbeertrudel nennt. Mit der war's schon lang nimmer richtig. Wenn's beinah noch gefroren hat, da war schon ihr Korb voller Erdbeeren, und wenn alles gelb war, hat sie immer noch Erdbeeren gefunden. Na, sie hat ja auch gesagt, daß ihr Herr und Liebhaber, der Gottseibeiuns, ihr alle Stellen gezeigt hat und mit seinem heißen Atem die Erd erwärmt hat, also daß die Beeren gediehen. Alles hat er ihr getan. Braten und Wein hat sie gehabt, soviel sie wollt'. Und wenn sie Milch begehrte, hat sie nur das Handtuch an allen vier Zipfeln zu melken brauchen. Ihr höllischer Gespons hat ihr auch Dukaten geschenkt, aber die seind dürres Laub geworden, als man darnach sah. Den Atem von guten Christenleuten konnten sie nit vertragen."

„So, so," meint Bartholomäus nachdenklich. „Und die Erdbeertrudel hat die Bremsen hergeschafft?"

„Ja, weil die Leut' ihr nicht genug für ihr Sach' gezahlt und alleweil am Preis gemäkelt haben. So hat sie gestanden, als sie die spanischen Stiefel an den Beinen hatt'! Ja, ja, der Meister Hämmerlein bringt die Hexen zum Sprechen! Nun liegt sie im schwarzen Turm. Beim nächsten Hexenbrand kommt sie daran. Aber es wird noch zugewartet, bis alle Teufelsgesponsen beisammen sind. Dann wird ihnen eingeheizt."

Bartholomäus hat wenig Lust, mit dem Manne weiter zu reden. Solche Hexengeschichten kommen — Gott sei's geklagt! — oft vor.

Der Magister setzt nach kurzem Abschiedsgruße seinen Braunen in Trab. Der Fuhrmann aber ruft ihm nach:

„Gestern abend soll auch noch in aller Heimlichkeit eine Haupthex' eingebracht worden sein. Niemand weiß, wer es ist, alles soll insgeheim vor sich gangen sein. Ich denk' aber, daß wir nun bald von Bremsen und Stechfliegen erlöst sein werden."

Bartholomäus nickt noch einmal gleichgültig nach rückwärts, dann hat er das schwerfällige Fuhrwerk mit dem geschwätzigen Krämer hinter sich.

Er eilt, nach Wolfsweiler zu kommen. Es drängt und treibt ihn eine geheime Unruhe, von der er den Grund nicht weiß. Er denkt sich, daß es das Verlangen ist, wieder im Weinberg des Herrn zu arbeiten. Auch freut er sich ungemein, dem Ilselin zu melden, daß Frau Isentrud nicht abgeneigt zu sein scheine, die Angelegenheit ihrer Mutter

nachzuprüfen. „Und wenn sie ihr Unrecht eingesehen hat, wird sie's gutmachen," sagt Bartholomäus laut vor sich hin. Aber dann stutzt er. Wird sie's tun? Hat sie ihm nur irgendeine feste Zusicherung gegeben? Hat er nicht ihre paar Worte zu hoffnungsvoll aufgefaßt? Und warum wollten seine Freunde, daß er heut' noch heimginge?

Eine tödliche Angst befällt ihn plötzlich. Er gibt seinem Braunen die Sporen, daß dieser den Trab in einen kurzen Galopp verwandelt. Die Strecke deucht dem Reiter endlos, daß er immerzu Hochberg und Riesentritt in langsam wachsender Masse vor sich sieht und doch immer noch nicht an ihrem Fuß ist. Noch nie ist ihm dieser Weg so lang worden.

Und dann schämt er sich seiner Angst. War die Mutter nicht so gütig, so mild, so vertrauensvoll gegen ihn, wie noch nie? Hat sie ihm nicht all ihr Innerstes offenbart, mit ihm über Dinge geredet, die sie kaum mit Herrn Ubald und Herrn Gotram bespricht. Ist sie nicht in Wahrheit eine Nachfolgerin Christi, wenn sie ja auch menschliche Gebrechen hat, und wird sie nicht endlich über den eignen Sinn obsiegen, wenn sie den Fehl eingesehen hat?

„Hochwürdiger! Hochwürdiger!" Eine helle Knabenstimme und ein jauchzendes Flötentrillern schlägt an sein Ohr.

Bartholomäus hält das Pferd an und gewahrt Benno, der auf einer kleinen Anhöhe steht und nun in aller Hast gerannt kommt. Der Bub springt dabei vor Freude und schwenkt die Flöte in der Hand.

„Juchhe, juchhe!... Der Hochwürdige ist wieder da!" ruft er dazwischen.

„Ei, grüß Gott, Benno! Wie kommst du hierher?"

„Ich bin alle Tage um die Zeit, daß ich wähnt, du kämst von Geyersperg zurück, hier auf den Bühel gelaufen, nach dir spähen," stammelt Benno ganz atemlos und reckt sich, um Bartholomäi Hand zu küssen.

Der aber zieht ihn zur Höhe.

„Komm, Büblein, setz' dich hinter mich. Der Braune trägt deine Last noch. Du kannst mir im Reiten erzählen, wie alles daheim steht."

„Gut, gut!" lacht Benno und krabbelt schnell in den Sitz auf des Pferdes Kruppe. Mit beiden Armen hält er sich an seinem lieben Hochwürdigen und triumphiert. „Holla he, jetzt reit ich wie die großen Herren!"

Der Magister aber freut sich, daß ihn jemand lieb hat und seine Ankunft erwartete.

„Wie steht's daheim?" fragt er abermals.

„Der Vater ist über Land, kommt morgen wieder. Die Ahne hat wieder das Reißen und liegt im Bett. Unten im Dorf beim Willeram ist ein Kindlein ankommen, mußt's taufen, Hochwürdiger! Und die alte Notburg hat's Fieber, wirst sie versehen müssen, sie jammert allweil. Der schwarze Karl vom Bach oben liegt auch, die Axt ist ihm in den Fuß gefahren, den mußt du besuchen. Und deine Frau Muhme hat Küchlein backen zum Sonntag, ich hab' davon kosten dürfen, sie seind gut."

„Dann werden sie's wohl sein, wenn du es sagst . . . Und wie steht's mit unserem Ilselin auf der Halde?"

Bartholomäus will scherzhaft reden, es kommt ihm aber schwer heraus. Benno aber meint gemütlich:

„Dem Ilselin geht's auch allweil gut. Ich war am Mittwoch bei ihm, hab ihm ein Säcklein Mehl bracht vom Vater. Sie hat aber nicht viel nach mir geschaut. Ihre hellen Augen hat sie gemacht und immer gehorcht und gehorcht. Und wie ich gefragt hab', auf was sie horcht, da hat sie gesagt: Auf die Schritte derer, die kommen sollen! Und hat weiter keine Antwort geben, und weil ich nicht wußt' was sagen, bin ich fortgegangen. Es geht ihr aber ganz gut. Hugin und Munin auch, und die Geißen sind auch wohlauf."

„Ja, ja," murmelt der Magister zerstreut. Seine Gedanken sind immerzu bei den geheimnisvollen Worten: Ich horche auf die Schritte derer, die da kommen sollen... Was hat das zu bedeuten?

Er kann aber nicht viel diesen Gedanken nachhängen, denn eben tauchen die Dächer von Wolfsweiler aus einer Talmulde auf.

Bald hält das Pferd vor dem Pfarrhause, wo die Muhme freudestrahlend herauseilt, indessen Benno hastig vom Gaul geglitten ist und seinem Pfarrherrn die Zügel hält, damit er absteigen kann. Benno darf auch den Braunen in den Stall am Freihofe führen. Er geht hochstolz mit dem stattlichen Tier fort, das er selber an der besten Stelle unterbringt, wo er ihm Haber vorschüttet und seine Streu macht.

Bartholomäus sitzt unterdessen in seinem Gemach und läßt sich vom Meßmer berichten, was an geistlichen Pflichten

zu tun sei und gibt Anordnungen für alles Notwendige. Dann trinkt er hastig einen Becher Warmbier, den ihm die Muhme brachte, wechselt die Kleidung und macht sich auf den Weg zu seinen Kranken.

Nur mit kurzen fliegenden Worten hat er Frau Berta von allem in Kenntnis gesetzt. Daß er den Bischof sehen sollte, der aber nicht gekommen sei, und daß er mit der Gräfin über das Ilselin gesprochen habe. Er bemerkt nicht, daß die Muhme, die nun seit einiger Zeit in das Geheimnis der Halde eingeweiht ist, heimlich erschrickt und ein sehr besorgtes Gesicht macht. Er ist jetzt wieder zuversichtlich und kann nicht genug wiederholen, daß alles zum besten auslaufen wird.

„Gott geb's! Gott geb's!" murmelt die alte Frau und schaut ihm so still mitleidig nach, wie er die Dorfstraße hinunterwandelt, seine priesterlichen Pflichten zu erfüllen.

„O heilige Mutter Gottes, schirm' du ihn und halt deine Hand über uns allen und laß deine gnädige Fürbitt' auch über der armen Unschuld von der Halde sein!" betet sie aus ganzem Herzen heraus.

Bartholomäus hat auch am Samstag vollauf zu tun. Der Sonntag bringt erst recht keine Rast. Den Freihofbauern hat er noch gar nicht sprechen können. Der ist über Land zu Gesippen und soll erst am Dienstag wiederkommen. Die Ahne auf dem Freihof ist so übel und schlecht daran, daß sich kein Wort mit ihr reden läßt außer Trostesworte.

Da muß Bartholomäus alles in sich verschließen und warten, bis endlich der Montag anbricht, wo er mit dem Frühesten sich aufmacht, um zur Halde zu gehen. Es war ihm die ganze Zeit über so unruhig zumute, und jetzt meint er, daß der Weg sich endlos dehne, bis er nur an den Riesentritt kommt, um auf seinem Pfade zu wandeln.

Der Weg ist jetzt anders, als da er ihn zum erstenmal betrat. Die Buchen haben beinahe schwarzes Laub, so dicht und hart wölbt es sich über seinem Haupte, und nun, wo er an der Kalkfelsenmauer hinklimmt, sieht er, daß alles Gesträuch und Gewächse allgemach herbstliche Art anzunehmen beginnt. Ueberall glühen rote oder gelbe Beeren, da, wo im Frühjahr Blumen wachsen. Die gleißende Belladonna, die Tollkirsche, lockt und trügt von allen Orten mit ihren todbringenden Früchten. Sie lauert auf unwissende Kinder, auf arme Geschöpfe, die nichts von Gift wissen und ahnungs-

los nach den herrlichen Beeren greifen, die grauses Verderben in sich tragen.

Bartholomäus fühlt sich angewidert, er möchte die Tollkirschen nicht anschauen und er muß sie doch ansehen, ob er will oder nicht. Wohin sein Blick sich nur wendet, da gleißt ihn eine Satansfrucht an und eben, heidi! zischt es vor ihm: eine Schlange gleitet in großen Windungen den Pfad hinunter. Sie hatte sich auf dem warmen Gestein gesonnt, er hat sie gestört.

Bartholomäus droht mit dem Knotenstock, dessen eiserne Spitze dem Gewürm entgegengesetzt ist. Er schüttelt sich vor Ekel dabei. Noch nie sah er Schlangen, seit er hier in den Wäldern und Bergen herumkletterte. Warum gerad heute? Und warum wird er Hunolds grinsendes Gesicht nicht los? Ach, warum ist heute alles so abstoßend, so drohend, so widerlich? Sogar Gottes Schöpfung macht übeln Eindruck, lagert doch eine späte, beinah erstickende Schwüle auf Wald und Gebirg, daß man kaum atmen kann.

Die Sonne steht wie eine goldene Scheibe in dem fahlen Dünstemeer und brennt doch wie weißglühendes Eisen. Ueberall Glut und Staub und erhitztes Gestein und häßliches Getier und Giftpflanzen.

„Herr, Herr, was soll das sein? Wie grausam ist alles verwandelt, zu welchen Schrecken soll das führen?“ fleht Bartholomäus und muß sich rasch an einem Stämmlein festhalten, denn beinah wäre sein Fuß im heißen Gerölle und Geschiebe ausgeglitten.

„Dann läge ich dort unten, dort ganz tief unten...“ murmelt er geistesabwesend und stiert hinunter, wo gerade noch die höchsten Wipfel der Tannen zu sehen sind. Wird denn dieser grause Weg gar nicht enden?

„Herr, erbarme dich mein und leite mich aus dieser Wildnis!“

Gottlob, nun verbreitert sich der Pfad. Bartholomäus ist nahe am Heidenbrunnen, schon ist die Halde nicht mehr fern. Auch hier, wie überall, sind die Blumen verschwunden. Kein blühender Weißdorn wirft seinen Schnee um das finstere Gewässer, nur wieder Beeren und Beeren, rot, gelb und schwarz hängen an den Sträuchern — aber es sind doch keine Tollkirschen, es sind harmlose Dinge.

Bartholomäus bekreuzt und segnet sich, um alles Ueble abzuwehren. Er denkt daran, wie er damals erschrocken ist, als es im Gebüsch so rauschte und er zum ersten Male

hier war, und wie Gott in seiner Gnade ihm nicht zeigte, wer da verborgen lag, auf daß er des Dieters Seele gewänne... und dann fährt er zusammen und blickt angstvoll um sich.

Es hat im Gebüsch gerauscht! Und abermals rauscht es, die Blätter bewegen sich, etwas Lebendiges geht darin umher.

„Wer ist da?... Im Namen Christi gib Antwort!" ruft der Magister.

Das Rauschen verstärkt sich, doch jetzt muß der Magister beinah lächeln, als sich das Gebüsch teilt und eine von Ilselins weißen Geißen herauskommt, angelockt von einer bekannten Stimme.

„Ei, Schneeweiß, bist du es?" ruft er, den Namen gebrauchend, den Ilselin für ihren Liebling hat.

Die Ziege hebt einen Augenblick den Kopf bei der vertrauten Anrede, dann aber springt sie mit großen Sätzen davon, wie ein Tier, das unsäglich verscheucht und verschüchtert ist.

„Sonderbar! Was mag sie nur haben?" meint der Magister kopfschüttelnd und wundert sich ungemein, daß überhaupt eine von den sonst so hausfreundlichen und zahmen Geißen hier drunten ist. Er folgt dem gewandten Geschöpf lange mit den Blicken, wie es in Windeseile über Klippen und Felsen setzt und endlich im Forst verschwindet.

„Sie muß sich verlaufen haben, darum ist sie so scheu!" denkt er dabei. Es wird ihm aber ganz kalt im Herzen.

Jetzt fängt er an zu laufen, da er nun an der Bergesecke angekommen ist, wo die Halde anfängt. Er kann nicht schnell genug vorwärtskommen.

Endlich erscheint der geborstene Brunnen. Wie immer rieselt sein Wasser über den Weg und läuft die Wiesen entlang. Der Apfelbaum, der sich über ihn neigt, trägt jetzt grünliche Früchte, deren Sonnenseite bereits schwaches Rot zeigt.

Bartholomäus stößt einen langen, ankündigenden Ruf aus, wie er es immer tat, wenn er sich dem Ilselin anzeigte.

„Hoho... hohoho... ho—i—ah!"

„Ho—i—ah!" kommt aus dem Walde zurück.

War das ein Echo oder ihr grüßender Ruf?

Es ist so still hinterher, so fürchterlich still. Bartholomäus fühlt seine Glieder fiebern. Er stürmt voran, er

muß, er muß seine Antwort haben auf die folternde Frage, die in seiner Seele aufsteigt.

Nun ist er am grauen Gemäuer... aber alles ist still, ganz still! Nur ein furchtbarer Geruch schlägt ihm entgegen, zwei Raben fahren krächzend mit schwerem Flügelschlag zur Höhe.

Allmächtiger Gott, was ist das?

Der Magister muß sich an der Wand halten, um über die Hausecke hinauszukommen. Da sieht er die Ursache des Greuels.

Zwei tote Hunde, beinahe schon zum Geripp abgenagt von Raubtieren und Vögeln, liegen da in den Beeten des armseligen Gärtleins und strecken die Knochenglieder im letzten Kampfe . . . Sie sind jählings getötet worden!

„Hugin, Munin... wo ist eure Herrin?" Bartholomäus schreit es ganz laut und sinnlos, als ob ihm die zwei armen Kadaver antworten könnten. Dann ist er mit einem Male, er weiß nicht wie, drinnen in der großen Küche und sucht mit verzerrten Antlitz nach Ilselins Leiche.

„Damit sie die Raben nicht fressen..." murmelt er heiser in irren Lauten dazwischen.

Aber er findet sie nicht.

Ueberall schaut und forscht er mit unnatürlich geschärften Sinnen. Kein Eckchen, kein Winkelchen entgeht ihm. Einmal fällt er beinah vom Dach, da er sich am Gemäuer hinaufschwang und unter dem halbverbrannten, halbvermoderten Firste nachschaut, ob sie der wilde Mörder dort etwa verborgen habe. Und dann findet er sich im Garten wieder, wo er die Erde mit den Händen aufgräbt, um zu schauen, daß kein frisch geschaufeltes Grab darunter sei.

Aber sie ist nicht da!

Die gelbe drohende Sonnenscheibe stand noch niedrig, als Bartholomäus zur Halde kam. Nun steht sie in Scheitelhöhe, ihre Glut sengt wie heißes Eisen. Da hebt er den Kopf von der Erde und steht langsam auf.

„Ich muß Hugin und Munin eingraben," sagt er zu sich selbst. „Die armen Tiere taten, was sie konnten. Zwar sind es nur Tiere, aber trotzdem dürfen sie nicht edlem Viehzeug preisgegeben sein."

Wie ein Schlafwandler holt er den Spaten aus der wohlbekannten Ecke, und gräbt und schaufelt und weiß kaum, was er tut. Er schüttelt sich manchmal vor Grausen, denn er sieht vor seinen Augen immerzu Schlangen und

Giftbeeren. „Ja, die Hölle ist stark... sie ist furchtbar stark," murmelt er.

Und er gräbt und er gräbt, bis er eine große tiefe Grube geschaufelt hat. Dann wird er wieder wach, und sieht die Grube an:

„Ja, das Grab muß schon tief sein! Sehr tief! Gräbt man doch alles Vertrauen und alle Liebe und alle Hoffnung hinein!"

Mit vorgehaltenem Spaten siebt er die stinkenden Kadaver der Hunde vor.

Plötzlich stutzt er und beugt sich nieder, indem er triebmäßig die Nase zuhält, um etwas anzuschauen.

Munin hat sich augenscheinlich tapfer gewehrt und seinem Widersacher übel mitgespielt. Der hat das Messer in den Rippen stecken lassen, wo es stak.

Was ist das?

Bartholomäus erkennt auf dem Griffe des Messers ein Zeichen: den Geier der Herren auf Geyersperg. Alle Reisigen und Waffengesellen des Hauses haben solche Messer, da sie von der Herrschaft geliefert werden.

Er reißt mit aller Anstrengung, mit aller Ueberwindung das Messer aus dem Gebein des Tieres.

„Es ist besser so! Ich hab' einen Zeugen. Dank dir, Munin!"

Nun ist die Grube zugeschaufelt, der Greuel verdeckt.

Der todmüde Gräber aber wankt ins Haus und setzt sich auf die Bank mit den geschnitzten Geierköpfen und starrt vor sich hin.

„Ja, ja," sagt er eintönig.

Es ist ihm, als ob eine Zentnerlast auf seinem Kopfe läge, daß er gar nicht denken kann, ob er auch möchte. Er mag aber nicht! Es ist viel schöner, so gar nichts zu denken und immerzu stier vor sich hin zu blicken und manchmal vor sich hin zu sagen: „Ja, ja!"

Wozu soll er Worte oder Gedanken verschwenden? Es ist ja doch alles aus und vorbei. Alles ist tot. Das Vertrauen und die Hoffnung, die Liebe und die Zuversicht — alles ist hin!

„Ja, ja!" sagt Bartholomäus wieder und dann fängt er an zu lachen. Der Ton klingt hohl und gräßlich von den Wänden und von der Decke, es erschreckt ihn, er fängt an, sich zu fürchten.

Und plötzlich dringt ein gräßliches Stöhnen aus des

Mannes Kehle. Er springt auf, wirft die Arme in die Höhe, wie ein Mensch, der mitten ins Herz geschossen ward, und ein heiserer Schrei tönt zum Himmel:

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du das zugelassen?“

Dann sinkt er wieder schwer auf den Sitz zurück, das Haupt fällt ihm auf die Brust.

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ röchelt er leise.

Langsam dämmert aus Nebeln, die sich um seine Augen spannen, etwas auf, ganz langsam und nach und nach. Nun sieht er's besser; es ist ein Antlitz, von dem Antlitze rinnt blutiger Schweiß herab, eine Dornenkrone ist um die Stirn gepreßt, tiefe Nacht ist um das Antlitz mit den brechenden Augen.

„Elohi, elohi, lamma sabacthani.“

Hat das jemand in sein Ohr gerufen?

Bartholomäus fährt auf. Das Antlitz verblaßt und verschwindet. „Es ist vollbracht!“ haucht's im Verschwinden an seinem Ohre.

Da bricht er in Tränen zusammen und hebt die Hände:

„O du Menschensohn! Du wahrhaft menschgewordener Gott! Erbarm' dich meiner! Du kennst ja meine Not. Hast sie selber durchgemacht! Der du für uns Blut geschwitzet hast, der du für uns das schwere Kreuz geschleppt hast... Kyrie eleison, erbarme dich!“

Und dann weint sich Bartholomäus aus wie ein Kind, daß alles Leid herausströmen muß, und immer wieder, mitten im Beten und Flehen und Weinen, stößt er wimmernd heraus:

„O Mutter, Mutter! Warum hast du das getan?...“

12

Der glühende Himmel, der am Montag über Wolfsweiler und seinen Bergen liegt, wölbt auch über Geyersperg seinen ehernen Bogen. Alle Burginsassen weilen in den Hallen, wo die Hitze die schweren Mauern nicht so leicht durchdringen kann, niemand geht auf dem Hofe, der verödet im fahlgelben Schimmer daliegt. Wer nicht

arbeiten muß oder das Auge des Aufpassers täuschen kann, tut nichts und ergibt sich dem Schlafe bleierner Mattigkeit.

Nur Isentrud, die nimmermüde, immerwache, rastet nicht. Sie hat zwar das Gesinde, mit dem sie jederzeit nachsichtig ist, beurlaubt, soweit es möglich ist, aber an sich selber stellt sie andere Anforderungen. Die Verwaltung ihrer Herrschaften bedingt Mühe, und ihr naht nicht der Gedanke, sich dieser Mühe jemals zu entziehen, wenn es sich um das Wohl ihrer Untergebenen handelt. Deshalb müssen auch einige Reisige mit gesattelten Pferden ihrer Befehle harren. Es gilt, eilige Botschaften zu bestellen.

Die Leute lungern einstweilen unter schattigem Dache, trösten sich mit einem Humpen Bier, wehren manchmal den Pferden die Fliegen und trachten nach Kräften, ihre Unzufriedenheit zu unterdrücken.

Die Gräfin sitzt über Pergamente gebeugt, die sie aufmerksam überliest, um zu erkunden, daß der bestallte Schreiber ja ihren Willen ausgesprochen hat. Dann versieht sie die Schriftstücke mit ihrer tadellosen, mönchisch schönen Unterschrift und rollt alles zusammen. Mit festem Seidenfaden wird das Ganze umwunden. Nachher drückt Isentrud in das schmiegsame rotgefärbte Wachs des Verschlusses ihr Insiegel mit dem Geier derer von Geyersperg und Geyersbrunn.

Vier solcher Rollen liegen vor ihr. Nun ist die Arbeit beendet. Sie läutet mit dem Glöcklein, daß der dienstuende Edelknecht alles den Boten überliefere. Der Jüngling macht ein verschlafenes Gesicht. Er war draußen im Vorsaal eingenickt. Aber bei dem Klang ihrer Stimme strafft er sich auf und geht mit dröhnenden Schritten hinaus, um den Boten die Sendung zu bringen.

Einer nach dem anderen reiten sie daraufhin den Schloßberg hinunter und fluchen dabei. Die Gestrenge läßt Mensch und Vieh keine Ruhe.

Isentrud aber bleibt in ihrem Stuhle mit der hohen Lehne unbeweglich sitzen, die Hände im Schoß gefaltet, und denkt nach. Ein unmerkliches Triumphblitzen geht zwischen ihren gesenkten Wimpern hindurch. Sie wehrt aber gleich im Geist ab: „Es ist nur zur größeren Ehre Gottes!“

Natürlich! Wann hätte sie denn je anders gehandelt, als zur größeren Ehre Gottes, oder zu dem, was sie darunter versteht!

Und dann gleitet der Versuch eines Lächelns über ihr

Antlitz. Vor drei Tagen, am Freitag, war der Sohn bei ihr, um sich die Antwort auf sein Anliegen zu holen.

„Nun wird er sie wohl haben!“ denkt sie, und fügt im Geiste hinzu: „Ob er wohl sehr böse sein wird?“

Sie sucht sich seine Stimmung zu vergegenwärtigen. Nun, es wird so sein wie vor Jahren, als sie ihm den jungen Wolf abnehmen mußte, den er liebevoll großgezogen hatte und der anfing, ererbte Tücken zu zeigen. Sie ließ das Tier umbringen. Bartholomäus begehrte auf, weinte und schalt — hinterher aber begriff er ihre Sorge, da sie ihm an einem Beispiel zeigte, wie der Biß eines wütenden Wolfes wirkt, und ihm bei ruhigem Blut auseinandersetzte, daß sein Liebling vor der Tollwut stand und ihm ein Ende mit Schrecken bereitet hätte. Da begriff Bartholomäus die Handlungsweise der Mutter und dankte ihr.

So wird's auch jetzt sein. Erst begreifliche Entrüstung, dann Verstehen. Es war ja nur für sein Bestes! Es war ja so, von treuestem mütterlichem Herzen aus, gut gemeint!

Gräfin Isentrud hat leicht so denken. Sie hat ja immer die Leute zu ihrem Besten regiert. Dabei noch nie in ihrem Leben einen Mann kennen gelernt! Das, was sie dafür hält, sind entweder adelige Genußmenschen, nur auf Tanz und Spiel, Turnei und Gejaid erpicht, oder bürgerliche Geldmenschen, ritterliche Raufbolde, bäuerliche Flegel, blindwütige Glaubenseiferer, pedantische Gelehrte, Wollüstlinge — von den halb tierischen Reisigen und Hörigen ganz zu schweigen. Ein Mann, wie Gott ihn haben will, ist ihr noch nie begegnet und deshalb rechnet sie gar nicht damit. Sie wähnt, das andere Geschlecht genügend zu kennen. Es geht ihr eben wie so mancher Frau, die klüger ist und mehr als ihre Geschlechtsgenossinnen.

Die gelbe Sonnenscheibe ist mittlerweile tiefer gesunken und glüht nun blutrot unten am Himmel.

Da kommt vom Tale herauf der wahnsinnige Galopp eines Pferdes.

Wer jagt da so unvernünftig in dieser Glut? Wer spornt das arme Tier noch den Berg hinauf, daß man sein erbärmliches Schnaufen hört? Wer kennt weder Rast noch Barmherzigkeit mit der abgearbeiteten Kreatur? Ist das ein Wahnsinniger? Kommt da üble Mär, die nicht geschwind genug reiten kann?

„Trara... ahi!“ Der Reiter gibt das Zeichen. Also muß es jemand sein, der zur Burg gehört.

„Trara... ahi!“ Der Wächter antwortet. Die Zugbrücke rasselt nieder.

Sie ist kaum an der Erde, da setzt der Gaul schon darüber. Isentrud hört den erschrockenen Ausruf des Wächters, dann einen schweren Fall im Burghofe. Kein Wunder: das Pferd ist zuschanden geritten, es bricht zusammen.

Um Gott! Wer kommt da! Wer ritt so schnell?

Da stürmt schon einer die Treppe herauf und stürzt in ihr Gemach, bleichen Angesichtes, verstaubten Gewandes, anzuschauen wie ein Gespenst.

„Bartholomäus!“

Die Gräfin ist aufgesprungen. Für einmal hat sie ihre Ruhe verlassen. Sie streckt beide Arme nach dem Sohn aus.

„Bartholomäus!“

„Mutter, warum hast du das getan!?“ keucht er mit heiserer Stimme. „Mutter, warum hast du das getan!?“

Einen Augenblick schaut sie ihn überrascht an. Aber ebenso schnell gefaßt, antwortet sie ernst:

„Weil ich in treubesorgter Mutterliebe die Giftpflanze entfernen mußte, die meines Sohnes Herz und Sinn umnebelte.“

Bartholomäus scheint nicht zu hören. Er steht nur da wie ein bleiches anklagendes Gespenst. Seine Blicke zwingen die ihren, daß sie langsam die Wimpern hebt.

„Wo ist das Ilselin von der Halde? Gib sie heraus, Mutter!“

„Frage nicht, wo sie ist. Du siehst sie nie mehr.“

„Hast du sie ermordet?“

Der Schrei klingt so laut, daß ihn der Edelknecht draußen im Vorzimmer hört. Es hören ihn auch die Neugierigen, die Bartholomäo behutsam nachgeschlichen sind. Und stracks liegen aller Ohren am Türritz. Man horcht gespannt.

„Nein, ich hab' sie nicht gemordet. Ich morde überhaupt nie und niemanden. Ich übe zeitweise mein rechtliches Gericht. Ich morde aber nie!“

„So ist sie tot, tot... tot!“

Wieder der wilde Schrei.

Isentrud fängt es an unheimlich zu werden, sie verrät aber nichts von ihrem Gefühle. Sie wehrt nur stolz mit der Hand ab. „Bezwinge dich, mein Sohn... Uebel steht es dem Priester Gottes, um eine Dirne zu jammern wie ein verliebter Minnesänger.“

Da tritt das Gespenst ihres Sohnes vor sie und packt sie heftig beim Handgelenk. Er faßt sie, daß sie meint, ein Schraubstock presse sich um ihren Arm.

„Wage das noch einmal zu sagen!“ zischt er ihr ins Ohr.

Aber die Löwin bräut dem gereizten Leuen furchtlos ins Antlitz.

„Und noch einmal und noch einmal sag' ich's! Uebel steht es dir, um eine Dirne zu jammern! Meinst du, ich hätte nicht alles durchschaut? Meinst du, ich wisse nicht, daß das elende Geschöpf dieser Mutter zu allem fähig ist?“

Sie bricht ab, denn Bartholomäus hat sie noch mit der anderen Hand gepackt. Diesmal spricht er nicht, er schaut sie nur an. Feuer und Flamme ist in seinen Blicken und noch etwas, dessen sie sich nicht klar wird, dem sie sich aber triebmäßig fügt. Schweigend läßt sie sich von dem unerklärlichen Wesen da vor ihr auf den Sessel niederdrücken, wo sie stumm sitzen bleibt.

Und dann tritt Bartholomäus drei Schritte zurück, mit einer unbeschreiblichen Verachtung im Gesicht.

„Bis jetzt glaubte ich, dich hassen zu müssen!“ stößt er nachdrücklich heraus. „Nun aber will es mich bedünken, als ob ich dabei noch zu hoch von dir gedacht hätte!“

„Mein Sohn!“

Ist dieser jammervolle Schrei wirklich von der Gräfin ausgestoßen? Die atemloser Horcher an der Pforte bekreuzen sich vor Entsetzen.

Drinnen aber ertönt wieder des jungen Pfarrherrn Stimme, und sie hat einen ehernen Klang: „Wer sich über alle Gebote Gottes hinwegsetzt, wer einen ahnungslosen Menschen mit Lug und Betrug fortlockt und weghält, damit die Greueltat geschehe, ein unschuldig Mägdlein, die Braut Christi, zu entführen und grausem Schicksale zu überantworten, der verdient nicht mehr, von dem Hintergangenen, von dem Betrogenen Mutter genannt zu werden!“

„O, du lieb's Herrgöttle von Biberach!“ ruft leise einer der erschreckten Zuhörer draußen. Und plötzlich ziehen sich alle scheu von der Pforte zurück, denn sie erwarten im nächsten Augenblick, daß die Herrin in voller Furchtbarkeit erscheinen werde, um den wahnsinnigen Magister ins tiefste Verließ werfen zu lassen!

Aber nichts dergleichen geschieht, sondern es wird still auf eine Weile, und dann hört man ein bitteres, herz-

brechendes Schluchzen. Ist's möglich? Die Gestrenge weint? Weint gleich jedem Weibe? Weint wie all ihre Mitschwestern, denen das Herz weh tut?

Gedämpft ertönt nun Bartholomäi Rede: „Tränen helfen nichts. Du mußt gutmachen, was du gesündigt hast!"

Die Lauscher vernehmen nichts mehr, denn sie prallen hastig zurück und verschwinden nach allen Seiten, weil Herr Ubald und Herr Gotram atemlos ins Vorgemach eilen. Beide wagen das Unerhörte und betreten dreist das Gemach, wo sich so Geheimnisvolles abspielt.

Isentrud fährt vom Sessel zur Höhe, wo sie hingesunken war, und blickt nach den kühnen Männern.

Aber die bleiben ruhig! „Es wollte uns bedünken, als habest du uns nötig!" sagten sie beinahe gleichzeitig.

Die Gräfin hat sich rasch gefaßt.

„Ihr dachtet nicht so unrecht. Vielleicht habe ich euch nötig. Denn dieser mein Sohn hier ist irrsinnig geworden und weiß nicht, was er redet."

Die zwei blicken den Magister lang und ernst an. Er bewegt sich nicht.

Endlich sagt Ubald: „Mich dünkt, daß er ganz klug dreinschaut."

„Vielleicht spricht die Stimme Gottes aus ihm," meint Gotram bedächtig.

Isentruds totenblasses Antlitz färbt sich tiefrot. Beinahe wär's ihren Lippen entfahren: „Also auch ihr?" Doch sie beherrscht sich. Dann aber richtet sie sich zu ihrer vollen Höhe auf und sagt in hochmütiger Art:

„Nun, wenn die Stimme Gottes in ihm ist, so soll er sie reden lassen! Aber so viel ich arme Sünderin weiß, redet Gott nicht mit Beschimpfungen und Wüten und sinnlosen Anklagen, sondern er spricht mit der Würde, die erforderlich ist."

„Richtig gedacht!" erwidert Bartholomäus hart und trocken. Alsdann neigt er sich höflich vor der Frau und richtet sich auch zur vollen Höhe auf. Mit leichtem Hinblick auf die beiden geistlichen Herren sagt er:

„Ich bin doch wohl der bestallte Pfarrherr von Wolfsweiler?"

„Durch mich und so lange ich will!" zischt Isentrud.

Bartholomäus lächelt überlegen: „Ich bin durch den Bischof bestallt. Er allein ist mein Vorgesetzter."

Die Gräfin bebt am ganzen Leib. Aber mit übermenschlicher Kraft hält sie an sich.

„Wohl, ich vergaß. Also der Pfarrherr von Wolfsweiler hat das Wort."

„Und er spricht im Namen dessen, dem er geweiht wurde. Im Namen dessen, der gesagt hat: Weide meine Schafe! Weide meine Lämmer! Und in diesem Namen, im dreimal heiligen, gebenedeiten Namen unseres Heilandes und Erlösers, des Herrn Jesus Christus, frage ich dich, Isentrud Gräfin Geyersperg: Wo ist das Schäflein meiner anvertrauten Herde, das du meuchlings hast entführen lassen? Wo ist das Ilselin von der Halde?"

Isentrud schweigt. Aber man kann ihre kurzen, keuchenden Atemstöße hören. Die Sache läßt sich anders an, als sie erwartete. Jetzt gilt's einen heißen Strauß zu fechten.

„Noch einmal, im Namen Christi: wo ist das Ilselin von der Halde?"

Mühselig bewegen sich die Lippen der Gräfin. Stoßweise kommt es darüber: „Nicht hier."

„Nicht hier? Wo denn?"

„Das ziemt dir nicht zu wissen."

„Nicht . . . und weshalb?"

„Ich sagte es schon. Sie hat dich bezaubert und hat dich übel von der Mutter denken lehren, die alles getan hat, um dich auf rechtem Pfade zu halten."

„Sie hat mich nicht übel von dir denken lehren, das weißt du genügend! Hab' ich dir doch alles klar auseinandergelegt, als ich neulich in stiller Nachtstunde mit dir reden durfte und an dein Herz zu rühren suchte."

„Ich hörte in jener Nacht das wirre Gerede eines Betörten... und ich hatte Geduld mit dir, Bartholomäus! Du bist noch jung und ungeprüft; du ahnst nicht, in welcher Gefahr du bist. Die Mutter muß für dich denken."

Bartholomäus zuckt zusammen, zwingt sich aber zur Ruhe. „All das rechtfertigt deine Tat nicht. Noch einmal, wo ist Ilselin von der Halde? Ich habe Rechenschaft von ihr abzulegen wie von jedem der mir anvertrauten Herde. Wo ist sie?"

„Nicht hier."

Ein merkwürdiger Zug, der bei diesen Worten um Isentruds Mundwinkel spielt, macht den Magister argwöhnisch.

„Sie ist hier verwahrt! . . . Ich glaube dir nicht!" sagt er kurz.

„Bartholomäus!"

„Und warum soll ich dir glauben, dir, die du einge-

ſtandenermaßen zur größeren Ehre Gottes jedes Mittel ergreifſt, das dir paſſend dünkt! Die du mich fälſchlich hergelockt und hiergehalten haſt, während du deine Schergen ausſandteſt, das Lamm zu fangen . . . Warum ſollte ich deinen Worten glauben?"

Das war kühn geſprochen! Herr Gotram und Herr Ubald, die zwei ſtillen, geduldigen Schatten an der Wand, entſetzen ſich faſt.

Frau Iſentrud aber regt ſich kaum, der Zug um ihre Mundwinkel wird nur um etwas härter und höhniſcher. Der Verwaltersknabe hat ſich der Erlauchten gegenüber ein bißchen zu viel erlaubt! Sie iſt aber zu vornehm, um ihm in gleicher Münze heimzuzahlen. Mit der Gebärde einer Königin faßt ſie nach dem Glöcklein und läutet.

Der zitternde Edelknecht kommt mit krummem Rücken herein. „Du befiehlſt, Erlauchte?"

„Der Seneſchall und der Burgvogt ſollen kommen?"

Dann wird's recht ſtill im Turmgemach.

Alix ſchlüpft einmal herein und bringt die Lampe, da es allgemach dunkel ward, allein ſie ſieht nichts als vier unbewegliche Geſtalten, die gerade ſo gut aus Stein gehauen ſein könnten. Iſentrud lehnt im hohen Seſſel, die beiden Geiſtlichen ſtehen an der Wand, der Magiſter ſteht mitten im Zimmer. Keiner regt ſich, und das Fräulein huſcht eilig wieder fort, weil es ihm gruſelt.

Und nun nahen ſchwere Tritte. Herr Warmund, der Seneſchall, tritt zuerſt ein, dann folgt der Burgvogt, Herr Gerland. Er iſt im Harniſch und hat die Eiſenhaube auf, wie es ſich für den Dienſt geziemt.

„Du befiehlſt, erlauchte Gräfin?"

„Nehmt Leute mit, die Fackeln tragen, und geht mit dem Magiſter Bartholomäus durch die ganze Burg, bis ins tiefſte Verließ hinein und bis auf den höchſten Bodenraum. Er will alles unterſuchen," ſagt Iſentrud kurz und befehlend.

Die beiden ſind bei dieſem außerordentlichen Befehl nicht ſo erſtaunt, wie ſie von Rechts wegen ſein ſollten. Es iſt ihnen bereits zuviel zugekommen von allem Rätſelhaften und Geheimnisvollen, das vorgeht. Sie neigen ſich nur und ſagen, zu Bartholomäus gewendet:

„Hochwürdiger, wolle uns folgen. Wir geleiten dich, wohin du begehrſt."

„Es ist gut!“ sagt der Magister kalt und geht mit ihnen, ohne auch nur einen Blick nach rückwärts zu werfen.

Dann sitzt Isentrud wieder ganz ruhig. Nur ihre Lippen bewegen sich, indessen die Hände zum Gebet gefaltet sind. Der Zugwind, der durchs Fenster hereinstreicht, spielt mit der Flamme des Lämpchens; diese wird bald größer, bald kleiner, und die Schatten wanken und tanzen mit dem schwankenden Licht.

Drunten aber rauscht und klappert das Mühlrad wie immer, wie alle Tage und Nächte. Und über Schloß Geyersperg und seine Täler breitet sich die schwarze mondlose Augustnacht, heiß und trocken und brennend, still und schwarz, nur vom Gefunkel der milden Stirne erhellt.

„Gräfin,“ sagt Herr Ubald.

„Erlauchte,“ spricht Herr Gotram.

Die starre Gestalt im Sessel wendet den Kopf.

„Was wollt ihr, meine Herren Seelenführer?“

„Gräfin, gib das Mägdlein heraus,“ sagt Herr Ubald.

„Tue also,“ meint Herr Gotram.

Isentrud hebt leise die Augenbrauen. „Und weshalb sollte ich von dem wohlerwogenen Plan abgehen, den ich gefaßt habe?“

„Weil die Sache doch anders zu sein scheint, als wir dachten,“ spricht Herr Ubald. Und Gotram nickt dazu.

„Ihr habt einen Bezauberten, einen Betörten gehört, und dem glaubt ihr mehr als mir?“

„Nein... aber wir glauben nicht, daß böse Mittel zu gutem Zweck dienen. Gräfin, Gräfin... gib das Mägdlein frei... du kannst anders verfahren als so,“ sagt Herr Gotram.

Die Gräfin erhebt sich plötzlich.

„Meine Herren, ich hab' euch alle Vollmacht über meine Fehler und Sünden gegeben. Wenn ich mich eines Fehls bewußt wäre, indem ich diese Zauberin und Hexe, die Christi Namen fälschlich gebraucht, unschädlich machen ließ... wenn ich mich eines Fehls derohalben bewußt wäre, so würde ich's eingestehen, würd's gutmachen und mich zur Buße bis aufs Blut geißeln lassen. Aber wo es sich um meine Pflicht als Christin und als Herrin dieser meiner Grafschaft, wo es sich um meine Mutterpflicht handelt, da lasse ich mir von keinem hineinreden. Auch von euch nicht!“

Ein zwiefacher Seufzer ist die ganze Antwort. Hernach wird's wiederum totenstill im Turmgemach.

Bartholomäus läßt mittlerweile seine Begleiter redlich schwitzen. Denn er, dem als Bube schon jeder Winkel der Burg bekannt war, sucht vom Giebel bis zum tiefsten Verließ nach einem Versteck, wo möglicherweise das Ilselin geborgen sein könne. Es wird ihm immer klarer, daß es lebt und irgendwo gefangen gehalten wird.

Aber wo er auch sucht und wo er hinkommt, er findet das Mädchen nicht.

Alle Kammern, alle Keller, alle Räume öffnen sich ihm. Er verblüfft immer mehr seine Begleiter durch die Sicherheit, mit der er vorgeht. Seine Suche aber ist umsonst.

Natürlich hat er ins Burgverließ geschaut, aber da sind die Zellen teils leer, teils von allerhand Gesindel gefüllt, das gerechter Strafe entgegensieht.

Nun wendet er sich nach dem Burgfrit.

„Dort ist niemand, außer der Wächter auf der Zinne," sagt Gerland mißmutig, der wegen dem Magister zu spät zur Abendsuppe kommt.

„Ich will auch nicht auf den Turm," spricht Bartholomäus mit seltsamen Blick. „Ich will hinunterschauen."

„Barmherziger Gott, Hochwürdiger, du denkst doch nicht, daß im unterirdischen Kerker jemand sei?"

„Ich will nachsehen!" betont Bartholomäus entschieden und betritt mit seinem Gefolge den dicken gedrungenen Turm, zu dessen Höhe eine steinerne Wendeltreppe hinaufführt. Unten am flachen Boden ist ein Gitter.

„Hebt das auf!" befiehlt der Magister.

Schweigend lüften die Mannen das Gitter.

„Licht hinunter!"

Bald darauf geht an der Winde, die einen kleinen Eimer hält, der Lichtkranz hinunter... Er senkt sich tiefer und tiefer, beleuchtet rauhes Gestein und eine rohe Leiter, die nach unten führt, bis er innehält.

Man sieht einen brunnenschachtähnlichen Kerkerraum, mit steinerner Bank und Kettenringen an den nässetriefenden Wänden. Dort unten waren die letzten Katharer und Ketzer eingesperrt, die Isentrud in der Gegend fand. Dort harrten sie auf den Feuertod. Bartholomäus weiß es noch genau aus der Kinderzeit. Seit jenen Tagen aber ist niemand darinnen gewesen. Und auch jetzt ist alles leer und öde. Nur die klamme Moderluft des Kellers

schlägt dem Forschenden entgegen, der sich tief niederbeugt und den Schein der Lichter überall spielen läßt.

Nein, da unten ist niemand!

Es ist auch niemand hier in der Burg versteckt. Das weiß er jetzt. Ilselin muß woanders sein.

„Ich dank' euch, meine Herren, ich habe alles gesehen!" Mit diesen Worten entläßt er seine Begleiter und eilt ins Turmgemach wieder zurück.

„Nun?" fragt Isentrud gedehnt.

Bartholomäus aber tut nun etwas ganz anderes, als sie erwartete. Er tritt vor sie hin, senkt das Knie und nimmt ihre Hände, wie er es in trauten längst entschwundenen Stunden innigsten Verständnisses tat.

„Mutter," sagt er leise. „Mutter, ich hab' dir einmal die Tränen abgewischt... ich will sie dir auch fürder immer abwischen, wenn du betrübt bist! Ich will dir dienen und dein wahrer Sohn sein! Nur laß mich auch wahrhaft Liebe und Achtung vor dir empfinden! Du hast dein hehres Bild in mir zerstört, daß ich dir mißtraute und mit dir an allem Guten zweifelte... Mutter, bau wiederum auf, was du zerstörtest... gib mir das Vertrauen, die Liebe wieder ... Mutter, gib das Ilselin heraus!"

Und wie Bartholomäus so kindlich bittet und fleht, da gewahrt Isentrud, daß hinter ihm noch zwei Bittende knien. Herr Ubald und Herr Gotram sind ebenfalls niedergesunken, und heben ihre treuen, alten Hände zu ihr auf.

Es zuckt seltsam über der Gräfin Antlitz. Dann aber gleitet ihr Blick zum Kruzifix an der Wand, und sie spricht ruhig und fest:

„Ich kann nicht anders, mein Sohn, ich muß so handeln!... Einmal wirst du es mir danken."

„Mutter... Erbarmen, mit mir und mit dir!"

„Das wahre Erbarmen besteht manchmal in der Härte. Ich muß hart sein wie der Arzt, der ein böses Geschwür ausbrennt. Du wirst von diesem Ilselin hören... aber erst dann, wenn es Zeit ist zum Gericht... vorher nicht."

Bartholomäus steht mit einem Ruck auf.

„Alsdann haben wir nichts mehr miteinander zu reden, Gräfin!" sagt er kurz und wendet sich zur Tür.

„Wohin willst du gehen? Du bleibst doch die Nacht hier?"

„Unter deinem Dache nie mehr... ich gehe."

„Jetzt in der Nacht, ohne Pferd, ohne Imbiß?"

„Ich habe das Roß zuschanden geritten, ich geh' zu Fuß. Ich kenne den Weg. Für deine Gastfreundschaft danke ich."

„Barthoiomäus . . . ist das dein Lohn für all meine Liebe?"

„Das ist die Antwort auf dein Gebaren! Du hast alles in mir ertötet. Gehab dich wohl. Ich werde das Schäflein meiner Herde von dir verlangen vor irdischem und himmlischem Richter! Weiter hab' ich nichts mehr zu sagen."

Und ehe Isentrud etwas erwidern kann, ist der Magister verschwunden.

Sie möchte ihm nacheilen, sie möchte ihn halten, etwas ausrufen, allein sie kann nicht. Ihre Füße sind festgewurzelt am Boden, ihre Glieder bleischwer. Sie steht, hört seine Schritte die Treppe hinuntereilen, sie hört dann unten das Burgtor aufgehen, die Zugbrücke niedersinken... Wie deutlich klingt sein stapfender Tritt zu ihr herauf! Ja, in der atemlosen Stille der heißen schwarzen Nacht hört sie, wie die Schritte den Berg hinuntergehen und sich langsam, langsam in der Ferne verlieren.

Ihr Sohn ist fort . . . ihr Sohn gehört nicht mehr ihr ... er ist verloren!

„Aber nicht auf immer, er wird wiederkehren!" spricht sie und erschrickt, denn sie hat laut geredet. Und nun weicht die Starre, sie kann sich wieder bewegen. Sie wendet sich zur Tür.

Da stehen noch die zwei Getreuen, denen das unbarmherzig strenge Beichtsiegel die Lippen bindet, die nichts können und konnten, als bittende Hände erheben...

Isentrud macht eine ablehnende Gebärde.

„Ich bedarf euer nicht mehr, meine Herren," sagt sie kurz. „Ihr seid beurlaubt. Ich werde die Nacht allein in der Schloßkapelle zubringen, um für die Seele meines betörten Sohnes zu beten."

Und damit gleitet ihre hohe ungebeugte Gestalt hinweg.

Herr Ubald und Herr Gotram aber gehen in ihr gemeinsames Gemach, wo sie sich alter Gewohnheit gemäß einander gegenübersetzen, jeder mit seinem Stuhl an der anderen Wand.

Die ganze Breite des Zimmers liegt zwischen ihnen. Aber das macht ihnen nichts, sie halten es immer so, und sie können sich auf diese Entfernung hin leicht verständigen. Licht brauchen sie keins. Wozu? Der matte Schimmer,

der durch das Fenster hereingleitet, ist genug, man bedarf ja keines Lichtes zum Reden, und eben fühlen sie das Bedürfnis, ihrer Zunge freien Lauf zu lassen. Allerdings langsam und mit Maß, wie alles, was sie tun.

Deshalb ist's eine Weile ganz still im weiten Raum. Dann kommt eine Stimme aus dem Dunkel:

„Gotram!"

„Ubald?" erwidert die zweite Stimme in der schattendunklen Nacht.

„Sag einmal, was hältst du von unserem Bartholomäo?"

„Daß er in seinem Recht ist."

Einige Minuten gleiten hin, dann kommt's wieder aus dem Düster:

„Gotram!"

„Ubald?"

„Sag einmal, was hälst du von diesem Ilselin von der Halde?"

„Daß es ein armes Lämmlein Gottes ist."

„Keine Hexe?"

„Nein."

„Hm."

Wiederum tiefe Stille.

Dann sagt Herr Ubald, als hätte er die ganze Zeit über jene Beweisführung auseinandergesetzt, die er im Innern verarbeitete: „Im übrigen wird das schon durch die Hexenprobe bewiesen werden."

„Und das geistliche Gericht wird alsdann ihre Unschuld bestätigen," fügt Gotram hinzu, der ebenfalls die ganze Zeit über im Geiste gesprochen hat.

„So ist es!" bestätigen beide mit einer Stimme.

Dann wird's auf längere Zeit still im Gemach.

„Ubald!"

„Gotram?"

„Das ist ja alles gut und schön. Aber warum hat unser Bartholomäus gerade an das Ilselin kommen müssen?"

„Wird wohl so in den Ratschlägen Gottes liegen, auf daß vieler Leute Unschuld an den Tag komme."

„Hm, ja... Aber unser armer Bartholomäus hat üble Tage davon und viel Leid."

„Macht nichts. Durch Leid geht man in den Himmel ein."

Und dann denken beide abermals angestrengt nach und

halten im Geist lange Reden, deren Schluß Herr Ubald in feierlichem Ton also bildet:

„Ja, das ist eine von den Fragen, über die unser armer Menschenwitz nicht nachzudenken hat. Das gehört unter die unerforschlichen Ratschlüsse Gottes."

„Fiat voluntas tua!" meint Gotram und fügt ergeben hinzu: „Und nun wollen wir zu Bett gehen, zuerst aber noch recht herzlich für unsern lieben Bartholomäum beten, damit er den Weg auf der dunkeln Straße finde: leiblich, weil er ja doch in der Nacht umherirrt, und geistlich, weil er in großen Schwierigkeiten und Nöten ist."

„Amen!" sagt Herr Ubald.

Dann knien die zwei Gottesdiener einträchtiglich nieder und flehen aus der Tiefe einfältig treuer, kindlich frommer Herzen zu dem, der die Einfältigen und die reines Herzens sind, selig gepriesen hat.

Es dauert lange, bis sie mit allem fertig sind. Schon will Gotram sich erheben, da hält ihn Ubald zurück.

„Jetzt wollen wir auch für unsere Gestrenge beten."

„Muß das sein?" fragt Gotram.

„Es muß sein!"

„Mir dünkt, sie hat's nicht groß nötig. Sie betet ja selber drüben in der Kapelle und kasteit und geißelt sich."

„Sie meint's im Grund nicht so übel," spricht Ubald bedächtig, „aber sie hat eine Binde vor den Augen und all unser Reden hilft wenig. Da muß es unser Gebet tun. Wir müssen Erbarmen mit ihr haben. Sie ist doch eine arme Sünderin und weiß es nicht einmal."

„Ja, Gott erbarme sich ihrer!"

Und dann erheben die beiden ihre Stimme abermals und flehen lange, inbrünstig und heiß für Isentrud zu dem, der die Barmherzigen selig gesprochen hat....

Mittlerweile kniet die Gräfin in der Schloßkapelle und betet auch.

Im heiligen Raume ist's totenstill. Nur das ewige Licht glüht mit rotem Schein in der unbewegten Stille, die so groß ist, daß die Flamme wie eine Dolchspitze gerade und regungslos steht. Ihr Strahl fällt auf die Goldtafel mit den eingelegten Steinen und Glasflüssen über dem Altare. Die allerheiligste Dreifaltigkeit leuchtet in satter Farbenpracht aus dem Helldunkel hervor. Man sieht Gottvater im schneeweißen Bart, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, von blauem Mantel umflossen, wie er den

gekreuzigten Sohn mit beiden Armen vor sich hält, daß der Welterlöser halb in seinem Schoße ruht und doch zugleich der flehenden Menschheit gewiesen wird. Bleich und hell schimmert der Körper des Gekreuzigten aus all der Pracht hervor. Sein dornengekröntes Antlitz aber schaut den Beter ebenso gerade und forschend an wie das rätselvolle Antlitz des Vaters. Glührote Rubinen funkeln zu fünf in seinen Wunden. Und über Vater und Sohn schwebt die Taube des Tröſters, des Paraklets, des Heiligen Geistes, ganz weiß, ganz strahlend, vom siebenfarbigen Kreis edelsten Gesteins umgeben. Hinten aber und zu Füßen und neben der allerheiligsten Dreifaltigkeit glimmert's und schimmert's von tiefblau gekleideten Seraphim und rotgewandeten Cherubim und Heiligen und Seligen in allen Farben der Frühlingsblumen, mit goldenen Glorien um die Häupter, mit Schriftrollen in den Händen, worauf zu lesen ist: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabbaoth! Himmel und Erde sind voll deiner Herrlichkeit! Hosanna in der Höhe!

Isentrud kniet vor diesem Bilde und rührt sich nicht. Wie aus Stein gehauen bleibt sie auf dem Betstuhl, keine Falte an ihrem Gewand regt sich. Das Haupt aber hat sie geneigt, und in die aufgestützten Hände das Antlitz verborgen. So hält sie Forschung im eignen Herzen.

Sie war hart, sie war unerbittlich — aber es mußte so sein.

„Herr, das Feuer in deinem Dienste verzehrt mich! Es läßt mir keine Ruhe, daß ich all die Meinen nach deinen Geboten führe!" betet sie aus tiefster Seele. Dann entsinnt sie sich all der Unbilden, die ihr Sohn heute für sie hatte, und sie breitet die Arme in Kreuzform aus. „Herr, der du für uns gelitten hast, um deinetwillen leide ich gern und willig jede Schmach, jede Kränkung, jede Mißachtung!"

Unwillkürlich hebt sie endlich das Haupt... ein unerklärlicher Schauer rinnt durch ihr Gebein, als der starre Blick des Vaters, der strenge Blick des Sohnes sie trifft. Beinah wähnt sie an der weißen Taube auch die durchdringenden Augen zu gewahren! Hastig rückt sie abseits und wendet sich nach links, wo ebenfalls ein Lämpchen flimmert und aus dem Dunkel die Gestalt der Schmerzensmutter, mit dem siebenfachen Schwert im Herzen, herausdämmert.

„Heilige Mutter! Nicht bin ich unwürdige Sünderin wert, vor dem Allerhöchsten zu bestehen! An dich wende ich mich! Du, selbst Mutter, weißt, was ich um den Sohn meiner Seele leide! Bitte für mich, allerheiligste Jungfrau! Erflehe mir die Gnade, daß ich fest bleibe und die Schlange vernichte, die von der alten Brut übrig geblieben ist! Die mir nun den Sohn rauben will, um ihn Satan zu überliefern, wie sie mir den Gemahl raubte! Bitte für mich, allerseligste Jungfrau, daß ich stark werde gleich dir und, wenn es zur Ehre Gottes notwendig ist, ohne Murren, ohne Klagen des Sohnes schwerstes Leid schaue, ja ihn selber ans Kreuz schlage, nur um seine unsterbliche Seele zu retten!"

Und dann, in der stillen Verschwiegenheit der nächtlichen Kapelle, streift Isentrud die äußeren Kleiderhüllen ab und steht da im rauhen stechenden reibenden Bußhemd, das sie unter ihren Gewändern trägt. Sie zieht den Drahtgürtel fester um die Lenden und entblößt endlich die Schultern, die in der Form denen einer Fürstin, aber mit ihren Narben und Striemen denen einer hörigen Magd gleichen. Sie beginnt mit grausamer Hand das Bußwerk der Selbstzüchtigung...

Nur um des Sohnes willen! Nur für den Sohn, nur für seine arme Seele, die sie in der furchtbarsten Höllengefahr wähnt! Freilich hat sie Bartholomäum nicht geboren, aber für sie, die Unfruchtbare, die ewig Dürstende und Hungernde, war das Tun des Knaben entscheidend, als er, und er allein von allen, die Tränen der armen reichen Frau zu trocknen versuchte... In jener Stunde gebar sie ihn, und nun gilt's den Kampf auf Leben und Tod mit derselben feindlichen Macht, die ihr den Gatten entriß! Es gilt die Pforten der Hölle zu überwinden, da kennt die Mutter keine Schonung, kein Erbarmen. Sie flicht noch Stacheln in die Enden der Geißel... sie rast gegen sich selber...

„Herr, nimm all meine Qualen für den Sohn... für den Sohn... O Bartholomäus!"...

Am anderen Morgen finden die beiden Priester voll Entsetzen die bewußtlose Frau in ihrem Blute schwimmend vor den Stufen des Altars. Sie rufen die Fräulein der Herrin. Diese trachten die Ohnmächtige zu beleben. Aber lange, lange dauert's, bis Isentrud endlich die Augen wieder aufschlägt.

Nun ruht sie auf ihrem harten Bretterlager. Der

schreckliche Stachelgürtel ist ihr abgenommen worden, und unter dem Bußhemd liegen salbengetränkte Umschläge auf dem zermarterten Körper.

Als erstes Tun ihres erwachenden Geistes aber reißt sie die Binden herunter.

„Mir ziemt kein weichliches Pflegen," stöhnt sie schmerzlich, „während mein Sohn in Gefahr der Todessünde schwebt!"

Da fühlt sie, daß jemand ihre herabhängende Hand erfaßt und sie küßt, indessen heiße Tränen sich den Küssen mengen.

„Liebe Gräfin, unsere Frau!" bittet Fräulein Alix wie ein schmeichelndes Kind. „Wüte nicht also gen dich selbst! Denk an uns, laß uns nicht zu Waisen werden, wir wollen ja allesamt mit dir beten und büßen... nur bleib am Leben und mach dich nicht tot! Schau, ich will mir die Haare abschneiden und will fasten an drei Tagen der Woche und alle andern wollen's mit mir tun... nur mach dich nicht tot... denn wir haben dich lieb!"

Isentrud richtet sich mühselig auf und starrt mit großen Augen auf das Mägdlein und die weinende Runde.

„Ihr habt mich lieb?" fragt sie wie im Traume.

„Ja, wir haben dich lieb," tönt es ihr aus vieler Mund entgegen.

Isentruds halbverstorbene Augen gleiten langsam von einem zum anderen tränenbedeckten Angesicht...

„Ja, ich will leben!" haucht endlich ihr blasser Mund.

Und dann läßt Isentrud die pflegenden Hände mit sich tun, was sie wollen, läßt sich stärkende Dinge einflößen und nimmt Wein und Fleischbrühe...

„Ja, ich will leben! Ich muß ja leben, schon um des Sohnes willen!" murmelt sie dazwischen.

∞∞

In jener schwarzen, heißen Nacht ist Bartholomäus gewandert und immerzu gewandert, wie ihn die Füße trugen. Mit der Sicherheit des Nachtwandlers fand er die gewohnten Wege. Es hat ihn nichts angefochten. Wären Räuber dagewesen, sie hätten ihn für ein Gespenst gehalten, wilde Tiere hätten vor ihm die Flucht ergriffen — denn er war gefeit durch den ungeheuren Schmerz, der wie eine Weihe auf ihm lag.

13

„Gott sei gelobt und gedankt, daß du wieder heimkommen bist!“ keucht Muhme Berta atemlos, als sie auf den Freihof läuft, wo der Dieter eben, am Dienstagvormittag, vom Gaul heruntergleitet.

„Grüß Gott, Frau Pfarrmuhme,“ sagt der Dieter gemütlich und fügt lachend hinzu: „Brennt's bei euch im Pfarrhof, daß du so eilig gelaufen kommst?“

Ein Blick aber in das verstörte Gesicht der Alten läßt die gute Laune rasch verfliegen, während sie ihn beim Arme faßt und fortzuziehen beginnt. „Rasch, rasch, Freihofbauer, es gilt Eile!“

„Um Gott, was ist geschehen?“ Den Dieter überläuft's eiskalt, da er nun auch Benno gewahrt, der blaß und zitternd sich an ihn hängt, und an der Haustür seine Mutter erscheint, von zwei Mägden gestützt, mit schreckhaft erhobenen Händen.

„Um Gott, was ist geschehen?“ fragt der Dieter bänglich.

Aber Muhme Berta sagt gar nichts, sondern zieht den Mann nur fort. „Ich erzähl' schon alles, aber komm nur, komm nur... Mein armer Hochwürdiger!... Ach, komm und hilf!“

Eh sich's der Freihofbauer nur versieht, ist er schon im Hausflur des Pfarrhofes, mit seinen schweren Reitstiefeln, die er nicht abzulegen Zeit hatte, und die Muhme schluchzt:

„Gott sei Lob und Dank, daß du heimkommen bist! Ich bin seit heut früh schon zwölfmal bei euch gewesen, um zu fragen, wann du kommst!“

„Ja... was ist denn geschehen?“ stammelte der verblüffte Mann, dem es auffällt, wie still, wie schauerlich still es im Hause Bartholomäi ist.

Muhme Berta ringt die Hände. „Ach, ich weiß ja gar nicht, wie mit allem Unglück nur anfangen... Das Ilselin...“

Dieter hält sich plötzlich an der Wand, denn er beginnt zu wanken, sein Antlitz wird aschfahl.

„Hat es Isentrud gefangen?“ stößt er rauh hervor.

„Wahrscheinlich! Wir wissen's ja nicht! Ich weiß von nichts. Der Bartholomäus...“

„Hat er die Hand im Spiel?“ Es klingt wie das Knurren eines gereizten Wolfes, als der Dieter so fragt.

„Bei Unserer Lieben Frau von Einsiedel... nein und dreimal nein! Im Gegenteil... er scheint bös überlistet worden zu sein...“

„Gottlob! Und nun Frau Pfarrmuhme, rasch heraus mit der Sprache! Was ist's mit dem Hochwürdigen? Warum schleppst du mich hier herein, und ich seh ihn nicht und hör ihn nicht?... Was ist's mit ihm?“

Die Alte gibt sich sichtlich Mühe, gelassen zu reden.

„Es ist also mit ihm, daß er lang auf Geyersperg gehalten ward und erst am vorigen Freitag heimkam, nachdem du fort warst.“

„Ja, ja... das Ilselin aber war noch wohlauf, da ich ging.“

„War sie auch... kannst den Benno da fragen! Der hat sie noch am Mittwoch gesehen.“

„Da hat sie ihre hellen Augen gemacht, Vater, und hat gesagt: Ich warte auf die, so kommen, mich zu holen!“

Dieter stöhnt, unterdrückt aber schnell das Stöhnen. „Und der Pfarrherr?“ fragt er.

„Der war froh und guter Dinge,“ sagt Muhme Berta. „Er hat mir und Frau Mechthild gesagt, du kannst sie befragen, Freihofbauer! daß nun alles gut würde, da er seiner Frau Pate ins Gewissen geredet und sie versprochen habe, sich's zu überlegen. Ach, er war so froh und so gewiß, daß alles zum guten Ende käme!... Er kennt die Isentrud nicht....“

„Noch alles fromme Geschmeiß, das ihr anhängt!“

„Woher soll er's kennen, Freihofbauer? Er ist ein lautrer Christ!“

„Das ist er! Weiter... weiter!“

Die alte Frau trippelt von einem Fuß auf den anderen. „Ja, und da hat er am Samstag und Sonntag so viel zu tun gehabt, daß er erst am Montag, also gestern, hinauf zur Halde kommen ist... und da... weiß Gott, was er gesehen hat!... Da ist er wie ein Halbtoter heruntergekommen, ganz blaß und gräßlich anzuschauen, und hat mir nur gesagt: Ilselin ist fort, ich muß es holen! Und ist in den Stall gelaufen, bei dir, Freihofbauer, wo er das Pferd unterstellt hat, das ihm die Gräfin gab. Hat's selber gesattelt, ist mit fortgeritten wie das lebendige Wetter .... ohne auch nur einen Schluck zu nehmen...“

„Weiter, weiter... wann ist er heimkommen... wo ist er?"

„Heimkommen ist er heut in der Früh, als eben die Sonne aufgangen war... zu Fuß, mit irrem Blick, wiederum gräßlich anzuschauen!... Ich hab' gefragt, wo sein Pferd sei? Zuschanden geritten, hat er gesagt. Ich hab ihn gefragt, ob er von Geyersperg zu Fuß gangen wär. Warum nicht? hat er grauslich gelacht. Und weil doch heut nacht gen Morgen die kalten Winde kommen sind und der Tau grimmig gefallen ist, da wollt ich seinen nassen Mantel wegnehmen, ihm andere Schuh bringen... er hat mich fortgestoßen und ist in seine Kammer gangen und hat sich eingeschlossen."

„Nun... und wo ist er jetzt?"

„Noch in der Kammer, und ist doch bald Zeit zum Elfuhrläuten! Er hat mir keine Antwort geben, so oft ich auch gerufen hab'... und es ist so still."

„Donnerwetter... und das sagst du jetzt erst, du alte Gans!"

„Ich wußt' ja nicht..."

Der Dieterbauer aber ist schon oben an der Tür und versucht den Riegel der Eichenholztür. Der gibt nicht nach.

„Hochwürdiger! Hochwürdiger! Ich bin's, der Dieter! Bin Gutfreund: Mach mir auf!"

Nichts regt sich jenseits der Pforte. Der Bauer trachtet das Auge ans Schlüsselloch zu bringen, es steckt aber der Schlüssel drin.

Da pocht er mit beiden Fäusten. „Hochwürdiger, mach' mir auf!" Der Benno ruft mit schriller Stimme mit, indessen Muhme Berta auch bittet und fleht: „Hochwürdiger, mach' auf, es sind gute Freunde da!"

Aber drinnen rührt sich nichts und niemand kommt zur Tür, nur will es dem scharfen Gehör Dieters bedünken, als ob ein leises wehes Stöhnen wie das eines Sterbenden erklänge.

„Da gilt kein Zaudern, er muß krank sein! Benno, hol' meine Axt, ich muß die Tür einschlagen! Es geht ums Leben."

Der Bub, ist weg, eh' nur das letzte Wort verklang, und die zwei stehen im engen Stiegenhaus und warten...

Wieder vermeint der Dieter das schwache Stöhnen zu vernehmen. „Geb' Gott, daß wir noch zu rechter Zeit

kommen!" sagt er. Die alte Frau nickt mit klappernden Zähnen, denn auch sie hat das Stöhnen gehört.

„Die Isentrud wird ihm doch nicht vergeben haben, daß er an heimlichem Gift starb?" raunt sie betend.

„Sie wär's imstande... aber ich glaub's nicht. Er wird wohl nur krank sein vor Not und Schreck und Pein und Anstrengung... Weiß Gott, was er gesehen hat und was ihm vor Augen kommen ist!" murmelt der Freihofbauer.

Da springt der Benno die Treppe herauf, mit der schweren, haarscharfen blinkenden Axt über der Schulter. „Da ist das Werkzeug, Vater," flüstert er. Auch sein Kindergemüt hat begriffen, um was es sich handelt.

Der Freihofbauer aber ruft noch einmal in die verschlossene Tür hinein: „Hochwürdiger, Hochwürdiger, mach' auf, sonst schlage ich zu!"

Aber nichts antwortet.

Da hebt der Dieter sein Werkzeug und schmettert es wider das feste Holz und die starken Eisenriegel. Einmal ...zweimal... dreimal... die Tür beginnt zu wanken. „Im Namen Gottes!" keucht der Bauer und haut mit aller Kraft zum letzten Male zu. Da fällt die splitternde Tür krachend nach innen.

Aber der Dieter fängt sie mit behendem Griff auf, denn nicht weit von ihr liegt drinnen eine unbewegliche Gestalt am Boden. Beinahe hätte das schwere Holz den Bewußtlosen getroffen.

„Ich wußt's ja!" ruft der Mann und drängt sich durch, hinter ihm das bebende alte Weib und der weinende Knabe.

„Hochwürdiger, um Gott! Was hat man dir getan?"

Da liegt Bartholomäus mit ausgebreiteten Armen wie ein Gekreuzigter am Boden . . . Bleich wie der Tod, mit geschlossenen Augen, von den Gewändern wie von angeklebten Häuten umgeben. Sie waren vom schweren Nachttau naß und sind nun an seinem fieberheißem Leib angetrocknet... Da liegt er und hört nicht das Jammern seiner Muhme, noch das Weinen Bennos, noch die lauten Verwünschungen Dieters, die an Gräfin Isentrud gerichtet sind.

Der Magister atmet noch, aber das ist alles.

Bald darauf haben sie ihn entkleidet, in neue Gewänder gehüllt, aufs Lager gebettet, ihm Erquickungstränke in den vertrockneten Mund gegossen, ihm auf alle Art und

Weise Erleichterung verschafft — aber es hat wenig geholfen. Wohl sind seine Augen nun geöffnet, allein er kennt niemand, und was an irren, sich überstürzenden Worten über seine Lippen kommt, das versteht keiner, so leise und hastig und abgerissen geht es dahin.

„Er hat das Fieber vom nächtlichen Tau und von der bösen Aufregung!“ äußert der Dieter. „Da heißt es in Geduld abwarten, bis sich der Anfall legt.“

Die Muhme aber kommt mit kühlen Leinenbinden, tränkt sie in kaltem Wasser und legt sie auf Bartholomäi Stirn. „Das tut gut, das kühlt!“ sagt sie weinend.

Eine ihrer Tränen fällt heiß und schwer auf des Pfarrherrn Hand, da schreckt er zusammen und rollt die Augen.

„Wer weint um mich?“ röchelt er. „Weint nicht um mich, weint um euch und eure Kinder.“

„Er redet irre, laßt ihn sprechen!“ beschwichtigt der Bauer die entsetzte Frau.

Die kühlenden Umschläge aber tun langsam ihre Wirkung. Bartholomäus reißt die Augen weit auf und beginnt klarer zu sehen. Das erste, worauf seine Blicke fallen, ist die Axt, die vergessen an der zerbrochenen Tür lehnt, und dann gewahrt er den Dieter, der sich über ihn beugt.

Ein gräßliches Lachen tönt durchs Zimmer:

„Hast du deine Axt, Freihofbauer, hast du sie? Schlag' nur zu, und fest... ich hab's verdient, hab' das Ilselin dem Tod überantwortet, weil ich noch an Treu und Gerechtigkeit in Menschenseelen glaubte! Weil ich vermeinte, wer Gott immerdar im Mund führt, müßt' ihn auch im Herzen haben!... Schlag' zu, schlag' zu... ich hab's verdient!“

Wieder werfen die Wände das irre Lachen zurück. Der Freihofbauer aber neigt sich ruhig über den Kranken, nimmt seine Hand und sagt leise, nachdrücklich:

„Hochwürdiger, mein bester Freund, hör' mich an!“

Etwas in dem Tone dieser Worte besänftigt Bartholomäus, daß er mit erwachendem Bewußtsein den Sprecher ansieht, der seine Hand immer noch festhält.

„Vor Gott dem Allmächtigen sag' ich dir, daß du unschuldig bist an allem Bösen, was andere im Namen unseres Herrn getan haben. Mag es sein, was es will, du hast so wenig Schuld daran wie unser lieber allermildester Herr und Heiland! Ich vertrau' dir, ich glaub'

an deine Treue, und ich sage dir im Namen Gottes, daß du unschuldig bist an allem, was geschehen ist!"

Der Kranke hört mit folgsam geduldigen Augen zu, die immer mehr den irren Blick verlieren.

„Wenn du es sagst, will ich's glauben," murmelt er.

„Du kannst es glauben!" kommt die feste Antwort. „Halte dich nur ruhig und trachte bald gesund zu werden, damit wir dem Ilselin helfen können. Nur sag' mir jetzt noch eins: Wo ist sie? Was ist mit ihr geschehen?"

Da rafft sich der Pfarrherr mit übermenschlicher Anstrengung auf und zieht Dieters Haupt an sich. „Hör' mir zu... ich will es dir sagen, eh' das Fieber mich abermals packt und irre macht."

Und er flüstert und spricht, und überstürzt sich, und raunt in Dieters Ohr, und erzählt in abgerissenen Sätzen, wie er oben auf der Halde war und was er dort erlebte, wie er nach Geyersperg geritten ist und was ihm da geschah, und wie er endlich in der Nacht heimgewandert ist, wo es zu Anfang zu heiß war und dann so kalt wurde .... so kalt wie in Isentruds Kerkern!

„Sie hat das Ilselin in Verwahr... aber wo, das erfahr' ich nie... bis es zu spät ist..." schließt er den Bericht, indem er aufs Lager hinsinkt und die Macht der Krankheit ihn aufs neue packt.

Dieter aber sitzt lange und in tiefstem Sinnen am Bette des Hochwürdigen und überläßt es der Muhme, mit Bennos Hilfe alle Heilmittel und kühlenden Umschläge zu besorgen.

Er steht auch erst auf, als Bartholomäus in Schlaf gesunken ist. Dann schleicht er die Stiege hinunter und winkt der Alten, ihm zu folgen. Benno ist als Wächter zurückgeblieben.

Unten läßt sich der Dieter in der Küche nieder und hat nichts dagegen, daß ihm die Muhme Speck und Brot und Wein vorsetzt.

„Ich bin noch nüchtern vom Morgen her," meint er entschuldigend, während er tapfer einbeißt. Und die Alte trägt ihm nichts nach, sondern freut sich, daß es ihm schmeckt. Sie holt auch noch besseren Wein her und fragt dann in besorgter Art: „Was kann nun geschehen? Was soll geschehen?"

„Das ist nicht so leicht gesagt!" antwortet der Bauer und stützt den Kopf in die Hand. „Wie ich mir's auch

hin und her überlege, ich weiß, um Gott! keinen anderen Rat, als abwarten, bis der Hochwürdige zu gehen und zu reisen vermag. Dann muß er zum Bischof und sich bei seinem Obern die Hilfe holen, die wir brauchen."

„Aber der Bischof ist doch der Ohm von der Isentrud!"

„Freilich! Doch er ist ein gerechter Mann, nach allem, was ich von ihm weiß. Und außerdem, bei seiner Art, da er schier mehr Ritter und Weidmann denn Priester ist, wird ihm die Isentrud auch nicht sonderlich in die Augen stechen. Es muß wenigstens versucht werden, seine Fürsprach' und Macht zu gewinnen."

„Ja, und einstweilen kann die Isentrud das arme Ilselin längst totgemartert haben."

„Glaub' ich nicht. Nach allem, was unser Hochwürdiger mir da eben erzählt hat, scheint's, als ob sie ein fromm und gottwohlgefällig Mäntelein um die üble Sach' hängen wollt' und ein Gericht über das arme Lämmlein Christi berufen will. Nun, zu dem Gericht aber gehört auch die geistliche Behörde. Da muß sie warten, bis der Bischof selber kommt."

„Und einstweilen kann sie das Ilselin martern!"

„Mach' mich nicht bös, Frau Pfarrmuhme! Wenn ich nur an alles denk', was möglich ist, möcht' ich Tisch und Stühle in Stücke schlagen!... Es bleibt ja kein Trost als der, daß die böse Sieben doch soweit von unserem Hochwürdigen eingeschüchtert ist, daß sie rechtmäßig vorgehen will und nichts tut, was üblen Schein auf sie werfen könnt'!"

„Ja, ja, ich versteh' schon, Freihofbauer! Ich will auch jeden Tag den Rosenkranz darum beten."

„Tu also, Frau Pfarrmuhme. Gott lohn's dir!"

„Wenn nur unser lieber Hochwürdiger bald gesund wird!"

„Das kann ich dir sagen! Vor neun Tagen ist er nicht wohlauf. Wenn einer sich bei uns in den Taunächten das Fieber holt, dann dauert's so lang. Geh' zu meiner Mutter und laß dir die Kräuter geben, die sie für solchen Fall braucht. Du mußt sie in heißem Wasser absieden und dann verkühlen lassen, auch Honig dazu tun, daß der Trank kühl und süß ist. Den gibst du dem Hochwürdigen morgens, mittags und abends."

„Vergelt's Gott, Freihofbauer."

Beide schweigen und horchen auf, denn von oben kommt das leise süße Trilieren von Bennos Flöte.

„Der Bub' wird doch nicht toll sein und den Hochwürdigen mit seinem Flötieren aufwecken?" sagt der Bauer halb geärgert.

Und schon sind beide auf der Stiege. Der Dieter schreitet eben ganz leis, weil er die Stiefel abgelegt hat und in Strümpfen geht. Auch die Muhme hat die Schuhe abgestreift. Da merkt man kaum, wie sie an der eingeschlagenen Tür vorbei in die Kammer treten und ins Schlafgemach hinüberblicken.

Bartholomäus liegt ganz still, nur seine Hand begleitet sachte die auf und absteigenden Töne, mit denen Benno allerlei anmutige Wechselungen von Ilselins Brautlied bläst, daß es klingt, als ob eine Amsel an mildem Frühlingsabend vom hohen Baum herunter ihre Freude sänge.

Der Dieter winkt der Muhme, sie bleiben ruhig stehen und warten. Endlich setzt der Bube ab, um Atem zu schöpfen.

Bartholomäus aber spricht vor sich hin wie einer, der im Traume redet. „Ja, du darfst ruhen! Du hast mir die Last von der Seele geblasen, nun ist sie leichter. Mußt aber gleich wieder anfangen, sonst kommt der böse Feind und sagt mir ins Ohr... Was sagt er doch?"

Das letzte kommt so bang heraus, daß Benno ängstlich die Flöte an die Lippen hebt und wieder zu blasen beginnt. Er tut's aber diesmal ganz leise, ganz gedämpft, und läßt die Melodei des Brautliedes weg. Ein innerer Trieb sagt ihm, daß es also besser sei. Es klingt nun wie das süße Gezwitscher von müden Vögeln, die zu Nest geflogen sind und vor dem Schlafen noch leise, leise miteinander schwätzen.

Der Dieter nickt, die Muhme faltet die Hände. „Gott segne den Buben!" flüstert sie. Des Vaters Augen glänzen vor Stolz. „Der versteht's!" murmelt er.

Und nun regen sich Bartholomäi Lippen abermals, und seine fieberschwachen Hände erheben sich zum Gebete.

„Herr, Herr, zürne mir nicht! Dein Brautführer war lässig, hat sich die Braut nehmen lassen! Aber nicht mit meinem Willen, nicht mit meinem Willen! Herrlich geschmückt solltest du die Braut begrüßen! Demütig wollt' ich sie dir zur Schwelle des Brautgemaches bringen und mich freuen an deiner Stimme, wenn du ihre Schönheit sähest! So wie Elieser, der Knecht Abrahams, die Rebekka aus fernen Landen heimführte, so wollte ich dir deine Er-

wählte bringen... O Herr, Herr, zürne deinem Knechte nicht! Sei mit der Verlassenen, Geraubten... Laß uns wissen, wo ihr Kerker ist . . ."

„Ja, wer das wüßt'!" flüstert der Dieter ingrimmig, indessen Bartholomäi Stimme immer mehr in undeutlichem Lallen erstirbt und die Flöte immer leiser und sachter tiriliert.

„Es wär' schon so viel gewonnen, wenn der Kerker der armen Unschuld gefunden wär', daß man ihr Trost zukommen lassen könnt', daß sie wüßt', die Freunde gedenken ihrer," raunt die Muhme.

„Ja, ja... das wär' schon ein bißchen Glück! Aber wie anstellen? Wenn der fromme Drache was merkt, so wird das arme Lämmlein von einem Verließ zum anderen verschleppt... Das müßte sehr behutsam gemacht werden!"

„Vater," sagt da der Benno plötzlich und steht neben dem Freihofbauern und der Muhme, ehe die zwei nur sehen, daß er vom Lager weg ist. „Vater, ich möcht' dir etwas sagen! Aber nicht hier, sondern unten, damit unser Hochwürdiger nicht aufgeweckt wird. Er schläft jetzt so gut."

„Und was willst du denn sagen?"

„Ich will's Ilselin suchen..., aber wie, das erzähl' ich nur unten... Der Hochwürdige muß seine Ruh' haben."

„Gott spricht aus dem Kind'!" flüstert Muhme Berta, die rasch an Bartholomäi Lager schlüpft, ihm Puls und Stirn fühlt, und nun wieder draußen ist. „Lassen wir ihn ruhen. Eben ist alles in der Ordnung bei ihm. Wir hören ja unten, falls er sich regt oder ruft. Laß uns leise hinuntergehen, um zu vernehmen, was Gott durch den Mund des Kindes sagt."

„Gott spricht aus dem Kind'!" wiederholt die Muhme, als alle drei in der Küche sind. „Ich seh's an seinen Augen! Er blickt drein wie jemand, der Macht hat... Und nun sprich, Benno, und laß uns hören, wie du das arme Ilselin suchen willst!"

„Also, Frau Muhme und lieber Vater! Ich werd' ein Röcklein anziehen, wie es die Wallersleute und Pilgrime tragen, ich werd' einen Rosenkranz umhängen und einen Stab nehmen und meine Flöte, und ich werd' landauf und landab wandern und vor jedem Kloster, jedem festen Turme, jedem Kerker flöten und singen, wie ich's weiß! Vor allem das Brautlied! Wo unser Ilselin ist, da hört sie mich und kennt meine Stimme, und ihr allermildester Herr Bräutigam wird schon machen, daß sie mir antworten

kann. Und mein Brot werd' ich mir erflöten und ersingen, wenn das gar ist, was die Frau Muhme mir in den Sack steckt... tu' auch ein paar von deinen Küchlein dazu! Und die Ahne drüben legt mir trocken Fleisch in den Sack! Ja... und was ich sagen will: dann flöt' ich und sing' ich vor Höfen und Burgen und an Stadttoren immer nur fromme Lieder... und horch' auf, was die Leut' sagen, und merk' mir, von was sie reden, und kundschaft' alles fein aus! Sie haben ja kein Mißtrauen vor dem Vöglein Christi."

„Vor was?" fragt der Dieter erstaunt, während sich die Muhme immerzu die Tränen abwischt, die ihr aus den Augen rinnen. „Vor was oder wem sollen sie kein Mißtrauen haben?"

„Vor dem Vöglein Christi!" antwortet Benno kühnlich und lacht ganz hell. „So werd' ich mich nennen, denn so hat mich das Ilselin geheißen, daß ich mich nennen soll, wenn ich einmal in großer Not und Fährlichkeit bin."

„Wann hat sie dir das gesagt?"

„O schon lang einmal... weiß gar nicht mehr wann! Schon eh der Hochwürdige etwas von ihr gewußt hat. Da bin ich einmal oben an der Halde gewesen und hab' bei ihr gesessen, wie ihre Geißen und meine Geißen zusammen geweidet haben. Da hat sie mit mir so allerlei gesprochen, wie man so redet..." Benno macht bei dem Bericht ein ganz altkluges Gesicht, als sei er hundert Jahre alt. „Ich glaub', wir haben von den Zeitläuften gesprochen und vom Krieg, und daß man nie wissen kann, ob feindliches Gesindel einen nicht von Haus und Hof jagt, daß man arm und nackt und bloß in die Welt hinaus muß und Gott noch danken darf, daß man nur das liebe Leben hat. Du mußt nicht bang sein, hat das Ilselin gesagt, wenn dir also geschieht. Du mußt nur auf Christus den Herrn vertrauen, wie die Vöglein auf ihn vertrauen, daß er ihnen die Brödlein gibt, die sie brauchen. Dann hilft er dir! Und da hab' ich gelacht und hab' gesagt: Ei, das wär' nicht übel! Vöglein Christi hieß ich gern, das klingt gar fein, und wenn er mir hilft, so will ich's wohl zufrieden sein. Sei nicht bang, hat sie geantwortet. So du nur vertraust und Glauben hast, als ein Senfkorn, kannst du Berge versetzen! Und wenn du auf die milde Hand meines Herrn Bräutigams hoffst, so tut sie sich dir allezeit auf und gibt dir, was du bedarfst. Ist sie doch um deinetwillen vom grausamen Nagel durchstoßen worden!"

Der Benno hält einen Augenblick inne, seine beiden Zuhörer verwenden kein Auge von ihm. Nach einer Pause fährt er fort:

„Da hab' ich mich gefreut und hab' gesagt: Also sei es, Ilselin! Sobald es nottut, werd' ich Vöglein Christi und vertrau' auf meinen Herrn! Du mußt mich aber auch lehren, wie ich alsdann zu ihm sprechen muß. Und da hat sie mich ein Liedlein gelehrt, das durft' ich nie sagen, bis es an der Zeit wäre. Aber ich kann's und hab mir seine Weise wohlgemerkt, und nun will ich's euch künden, daß ihr wißt, wie ich vor den fremden Türen antworten werd', wenn sie mich fragen: woher und wohin? Und wenn ich ihnen gesagt hab', ich sei das Vöglein Christi!"

Alsdann nimmt der Benno seine Flöte und beginnt sehr süß und sehr innig zu spielen. Kurz und lieb und ganz einfach tönt die Melodei. Dann setzt er die Flöte ab und beginnt zu singen:

Christi Vöglein heiß ich gern,
Will von seiner Güte leben,
Fest vertrauend meinem Herrn,
Ganz in seine Hand gegeben.

Hält er doch für mich bereit
Alles, was ich nötig habe,
Spendet mir zu rechter Zeit
Meines Bröckleins milde Gabe.

Wehrt der Angst und wehrt der Pein,
Stillt die Fragen und die Sorgen.
„Singe", spricht er, „Vögelein,
Sing und denke nicht an morgen!

„Zukunft ruht bei mir allein,
Heute bist du wohlgeborgen,
Singe, kleines Vögelein,
Sing und denke nicht an morgen!

Es wird ganz still, nachdem das Lied verklungen ist. Keiner von den Zuhörern regt sich. Die Muhme läßt ihre Tränen laufen und betet leis, mit gefalteten Händen. Der Dieter hat den Kopf in den rauhen Händen versteckt.

Da ertönt von oben her ein schwacher Ruf: „Was war das? Wer hat da gesungen?"

Der Ruf bricht den Bann, alle eilen hinauf.

Bartholomäus sitzt aufrecht im Bett und wiederholt seine Frage:

„Was war das? Wer sang so süß?"

„Ich, Hochwürdiger," beeilt sich Benno zu antworten und schmiegt sich an den Kranken. „Ich will also singen und flöten, wenn ich in die Welt hinaus ziehe, unser Ilselin zu finden. Ich will Christi Vöglein sein und vor den Toren singen und erkunden, wo das arm Ilselin eingekerkert ist. Sie hat mich dies Lied gelehrt für den Notfall, und ihr allermildester Herr Bräutigam wird mir schon beistehen, wenn ich sein Vöglein bin, daß ich sie finde."

Ueber Bartholomäi Antlitz breitet sich eine himmlische Verklärung. Trotz des Leides, aller Seelennot, tritt doch ein seliges Leuchten in seine tiefliegenden, dunkelumränderten Augen.

„Da ist die Hilfe! Wie der Herr schon gesprochen hat: Quia ex ore infantium et lactentium perfecisti laudem, aus dem Mund der Kinder und Säuglinge hast du dir Lob bereitet! Da ist die Hilfe!"

„Ja, ich glaub' auch, daß die Stimme Gottes aus Bennos Munde spricht!" murmelte die Muhme. Dieter ermannt sich mit raschem Entschlusse:

„Hochwürdiger! Es ist noch nicht so lang her, daß ich dir hier in diesem Gemache gelobt habe, ich sei dein Mann und dein Getreuer, weil ich in dir zuerst die Treue gefunden hab'. Und nun sag' ich, auch mein Sohn ist dein Getreuer. Gib ihm deinen Segen, auf daß er hinausziehe in die weite Welt, unser arm Lämmlein zu finden. Es ist mein Einziger, ich laß ihn aber ziehen im Vertrauen auf unsern allermildesten Herrn Jesus Christus. Du und das Ilselin, ihr habt mich gelehrt, Gott finden, nachdem ich durch Isentrud und ihre Leute verführt war zu wähnen, er sei nicht zu finden. Jetzt hab' ich ihn und laß ihn nicht und geb' meinen Sohn in seine Hände. Er wird's wohl machen."

„Amen!" schluchzt die Muhme und fügt weinend hinzu:

„Ich back ihm auch noch Küchlein für die Reis'."

„Juchhe! Da kann's mir nicht fehlen!" jubelt der Benno und kniet vor dem Lager Bartholomäi nieder. „Nun gib mir deinen Segen, Hochwürdiger! Ich muß machen, daß ich fortkomm! Heute abend noch muß ich in Stedlingen sein, wo der finstere Hexenturm ist."

Ein leiser Schauer rinnt durch des Magisters Gebein.

Er nimmt sich aber zusammen, hebt die zitternde Hand und segnet den Knaben.

„Und jetzt fliegt das Vöglein Christi aus!“ sagt der Benno lustig und will schon forteilen. Doch sein Vater hält ihn zurück.

„Halt, mein Bub', nicht so schnell! Heute bleibst du mir noch daheim, daß wir dich richtig ausstatten können.“

„Ich muß auch noch die Küchlein backen!“ fällt die Muhme ein. Der Freihofbauer aber achtet's nicht, sondern spricht weiter: „Morgen zu Sonnenaufgang ziehst du hinaus und tust, wie dich unser Herr und Gott heißt tun! Jetzt aber, und an dieser Stelle, wo ich vor kurzem zu neuem Leben geboren ward, sollst du auch noch den Segen deines Vaters empfangen. Knie hin!“

Und Benno kniet abermals. Der Dieter aber hebt die Hand. „Großer Gott, allgütigster Herr, Vater und Erlöser und Heiliger Geist! In deine Hand gebe ich meinen Einzigen, daß er hinausziehe, wie ein Lamm unter Wölfe, um das Ilselin, die Braut Christi, zu finden! Segne ihn, schütze ihn, geleit ihn, laß ihm alles zu gutem Ende gelingen! Amen.“

∞∞∞

In all der Zeit, wo treue Herzen so bitteres Weh um sie leiden, sitzt das Ilselin still und geduldig im festen Gemache eines Turmes. Wo sie ist, weiß sie nicht. Hat man sie doch am Abend in dichtverschlossener Sänfte fortgeführt, und die Sterne gingen auf Mitternacht, als man sie einlieferte. Und auch da hat sie nur eine hohe Torwölbung gesehen, wo die Sänfte hingesetzt ward. Ein alter Mann und eine mürrische Frau nahmen sie in Empfang und führten sie eine Wendeltreppe hinauf, nach dem Gefängnis, das ihr zugeteilt war. Sonst hat sie nichts erblickt, und wenn auch? Sie ist ja nie von der Halde weggewesen, da ist ihr alles fremd.

Nun sitzt sie in ihrem Gefängnis und wartet auf die Erfüllung ihres Schicksals. Das Gefängnis ist nicht allzu arg. Es ist ein hohes Gemach, das ziemlich weit oben ein vergittertes Fenster hat. Wenn das Ilselin sein hölzernes Sitzbänklein an die Mauer rückt und sich darauf stellt, kann es an das Fenster reichen. Doch geht der Blick nur nach oben, nach dem Himmel. Unterwärts sind Steine vorgebaut, daß man nicht nach unten sehen kann. Das

Mägdlein verlangt auch nicht nach weiterem Blick. Es ist zufrieden, sein Stücklein Himmel zu sehen und die Vögel, die da herumfliegen. Es sind viele Tauben, auch Spatzen. Die Schwalben sind bereits fort. Aus diesen Vögeln, sowie aus allerhand Geräuschen, die heraufschallen, schließt das Ilselin, daß es sich an einem größeren Orte befindet. Vielleicht Geyersbrunn oder Stecklingen? Oder sonst eine der Ortschaften und Städtlein, die sie von der Halde oder dem Riesentritt aus so oft in der Ferne sah? Sie weiß es nicht und begehrt's nicht zu wissen. Sie wartet geduldig und hält leise flüsternde Zwiesprache mit all den geheimnisvollen Gegenwarten, die ihre Stille bevölkern.

Außer dem Sitzbänklein ist noch eine Lagerstatt da, ein festes Gestell mit Stroh gefüllt und mit einer Decke. An der Wand ist ein eingemauerter Tisch, auf dem der große Wasserkrug steht und der Brotlaib liegt, den Gefangene erhalten. Des Morgens kommt die mürrische Frau, gießt frisches Wasser in den Krug, sieht nach, ob noch Brot da ist, und reicht ein Teil Flachs her, das die Gefangene am Rocken spinnen muß.

„Wer gefüttert sein will, muß arbeiten!" sagt sie dabei und schaut haarscharf nach, wenn sie zu Mittag das Schüsselein mit magerer Suppe bringt, ob auch fleißig gesponnen ward. Nun, sie kann sich nicht beschweren. Die weißen gewandten Finger lassen die Spindel tanzen und drehen den Faden so fein und so ebenmäßig, daß die habsüchtige Kerkermeisterin heimlich lacht. Denn für das Garn zahlt ihr der Weber blanke Gulden.

Sie läßt sich aber nichts merken. Sie antwortet auch nie auf des Ilselins sanften sittigen Gruß am Morgen, noch auf das milde „Gesegnete Nacht!" wenn sie kommt am Abend nachzuschauen. Heimlich aber muß sie doch zurückblicken, ehe sie mit der Laterne fortgeht und das zarte Kind allein im Kerker läßt. Das Ilselin sieht dann so lieb aus!

Die Frau ahnt ja nicht, daß sich das Ilselin gerade auf die stockfinstere Nacht freut, denn für Christi Erwählte ist diese Nacht gar hell. Kaum hat sich die Tür geschlossen, so treten aus der Finsternis lichte Gestalten hervor, lauter Engel, große und kleine, die machen die Runde um Ilselin und halten sich an den Händen dabei und singen ganz leise, ganz leise dazu. Das klingt so schön! Und sie grüßen die Schwester und nicken und winken und drehen den himmlischen Reigen ohne Rast noch Ruh. Und dann später,

wenn alles Geräusch erstarb und es so still ist, daß man die Luft wie eine Last empfindet, weil sich nichts regt, dann öffnet sich der Kreis der Engel, und sie treten in zwei Reihen auf die Seite, und es kommen noch herrlichere Gestalten herein. Seraphim, ganz brennend von innerem Feuer, mit glänzenden Scheinen ums Haupt und mit leuchtenden Flügeln, die kaum in das Gewölbe gehen. Die hohen Seraphim müssen sich bücken. Und auch sie treten ehrfurchtsvoll zur Seite, denn ihre Königin kommt. Sie hebt die Hand, sie lächelt, sie setzt sich neben des Ilselins Lager, und sie erzählt ihr von ihrem Sohn, so recht wie eine liebende Mutter von dem einzig Geliebten erzählt. Und das ist so schön, so herrlich, so wundervoll, daß Ilselin jedesmal sanft und selig darüber einschläft, wie ein Kind, dem Mutterliebe die Ruhe bereitete. Ja, darum kann Ilselin die Nacht kaum erwarten!

Sie redet auch manchmal am Tage mit der Himmelsmutter oder den Engeln. Ihren Herrn Bräutigam aber sieht sie nicht, und sie wundert sich gar nicht darüber. Das darf sie von dem geliebten Herrn nicht verlangen. Es ist schon Gnade genug, daß sie soviel himmlischen Besuch hat. Aber sonst geht es ihr ja im Grunde nicht schlecht. Der Herr aber wird erst erscheinen, wenn sie wirklich seiner Hilfe bedarf. Auf der Halde war's anders, da mußte er sie lehren und auf das Kommende vorbereiten. Nun hat sie zu warten, da bleibt er fern und sendet die Mutter, die Engel... Wenn's an der Zeit ist, wird er schon selbst kommen!

Und so vergehen die Tage...

Manchmal muß sich das Ilselin daran erinnern, wie es war, als Hunold und seine Spießgesellen auf die Halde kamen. Sie fängt beinahe an zu lachen, wenn sie an das Staunen der Männer denkt. Sie erwarteten, eine kreischende, sich sträubende Dirne fortschleppen zu müssen. Und statt dessen trat ihnen ein ganz ruhiges sanftes Mägdlein entgegen, mit freundlichem Gruß, und sagte: „Ihr wollt mich holen? Ich bin bereit."

Die Männer erschraken und prallten zurück. Keiner wollte Hand an sie legen. Es dünkte ihnen unheimlich. Aber das Ilselin ging freiwillig zur Sänfte und sagte: „Da soll ich wohl hineinsitzen?" Da faßten sie Mut und rissen die Tür auf wie für ein Fräulein und machten ungeschickte Entschuldigungen. Sogar Hunold wagte nichts

zu sagen. Nur als sich der Zug in Bewegung setzte und Hugin und Munin wie rasend heranstürmten, war's dem Hunold eine rechte Erleichterung, die Hunde abzuschlachten. Es war ihm, als ob er sich dadurch Luft machen müsse.

„Armer Hugin, armer Munin!" seufzt Ilselin, wenn sie der Getreuen gedenkt, und dann meint sie: „Ob mein lieber Herr auch irgend so ein treues Getier hatte, das um ihn starb, als ihn die Menschen verließen?"

Es will ihr bedünken, als ob das ein lieblicher Gedanke sei, und sie entsinnt sich, vom Kreuzschnabel gehört zu haben, der sein Schnäblein krumm pickte vor Anstrengung, die grausamen Nägel aus dem Kreuzholze zu ziehen, und dessen Brüstlein rot ward vom Heilandsblute.

„So hat mein Herr doch auch etwas Treues gehabt!" meint Ilselin, und wenn sie es den Englein erzählt, so lächeln die und nicken.

Und die Tage vergehen. Doch während sie dahinschwinden, wird es dem Ilselin manchmal sonderbar zumute. Wenn sie so am Rocken sitzt und die Spindel am Boden kreist, und ihre Finger den Faden drehen, indessen ihr Mund leise all die vertrauten Lieder singt, dann fühlt sie plötzlich, daß jemand sie ansieht. Sie weiß es, niemand könnte es ihr abstreiten. Hie und da muß jemand hinter der Kerkertür stehen und durch irgend ein Gucklöchlein nach ihr blicken. Wer mag es sein?

Wenn sie die Englein befragt, schütteln die ihre Köpfe. Fragt sie die Himmelsmutter, so legt die ihren Finger an die Lippen. Sie soll's nicht wissen.

„Ich fürchte mich vor den Blicken, heilige Mutter," sagt sie oft des Nachts zur Trösterin der Betrübten. Und die meint alsdann, daß es sich der Braut ihres Sohnes nicht gezieme, sich vor etwas auf der Welt zu fürchten. Dann schickt sich das Ilselin wieder und erträgt's, obwohl es ihr jedesmal eiskalt über die Glieder läuft, wenn sie den geheimnisvollen Blick spürt. Gottlob kam er in den letzten Tagen nicht.

Und dann hört Ilselin eines Tages ein liebliches Flöten und Tirilieren unter ihrem Fenster... Es ist die traute Weise... So kann nur einer flöten und spielen! Da fängt sie hell und laut an zu singen, und es schallt vom hohen Turm herab:

„Mein Bräutigam ist gekommen,
Er kam in der schweigenden Nacht,
Meine Lampe, die ist entglommen,
Meine Leuchte, die ist entfacht!
Ich will ihm zu Füßen sinken,
Von seinen Rosen bekränzt,
Vom Weine da will ich trinken,
Den er seinen Treuen kredenzt."

Am Tage darauf aber steht ein Pilgermännlein vor dem Dieterbauer und der Pfarrmuhme, die bei einem bleichen matten Genesenden weilen, der im Sessel lehnt. Und das Vöglein Christi sagt:

„Gott zum Gruß, ihr meine Lieben! Nun hab' ich das Ilselin funden. Es sitzt im schwarzen Turm von Geyersbrunn gefangen."

14

Und in all der Zeit ist das Leben auf Schloß Geyersperg weitergegangen wie immer. Gräfin Isentrud hat ihre Kranken gepflegt, ihre Obdachlosen aufgenommen, ihre Sünder gestraft, ihre Fräulein erzogen, ihre täglichen und nächtlichen Andachten gehalten und ihre Pflichten für Land und Untertanen erfüllt. Hauptmann Odilo hat mit den Reisigen und den Stadtmannen von Geyersbrunn einen Versuch gemacht, die Stegreifritter in den Buchbergen zu bezwingen, es ist aber nicht geglückt. Nun harrt man des streitbaren Bischofs, der mit seinen Leuten kommen wird, um sich mit Isentruds Kämpfern zu vereinigen. Denn die Gräfin hat geschworen, das Raubzeug auszurotten, auf daß männiglich im Frieden und aller Sicherheit durch ihr Gebiet ziehen kann und die Bauern ihre Ruhe haben.

Alles ist auf Schloß Geyersperg wie immer, nur drei Dinge sind anders geworden.

Erstlich darf der Name des Pfarrherrn von Wolfsweiler nicht laut und nicht leise genannt werden. Bartholomäus lebt nicht mehr für Geyersperg. Sogar sein altes Zimmer ist geändert. Was an ihn erinnerte, wurde ausgeräumt und auf Isentruds Befehl verbrannt, als seien

es die Geräte eines an der Pest Gestorbenen. Und nun haust ein neuer Gast im Gemach ob dem Toreingang, ein Gast, der sich zu Bartholomäo ebenso verhält wie der bitterkalte Winter zum leuchtenden Sommer.

Und dies bedeutet die zweite Veränderung im Schlosse. Denn der strenge Gast ist Isentruds neuer Beichtvater. Zwar haben Herr Ubald und Herr Gotram noch die Wohnung auf der Burg und lesen ihre Messen und hören Beichte von den Leuten, die ihnen trotz allem treu blieben — aber für die Gräfin und ihren näheren Anhang kommen die alten Seelenführer nicht mehr in Betracht. Sie hat den Herren kurz und bündig erklärt, daß sie zu milde, zu nachsichtig seien, daß diese Milde und Nachsicht in Schwäche auszuarten drohe, und daß sie deshalb ihre Gewissensfragen und Seelennöte einem strengeren Leiter anvertrauen wolle. Und so ist denn Herr Boldewin gekommen, den sich die Gräfin aus Marburg verschrieb, und ist feierlich zum Gewissensrat angenommen worden. Herr Boldewin ist wortkarg und finster, spricht freiwillig mit niemandem. Alles weicht ihm scheuen Blickes aus, wenn er mit leisen fast unhörbaren Tritten in seinen schwarzen Gewändern durch die Gänge gleitet, um sein erlauchtes Beichtkind aufzusuchen, das sich stundenlang mit ihm bespricht. So bereitwillig sonst Männlein und Weiblein auf der Burg an den Türen horchte, wenn etwas Anziehendes verhandelt wurde, so beruhigt können Gräfin Isentrud und Herr Boldewin jetzt sein, daß keiner ihren Verhandlungen zu nahe tritt. Die Leute halten sich zehn Schritte weit von der Pforte, durch die das finstere Wesen einging.

Die dritte Aenderung im Leben Isentruds aber ist auch neuer und ungewohnter Art. Während sonst die Gräfin ihren Witwensitz fast nie verließ und nur zu außergewöhnlichen Gelegenheiten nach Geyersbrunn ritt, tut sie das jetzt öfters. Sie nimmt dann außer Herrn Boldewin nur einige Reisige unter Hunolds Führung mit und bleibt oft zwei und drei Tage aus. In Geyersbrunn hat sie ein Haus, das Geyerhaus genannt. Dort nimmt sie Losament und läßt es zum Wohnen neu einrichten, worüber sich die Bürger von Geyersbrunn freuen, denn sie hoffen mit der Zeit die ganze Hofhaltung ihrer Herrin nach der Stadt verlegt zu sehen, wodurch viel Vorteil und Annehmlichkeit und Gewinn erwüchse. Außerdem ist ihr häufiger Aufenthalt im Geyerhaus schon sehr angenehm, da sich alle Rechts-

händel und Verhandlungen so viel besser erledigen lassen, als wenn es durch Boten geschehen muß.

Somit ist jedermann im Städtlein voll Zufriedenheit, und keiner denkt sich etwas Arges. Die Burgbewohner aber, die ihre Gestrenge genauer kennen, schütteln heimlich die Köpfe und raunen in Winkeln, wohin Herrn Boldewins Blicke nicht dringen, über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist. Es ist gar nicht mehr die stets geruhige unbewegliche Isentrud. Sie hat ein zerfahrenes hastiges Wesen, sie vergißt oft die Antwort auf eine Frage, sie starrt oft in tiefem Sinnen vor sich hin, sie schrickt manchmal ohne Grund zusammen, es ist, als ob ein heimliches Fieber, eine ungebändigte Rastlosigkeit sie innerlich aufzehre.

Und über all dem kommt der Herbst ins Land. Er färbt die Blätter auf den Bäumen gelb, er bläst mit rauhem Atem über die Stoppelfelder, er läßt auf den Wiesen bleiche Zeitlosen erblühen als Wahrzeichen seines Regierungsantrittes. In den Wäldern aber schauert leise Winterahnung durch die nebelschweren Tage.

Isentrud ist gestern nachmittag wieder nach Geyersbrunn geritten, aber diesmal mit großem Gefolge. Denn spätestens übermorgen wird Bischof Lando mit seinen Reisigen kommen, um noch vor Wintersanfang den Feldzug gegen die Buchberger zu vollenden. Alles im Städtlein rüstet sich für den Empfang des hohen Herrn. Dabei munkelt man von allerhand Außerordentlichem, das sich bei seiner Anwesenheit zutragen wird. Man raunt sich in die Ohren, es würde ein geistliches Gericht abgehalten — aber gegen wen oder warum, das wagen selbst die Kühnsten nicht zu sagen. Man blickt nur scheu nach dem schwarzen Turm, und man schaut geheimnisvoll nach der Ferne, wo der Hauptberg seinen Gipfel aus der Bergreihe emporhebt.

Die Luft von Geyersbrunn ist mit Spannung geladen, ein fieberndes Erwartungsgefühl bebt in allen und allem. Der einzige Mensch, der scheinbar ganz ruhig und gelassen einhergeht, ist die Gräfin, obwohl ein großes verborgenes Stürmen und Zittern und Hangen und Bangen in ihrer Seele herrscht. Aber sie bezwingt sich mit übermenschlicher Gewalt. Sie hat alles zum Empfang ihres hochwürdigsten Oheims mit dem Bürgermeister der Stadt verabredet. Sie hat ihren Hauptmann Odilo mit seinen Reisigen zum bestimmten Tag auf das Blachfeld zur Musterung bestellt,

sie hat Boten aus allen Teilen ihres Landes empfangen, keinen Augenblick der Ruhe hat sie sich gegönnt bis spät am Abend, wo sie sich zum Gebet in ihr Gemach zurückzieht.

Lange, sehr lange kniet sie vor dem Kruzifix. Hart und schwer muß ihr geheimes Ringen mit Gott sein, denn sie stöhnt oftmalen bitterlich dazwischen. Endlich hat sie vollendet und sucht ihr Lager auf. Wie überall auf ihren Besitzungen erhebt sich auch hier ein prunkvolles Himmelbett für die Erlauchte. Aber wie überall verschmäht Isentrud auch hier jede Weichlichkeit und schläft auf den blanken Brettern, mit der Heiligen Schrift unter dem Haupte. Nur ein dünnes Laken deckt ihre bloßen Füße, die kostbar gestickte Decke hat sie achtlos zur Seite geworfen, daß ihre Seide und Goldwirkerei auf der gemeinen Erde schleift.

Isentrud ist an so rauhes Lager gewohnt, sie würde deshalb gut schlafen, denn sie sucht den Schlummer, da sie zu Tod ermüdet ist. Sie sucht ihn und sie fleht und fürchtet ihn — warum? Ja, das gesteht sie sich selber nicht ein.

Alles ist totenstill um sie. Wie lange schon hat der Ruf des Wächters zum Schweigen gemahnt! Gedeckt sind alle Feuer im Städtlein, gelöscht alle Lichter, schwarz brütet die Mitternacht über Geyersbrunn. Nur im Gemach der Gräfin flackert und schwelt ein Lämpchen auf hohem Träger. Isentrud ist froh um das Licht, es erhellt das Dunkel. Sie steht noch einmal auf und schließt den Fensterladen fester . . . von draußen glotzt das Grauen herein!

Dann bekreuzt sie sich und nimmt den Rosenkranz zur Hand, läßt seine Perlen durch die Finger gleiten und betet ihn leise eintönig vor sich hin, während sie sich wieder aufs Lager hinstreckt. Und dann schließen sich ihre Augenlider, die ermattete Natur fordert ihr Recht, bleischwerer wuchtender Schlaf nimmt ihren Geist gefangen... Aber sie schreckt bald wieder auf und stöhnt und starrt mit angstvollen Augen um sich, bekreuzt sich abermals, ruft Gott um Hilfe und sinkt wieder hin, um nach kurzer Zeit dasselbe grause Spiel zu wiederholen...

O, furchtbar sind die Nächte der Herrin über Land und Leute, der Frau, die sich selber für gerecht hält, die sich martert und kasteit und doch alles nach eigenem Willen richtet, die ihr Haupt auf die Heilige Schrift bettet und nicht darin forscht und nicht achtet, daß dort geschrieben steht: „Und wenn ich mit Zungen der Menschen und der Engel redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes

Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich all meine Habe den Armen gäbe und meinen Leib zum Verbrennen hingäbe, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Und was sind das für Träume, die Isentrud martern?

Immer dasselbe.

Sie schaut einen furchtbaren Felsblock, der über ihrem Haupt, an der Lehne des Berges hängt, den sie mit zitternden Füßen mühselig erklimmt. Sie kommt dem Block immer näher, sie weiß, er wird fallen und auf sie stürzen, wenn sie ganz nahe ist, und sie kann nicht zurück, sie muß voran. Unter ihren Tritten rollt das Gestein in den Abgrund, der entsetzlich hinter ihr gähnt, sie hält sich an vorstehenden Steinen, an Baumwurzeln, sie möchte bleiben, wo sie ist, aber eine geheime Macht treibt sie hinauf und vorwärts, bis sie atemlos, schweißtriefend am schrecklichen Ziel ist. Dann fällt der Block auf sie... Und während sie sich keuchend aufsetzt, halb wach, halb noch vom Alpdruck gefangen, da ist's ihr, als ob Bartholomäi Stimme ihr ins Ohr flüsterte, aber mit sonderbarem spukhaft heiserem Tone: „Sieh, es war dein eigner Wille, dein eigner Wille!"

„Apage Satanas! Weich von hinnen, böser Feind!" stöhnt die Gräfin, als der gräßliche Block zum dritten Male auf ihr Haupt gefallen ist. Sie reißt sich mit starker Willenskraft aus dem Taumel des Schlafes, steht auf und tritt zum Fenster, dessen Laden sie weit aufreißt, denn alles ist ihr lieber, sogar das Grauen der schwarzen Nacht, als dieser Traum.

Mit verdorrten Lippen, die vor innerem Fieber so gesprungen sind, daß Blut darauf steht, mit verlechzender Zunge saugt sie die naßkalte Luft ein, die hereindringt. Es muß nebelig sein, man sieht es ja nicht, aber es quellen Wolken ins Gemach, die mit dem Schein des Lämpchens kämpfen, das bald hoch aufflammt, bald ganz tief sinkt. Der Tag ist nicht so fern mehr, obwohl man nichts davon merkt, wenigstens kündet der Ruf des Wächters die dritte Morgenstunde. Aber deshalb wird es nicht helle, o nein! Dunkler und schwärzer denn je lastet die Finsternis über Stadt und Land.

„Herr, meine Seele ist gefangen in den Schrecken der Nacht, komm zu Hilfe mit starker Hand und reiße mich aus den Banden des Bösen!"

Isentrud krampft die Hände um die Gitterstäbe des Fensters, sie preßt die glühende Stirn wider das kalte

Eisen. Was will Gott von ihr? Warum züchtigt er sie so hart, die sich doch in seinem Dienste verzehrt? Hat sie je etwas versäumt, was zur größeren Ehre Gottes beitragen könnte? Hat sie je dem Herrn ein Opfer geweigert, wenn er es von ihr begehrte? Hat sie nicht den Sohn verbannt, sich vom Herzen gerissen, nur um seines Seelenheils willen? Wird sie nicht mit aller Strenge gegen die Zauberin vorgehen, die ihn betörte?

Ha, da ist die Glutwelle wieder, die ihr nur bei dem Gedanken an Ilselin von der Halde verzehrend durch Herz und Hirn schießt! Ilselin von der Halde! Alle Macht der Hölle scheint für Isentrud in diesem Namen verkörpert zu sein und doch... und doch!...

Wie oft hat sie sich nicht in den schwarzen Turm geschlichen, um die Verderberin Aug' in Aug' zu sehen, sie zu befragen, zu vernichten mit ihren gerechten Anklagen. Und bis wohin ist sie gelangt? Nur bis zur Tür des Kerkers. Alsdann hat sie durch das Guckl̈öchlein geschaut und jemanden gesehen, der nicht mit ihrem Bild einer Zauberin übereinstimmte. Und sie hat sich nicht entschließen können, die Pforte zu öffnen und hineinzugehen, wie sie jederzeit gewollt hat.

Und doch wär's besser, sie redete einmal mit der Maid, ehe das Gericht kommt. Vielleicht gelingt es ihr, Dinge zu erforschen, die wertvoll sind.

„Es muß wohl sein," seufzt Isentrud, tritt wieder zum Betpult und kniet in heißem Flehen, bis die Glocke zur Morgenmesse in der Kreuzkirche ruft.

Es war ein trockenes ödes Gebet, das die Gräfin hinter sich hat. Sie rief wohl zu Gott, aber er antwortete nicht. Da hofft sie Erquickung in der heiligen Kommunion zu finden. Aber auch da findet sie keine Labung. Als sie in dem grauen Herbstmorgen zur Kirche ging, die unfern des Geyerhauses liegt, als sie drei Messen zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit gehört hat und endlich das Brot der Engel ihre lechzende Zunge berührt, da wühlt aufs neue ein Sturm der Unruhe ihr gequältes Herz auf. Ihr will beinahe bedünken, als ob die allerhöchste Gegenwart nicht in ihr hausen könne, als ob ein erbitterter Zweikampf zwischen Gott und... sie wagt nicht zu denken, mit wem!... in ihr ausgefochten würde, und als ob Gott sich sachte und allmählich zurückzöge.

Was sind das für Qualen? Isentrud entsinnt sich

nicht, je so gelitten zu haben. In ihr Gemach zurückgekehrt, stellt sie sich wieder ans Fenster, starrt in den Nebelmorgen hinein und ringt mit allen Kräften gegen die Gedanken und Ahnungen, die ihr Hirn umschwärmen wie die schwarze Schar der Dohlen das spitze Dach ihres Hauses. Hui, wie die unheimlichen Vögel schreien! Wie rastlos und unruhig sind sie! Was haben sie? Warum bleiben sie nicht ruhig in ihren Nestern und Schlupfwinkeln, in den Balken und Sparren des Daches? Die Gräfin schaudert unwillkürlich und wendet sich vom Fenster weg.

Da gewahrt sie, daß jemand eine Schale Milch für sie auf den Tisch im Zimmer hingesetzt hat. Vermutlich hat es Fräulein Alix getan, die es erbarmte, daß Isentrud nichts vom Frühmahl genossen hat, das unten im Saal aufgetragen ist. Alix muß sehr leise gegangen sein, daß man sie nicht hörte.

„Kein Wunder, die Dohlen kreischen zu laut," murmelt Isentrud verstörten Blickes. „Sie kreischen so laut, sie schreien so laut ... wollen sie mich mahnen, daß ich pflichtvergessen war?"

Bei diesen Worten ergreift sie die Schale und leert sie auf einen Zug, wie einer, dem in der Wüste die Qual des Durstes ankam. Es ist ihr plötzlich leichter zumute, wärmer ums Herz. Das bischen Liebe und Fürsorge hat sie gestärkt, mehr noch als die leibliche Sättigung. Aber sie verwirft jeden Gedanken daran. Das wäre sündhafte Verweichlichung! Sie muß hart bleiben und fest sein, streng gegen sich selbst bis zum äußersten, damit sie auch streng bis zum äußersten gegen andere sein kann.

„Es ist ja zur Ehre Gottes und zum Seelenheil der mir Anvertrauten!" denkt sie und rüstet sich alsdann zum Ausgehen. Sie nimmt einen Mantel, zieht die Kapuze übers Haupt und gibt ein Glockenzeichen.

Hunold kommt mit krummem Rücken herein. Er ist jetzt hoch in Ehren und hat meistens die Wache im Vorzimmer der Gräfin.

„Du befiehlst, Erlauchte?"

„Sende mir den Edelknecht Wernher und zwei Mannen, ich will die Runde machen. Du selbst aber hütest mein Gemach und lässest niemand herein, solange ich fort bin, sogar Herrn Boldewin nicht."

„Sehr wohl, Erlauchte!"

Hunold verschwindet. Nach fünf Minuten klingen feste Schritte vor der Tür. Isentrud tritt heraus.

„Gott grüße dich, Gräfin!"

„Gott grüße euch, ihr Getreuen!"

Dann stehen die Männer kerzengerade und warten auf den Befehl.

„Ich gehe um den Zingel und nachher zum schwarzen Turm," sagt Isentrud kurz und wendet sich nach einer festen Holzbrücke, die vom obern Stockwerk des Hauses nach dem innern Zingel der Mauer führt, die Geyersbrunn gegen alle Feinde abschließt.

Sie rauscht stolzen Schrittes hinaus. Der Edelknecht geht voran, ihr den Weg zu bereiten, die zwei Kriegsknechte mit den Hellebarden hinterdrein.

Hunold blickt ihnen nach und lacht hämisch in sich hinein, während er sich breitbeinig vor der Tür des gräflichen Gemaches aufpflanzt. Er weiß wohl, warum er lacht.

Hoch und fest, stark und sicher ist die Mauer, die Isentruds getreue Stadt vor jeglichem Feinde schirmt. Innerhalb läuft in der Höhe ein befestigter Holzgang daran vorbei, wo die Verteidiger ihren Stand haben, wenn die Mauer berannt werden sollte. Von da aus kann man durch die Schießluken Pfeile entsenden oder mit den bereitstehenden Wurfmaschinen Steine schleudern. Es sind auch Pechnasen da, aus denen siedendes Oel und Pech auf den stürmenden Feind herabgeschüttet wird.

Alles ist in musterhafter Ordnung, Isentruds scharfer Blick findet keine Mängel, während sie langsam die Runde macht, und die Stadtmannen, die auf dem Zingel Wache haben, sie ehrfurchtsvoll grüßen. Hinter ihr drein sagen sie: „Schade, daß die Gestrenge kein Mann ist! Das wäre ein Feldherr geworden!"

Die Begleiter der Gräfin aber haben den Eindruck, als ob sie absichtlich den Gang verzögere, denn sie bleibt häufig stehen, gibt sich mit hundert Kleinigkeiten ab und lehnt endlich an einer Mauerluke, um hinauszublicken.

Es ist der Mühe wert, jetzt wo sich die Nebel gesenkt haben und die klare goldene Herbstsonne alles bescheint. Tief und steil fällt hier der Hügel zu Tal. Wer sich aus der Luke beugt, glaubt in der Luft zu schweben. Unten geht der Fluß in seinen vielen Krümmungen dahin, von der braunen gedeckten Holzbrücke überspannt. Rechts sieht man den Eingang zur Geyerschlucht mit seinen steilen Wänden,

und gegenüber, jenseits der weiten Talwiege, rollen die Hügel des Zwischenlandes ihre Wellen entlang, bis sie an das Gebirge stoßen, das in stolzer Kette, mit dem weißblinkenden Riesentritt und dem steilen Hauptberg, den Gesichtskreis abschneidet.

Die Gräfin blickt lange hinaus. Unter den gesenkten Wimpern hangen ihre Augen inbrünstig am Hauptberg. Endlich strafft sie sich zusammen. Es muß sein! schießt es ihr durch den Sinn. Sie wendet sich hastig ab und geht festen Schrittes zum Ende des Umganges, wo man den schwarzen Turm erreicht.

Der schwarze Turm ist ein gewaltiger Steinklotz mit vielen Räumen. Dient er doch außer dem notwendigen Platz für etwaige Verteidigung auch als Kerker. Darinnen wohnt auch der Turmwart mit Frau.

Als Isentrud sich der Pforte nähert, öffnet sich diese von innen. Die Wache tritt heraus und grüßt, der Turmwart reicht nach der Sitte die Schlüssel dar. Isentrud nimmt sie, behält sie in der Hand und sagt:

„Wo ist dein Weib, Turmwart?"

„Sie wartet drinnen im Gemach, ob du Befehle für sie hast, Erlauchte."

„Ich werde hineingehen, denn ich wünsche über die Gefangenen zu hören."

Der Turmwart neigt sich und hält die schwere Pforte offen. Der Edelknecht schlägt mit dem Stab auf den Boden, um das Eintreten der Herrin anzuzeigen. Die Gräfin geht über die Schwelle. Niemand ahnt, daß sie einen Schauder unterdrückt.

Innen im Turm ist ein hochgewölbtes Gemach, wo der Wächter haust. Inmitten raucht der Herd, auf dem ein Reisigfeuer brennt. Das häßliche Weib des Wächters beeilt sich, mit tiefem Bückling der Erlauchten einen Sessel hinzuschieben. Dann verlassen alle Männer auf einen Wink Isentruds den Raum. Sie ist allein mit der Kerkermeisterin.

„Wie stehts um alle Gefangenen?" fragt die Gräfin kurz.

„Alles nach deinen Befehlen, Erlauchte."

„Wie viele sind gegenwärtig hier?"

„Nicht viel. Da ist das fahrende Fräulein, sie wird morgen ausgepeitscht und gebrandmarkt und dann über die Grenze gebracht."

„Gut. Man gebe ihr aber einen Zehrpfennig nach

überstandener Strafe, damit sie ein ehrbar Leben anfangen kann in Buße und Arbeit. So sie willig ist, kann sie auch ins Kloster nach Kreuzheil gebracht werden, um allda Sühne zu tun."

„Wird vermerkt, Erlauchte."

„Und sonst?"

„Sonst ist eine Diebin da, hat reumütig gestanden, will geduldig ihr Straf' annehmen. Sie soll hängen."

„Nein, sie bleibt am Leben, wenn sie reumütig ist. Ich werde sie auf der Burg anstellen. Was sie in der Haft gelitten hat, sei genug."

„Wie du sagst, Erlauchte. Dann ist noch die Hex, die Erdbeertrudel da." Das Weib bekreuzt sich und Isentrud tut desgleichen. „Ja, die hat man gestern zum drittenmal peinlich verhört. Da hat sie haarklein alles zugestanden, wie sie mit Hilf von ihrem Buhlen, dem Gottseibeiuns, die Mückenplag' über uns gebracht hat. Gott sei Dank, daß wir von der los sind! In acht Tagen soll sie brennen."

„Gott sei Dank!" meint auch die Gräfin und fügt mit unmerklicher Ueberwindung hinzu: „Und die andere Gefangene, die Dirne von der Halde, was ist mit der?"

„Immer dasselbe, Erlauchte! Sie ist gehorsam und still, sie spinnt allen Flachs, den ihr ihr gebe, sie betet viel, manchmal singt sie fromme Lieder... wie immer..."

„Weint sie nicht?"

„Niemalen, sie ist immer gleichmäßig gelassen. Sie blickt auch hie und da zum Fenster hinaus, indem sie aufs Bänklein steigt. Dann schaut sie nach den Wolken hinauf, niemalen zur Erde hinab und redet vor sich hin, als sähe sie jemanden. Sie spricht aber so leis, daß ich's nicht versteh'. Ich glaub' alleweil, sie ist wirr im Kopfe."

„Weiter hast du nichts zu melden?"

„Nein, außer daß sie mich vorgestern um warm Wasser im Kübel gebeten hat, ihr Gewand zu waschen, es müsse ganz rein und sauber sein?"

„Hast du ihr willfahrt?"

„Ich tat's, weil du mich geheißen hast, nicht allzu streng mit ihr zu sein. Sie hat mich sonst nie um etwas gebeten, und das schien mir nicht schlimm, denn ihr Gewand hat das Waschen nötig gehabt."

„Ja..." Isentrud bleibt auf einen Augenblick still, dann sagt sie: „Warum wollte sie ihr Kleid denn gerade jetzt waschen?"

„Erlauchte, sie hat gesagt, es käme bald jemand, sie besuchen."

„Nannte sie den Besuch?"

„Nein, ich hab' sie auch nicht drum gefragt, weil ich gedacht hab', es ist ein Hirngespinst. Gefangene haben oft solche Gedanken, träumen von Freiheit und Loskommen oder vom Besuch lieber Freunde... Das ist so die Art der Eingesperrten."

„Hm, ym..." Isentrud blickt sinnend vor sich hin.

Das Weib aber bemerkt: „Und das ist noch zu melden, daß sich die Gefangene immer baß erfreut, wenn das Vöglein Christi draußen vor dem Turme flötet... Du blickst mich erstaunt an, Erlauchte? Vöglein Christi nennt sich ein Minderbrüderlein, das überall herumzieht und allen Gefangenen im Lande etwas vorspielt, um sie zu trösten."

Die Gräfin runzelt die Brauen. „Und von diesem höre ich erst jetzt?"

„War wohl nicht nötig, Erlauchte, er ist noch nicht so lang hier. Ist vorher aber schon im ganzen Land umhergezogen, überall spricht man von seinem süßen Flötieren, so er zu Ehren Gottes treibt. Er weiß auch schöne Heilandslieder... ist ein lieb Brüderlein, noch gar jung."

„Hm... In welchem Kloster ist er daheim?"

„Weiß nicht. Er sagt's nicht. Sagt nur allweil, er wär von nirgendsheim und hieße das Vöglein Christi. Er tut nichts Böses, alle Leut haben ihn lieb."

„Und davon erfahre ich jetzt erst?"

„Erlauchte, du hast's gewiß schon gehört, aber nicht darauf geachtet."

„Kann sein, kann sein." Isentrud besinnt sich, daß man ihr einmal so etwas Aehnliches meldete, aber es war ihr gleichgültig, sie hatte anderes im Kopf. Außerdem treiben die Minderbrüder oft absonderliche Dinge, warum sollte nicht einer die Gefangenen mit Musik trösten wollen? ... Trotzdem bereut sie jetzt, damals nicht achtsamer gewesen zu sein.

„Wenn dieses Minderbrüderlein wieder am Turme musiziert, läßt du es aufheben und vor mich bringen. Sag's deinem Mann!" herrscht sie das Weib an.

„Es soll geschehen, Gestrenge."

„Gut... und nun... gib mir den Schlüssel zum Kerker der Dirne von der Halde. Ich will sie sprechen, eh' sie vor das geistliche Gericht kommt."

Die Turmwächterin ahnt nicht, was diese Worte der Gräfin kosten. Sie erblickt nur einen Beweis christlicher Gesinnung darin, und sagt, indem sie einen schweren Schlüssel aus dem gewaltigen Schlüsselbunde löst, den Isentrud in Empfang nahm und dann auf den Tisch des Gemaches niederlegte:

„Hier ist er. Mögest du, Erlauchte, in deiner Weisheit und Frömmigkeit das rechte Wort finden. Denn mich dünkt, das Mägdlein ist nicht böse, nur irre im Kopf und gewiß leichtlich durch deine Zusprach zu allem Guten zu bringen."

„Ich werd's versuchen," kommt die undeutliche Antwort. Isentrud krampft sich zusammen, denn ein heimliches Fieber rast in ihren Adern. Schwerfällig erhebt sie sich vom Sitz, winkt dem Weib zurückzubleiben und geht dann mühsamen Schrittes, als sei sie um Jahre gealtert, zum Gemach hinaus, eine Treppe hinauf, bis sie im obersten Stockwerk des Turmes angekommen ist.

Dort bleibt sie vor einer schweren, eisenbeschlagenen Pforte stehen und holt tief Atem. Leise rührt ihre Hand an dem Schieber des Guckl̈öchleins, er legt sich weg und sie schaut in Ilselins Kerker.

Das hat sie schon öfters getan. Oefters ist sie hier vor der Türe gestanden, wie ein Horcher und Lauscher und Kundschafter, und fühlte sich erniedrigt dadurch, und konnte doch nicht anders — sie mußte immer wieder hinsehen! Nie hatte sie den Mut, in den Kerker zu treten.

Jetzt aber reißt sie ihre Willenskraft fort. Es muß sein, es muß! Sie fühlt, die Stunde ist gekommen, wo sie mit der Verhaßten Auge in Auge stehen soll!

Drinnen singt eine feine klare Mägdleinsstimme das Brautlied.

Da rasselt der Schlüssel, die Tür dreht sich in den Angeln, und Isentrud überschreitet die Schwelle. Sie hat den Mantel abgeworfen und drinnen im Turmgemach gelassen. In ihren gewöhnlichen Witwenkleidern, anzuschauen wie ein schwarzer Schatten, nur das bleiche Antlitz von weißen Binden umrahmt, tritt sie ein und bleibt stehen, denn Ilselin kommt ihr ruhig entgegen.

„Bist du endlich gekommen, Gräfin Isentrud? Ich warte schon lange auf dich. Fast mein ganzes Leben warte ich auf dich. Sei gegrüßt im Namen Gottes, des Dreieinigen!"

Das ist ein anderer Empfang, als die stolze Frau er-

wartete! Sie bleibt stumm und mustert das Ilselin unter den gesenkten Wimpern. Weiß ist sein Gewand, rot sein Mieder. Das blonde Haar geht in zwei langen Flechten darüber. Die Augen haben ein seltsames schwimmendes blaues Licht.

„Wenn du Gott liebst, Gräfin Isentrud, so mußt du auch seinen Willen tun," spricht die klare Stimme weiter. „Du hast sehr viel gelitten, das weiß unser Herr, und deshalb will er dir helfen, daß du nicht verloren gehst. Aber du mußt umkehren, denn der Weg ist schlecht, den du eingeschlagen hast. Er führt dich auf den steilen Berg, an dem tiefen Abgrund vorbei, zu dem Felsblock, der über dich stürzt, wenn du auf deinem Willen beharrst."

„Also, du bist die Hexe, mit dem Satan im Bund, der ich die furchtbaren Träume verdanke?" zischt die Gräfin.

Ilselin aber lächelt nur und schüttelt den Kopf.

„Wie sollt ich dir Böses tun oder dir Träume schicken? Mein allermildester Herr Bräutigam hat mir offenbart, was dich quält, weil er dir helfen und dich erretten will. Sonst wüßte ich nichts davon. Er war gestern bei mir, da es nun an der Zeit ist, daß ich den Trost seines Angesichtes habe... da hat er mir dein Leid und deine Qual gezeigt."

Seltsam, wie des Ilselins Stimme zu Herzen dringt! Isentrud möchte hart sein, bittre Worte sagen, sie kann es nicht, sie wagt nicht mehr an den Teufel als Gesellen der Maid zu denken. Sie gibt dem Zuge des Herzens nach und sagt, wie man im Traume spricht, mit ganz leiser gehauchter Stimme: „Ja, ich leide furchtbar!"

„Das braucht nicht zu sein. Folge nur Gott und was er dir sagt, dann wirst du lachen und all deine Tränen werden versiegen."

Die Gräfin stöhnt. „Ich tue das Rechte, ich habe immer nach dem Rechten getrachtet, von Jugend an."

„Das hast du in manchen Dingen. Aber dann hast du unschuldig Blut vergossen und seit der Zeit wäre dir schon der Platz in der Hölle bereit, wenn Gott dich nicht liebte, wenn Christus nicht auch für dich gestorben wäre. Du sollst gerettet sein, um jeden Preis, auch den höchsten."

Isentrud faßt sich an die Schläfen und preßt sie mit beiden Händen.

„Ilselin von der Halde, warum verfolgst du mich?"

„Ich verfolge dich nicht, ich habe dir nie gezürnt, ich

soll dir ja helfen. Ich muß ja sterben, damit die Wahrheit an den Tag kommt und deine Seele gerettet werde."

Die Frau geht mit zwei Schritten vor, packt das Ilselin bei den Schultern, dreht sie nach dem Licht, das aus dem hohen Fenster hereinfällt, und beginnt achtsam all ihre Züge zu prüfen. Sie muß, sie muß die geahnte gefürchtete Aehnlichkeit darin finden.

Aber sie findet sie nicht.

Nach einer Weile läßt sie Ilselin los und sagt stumpf: „Du gleichst ihm nicht."

„Nein, ich gleiche ihm nicht," antwortete die Maid. Und beide wissen genau, was sie damit sagen wollen.

Ilselins Ruhe stachelt die Gräfin.

„Du mußt ihm aber gleichen!" schreit sie auf.

Das Mägdlein lächelt. „Kinder gleichen immer ihren Eltern, so ich den meinen," sagt sie.

„Wagst du von deinen Eltern zu reden, sie nur in meiner Gegenwart zu erwähnen?"

„Ich muß von ihnen reden, denn sie gehen dich sehr genau an. Ihr Blut klebt an deinen Händen."

„Klebt das Blut eines rechtmäßig Gerichteten an den Händen des Richters?"

„Warst du zum Richter bestallt, Gräfin?"

„Ich bin Herrin über das Land und die Leute. Ich habe vor Gott geschworen, alle Sünde, alle Schande, allen Ehebruch und alle Unzucht auszurotten in meinem Gebiet. Sollte ich da gegen die Buhle meines Gemahls gefälliger sein, als gegen andere lockere Dirnen?"

„Du weißt, Gräfin, daß du eben lügst! Du weißt es! Dein Erblassen, dein Erröten sagt es mir, auch wenn mein allermildester Herr Bräutigam mir nicht dein Herz gezeigt hätte. Der Satan kämpft darin gegen Gott. Er hat den Allerhöchsten, den Gerechten, den Barmherzigen beinah ganz zurückgedrängt! Gib acht, gib acht, Gräfin, daß der böse Feind nicht ganz die Oberhand gewinnt, es wäre übel um dich bestellt!"

„Ich brauche keine guten Lehren von einer Dirne gleich dir!"

„Ach, Gräfin, Gräfin... wenn du wüßtest, was dir nottut, du würdest dem armen Ilselin nicht zürnen!"

„Und habe ich kein Recht, dir zu zürnen, dir und deiner ganzen Sippe? Du glatte Heuchlerin, du Schlange, du Tochter einer Schlange! Hat deine Mutter mir nicht den

Gatten geraubt und hast du mir nicht den Sohn meiner Seele gestohlen, daß er aller Pflichten vergißt um deiner Sündenaugen?"

„Gräfin, Gräfin, besinne dich! Was schüttelst du mich, als wolleſt du mich zerreißen? Ich hab' dir nie etwas getan. Ich habe mit deinem Sohne nichts zu schaffen, als daß uns der Herr zusammenführte, um einmütig in Gebet und Leiden deine arme Seele von der Hölle zu retten und die Unschuld meiner Mutter zu erweisen ... ich ..."

Ilselin kann nicht weiter reden, denn Isentrud hat auf die Minute jede Besinnung verloren. Alles, was an Haß und Härte, an Hochmut und Herrschsucht, an Grausamkeit und wahnsinniger Eifersucht in ihrem Herzen wohnte, ist aufgewacht unter dem peitschenden Antriebe des Bösen. Satan triumphiert und Gott ist entflohen. Blaß, verzerrt ist der Gräfin Antlitz, ihre Hände tun, was sie kaum weiß, sie kennt sich nicht mehr. Sie reißt dem Mägdlein das rote Mieder weg, das weiße Kleid herunter, sie schleift es auf der Erde an den langen Zöpfen, sie möchte es erwürgen, wenn sie nicht einen noch gräßlicheren Tod für die Hexe im Auge hätte!

Keuchend bricht der Atem von ihren Lippen, als sie endlich das besinnungslose Geschöpf mit dem Fuße von sich stößt ... und dann kommt sie langsam wieder zu sich ...

Ilselin liegt halb entkleidet an der Erde, mit geschlossenen Augen, bleich wie der Tod. Isentrud lehnt an der Kerkermauer und starrt auf ihr Opfer.

Hat sie das Kind vielleicht doch getötet? ...

Mit scheuem Blick tritt sie näher, ein unbeschreiblich erniedrigendes Gefühl im Herzen. Sie hebt den Kopf des Mägdleins, der sinkt bleischwer zurück; sie horcht am Herzen ... es schlägt noch ... Mit heißem Erröten bemerkt Isentrud Spuren ihrer Mißhandlung am Hals, an den nackten Armen.

Ilselin lebt noch, aber ...

Die Gräfin hat oft mit kaltem Blute, weil sie es für ihre Pflicht hielt, arme Sünderinnen persönlich gegeißelt, und hat es für gut und recht gefunden. Aber eben ist's doch eine andere Sache! Gerade hier und jetzt, wo sie ganz ruhig, ganz streng und ganz gerecht sein wollte, als ob sie nur die Vollstreckerin von Gottes Strafgerichten sei, da kommt ihr diese Zügellosigkeit sehr hart an.

Also sie ist nur ein Mensch, keine Heilige! Nur ein

armes, schwaches, von Leidenschaften hin und her geworfenes Menschenkind... und sie glaubte doch... und sie wähnte doch...

Isentrud ballt die Hände, daß ihr die Nägel ins Fleisch dringen. Dreimal will sie sich für diesen Fehler züchtigen, ihren Leib will sie blutig geißeln, fasten und wachen will sie, um vor Gott zu sühnen.

„Aber es war ja nur der gerechte Eifer um die gute Sache!"

Hat ihr das jemand ins Ohr geflüstert? Ihr ist, als hätte sie es deutlich gehört.

„Der Eifer um dein Werk, o Gott, verzehrte mich!"

Hat das wieder die schmeichelnde Stimme gesprochen? Ja, das Wort ist Balsam, wenn sie auch bedauert, sich so haben hinreißen zu lassen.

Ihre Hand zittert schon nicht mehr, als sie nun den Wasserkrug nimmt und Ilselins Antlitz mit dem kalten Naß besprengt.

„Wach' auf, komm' zu dir! Ich wollte dich nicht so hart züchtigen, obwohl es deine Freveltat verdient! Ich tu' dir nichts mehr!" murmelt sie dabei.

Aber da geschieht etwas, das sie gar nicht erwartete.

Das Ilselin erhebt sich nämlich plötzlich aus eigener oder fremder Kraft und steht auf den Füßen, mit weit ausgebreiteten Armen, wie am Kreuze, während die blauschimmernden Augen langsam aufgehen, aber über Isentrud und den Kerker und alles Irdische hinwegsehen. So steht das Mägdlein in den zerfetzten Ueberresten ihrer Kleidung, mit den blutrünstigen Spuren am Körper, mit den zerrauften Flechten, wie eine Märtyrin am Pfahl. Und ihre Lippen bewegen sich und sie beginnt zu reden, in süßem wohlklingendem Ton:

„O mein herzliebster Herr Bräutigam! O mein Heiland und alles! Unsäglicher Gnade und Wonne hast du mich gewürdigt, daß ich um der Gerechtigkeit willen leiden muß. Dank und abermals Dank dir, du Allgütiger, du Allbarmherziger, du Allermildester, daß ich dir ein wenig ähnlich sein darf! Wie blickst du mich so gütig an, wie lächelst du so milde! O mein Herr, mein Gott, mein Bräutigam, ist das der Lohn für meine Liebe? Mehr, mehr Leiden, gib mir mehr Leiden... es ist ja eitel Glückseligkeit, wenn ich dein Angesicht dabei sehen darf und dem Liede der Engel lauschen!"

Was ist das? Ist das Teufelsspuk oder kommt's von Gott?... Isentrud wagt nicht zu atmen, sie starrt auf die Seherin, die ihre überirdischen Augen jetzt nach ihr hinwendet:

„Herr, vergib ihr. Sie weiß nicht, was sie tut!"

Hat sie das wirklich gesagt? Der Gräfin saust es vor den Ohren, so wild hämmert das Blut in den Schläfen. Sie preßt beide Hände wider das Herz, um sein Pochen zu stillen. Solches hat Isentrud noch nie erlebt! Solches ist ihr noch nie gesagt worden, außer... ja, außer den Worten, die Bartholomäus an sie richtete.

„Hat der Pfarrherr von Wolfsweiler dir diese Art gelehrt?" fragt die Gräfin mit dem Zischen einer Schlange.

Ilselin zuckt zusammen bei dem Klange der Worte und blickt um sich. Sie ist zur Erde zurückgekehrt, nachdem sie im Himmel war, und zum Bewußtsein dessen, was um sie vorgeht und was ihr geschah. Mit sorglicher Hand ordnet sie ihre zerrissene Kleidung, so gut es gehen will, streicht ihre Haare zurecht und tastet nach dem Gewande, das am Boden liegt.

Ehe sie es aber fassen kann, hat Isentrud sie festgehalten. Die Gräfin ist nun ganz kalte, unerbittliche Richterin.

„Deinen bunten Tand bekommst du nicht mehr an den Leib," sagt sie hart. „Ich werde das passende Kleid für dich besorgen. Und damit du nicht mehr eitlen Gelüsten nachgehst, will ich dir das Haar kürzen, wie es sich für arme Sünderinnen geziemt."

Bei diesen Worten reißt sie die Schere aus der Hülse an ihrer Gürteltasche und dreht Ilselins lange Flechten um die Hand. Ritsch, ratsch, klippt das scharfe Eisen, und das Blondhaar der Maid liegt an der Erde. Wie ein blasser lieblicher Knabe schaut sie nun drein.

Sie regt sich aber nicht und gibt kein Wort der Widerrede. Nur ein zartes schmerzliches Lächeln spielt um ihren Mund, als sie das abgeschnittene Haar anschaut, über das Isentruds Füße hintreten.

„Meine Mutter hat mir's oft gestrählt," murmelt sie. Ein Tränlein schimmert in den klaren Augen. Dann flüstert sie weiter: „Wie du willst, mein allerliebster Herr Bräutigam. Du weißt ja, wofür es gut ist!"

Isentrud aber geht, bleich vor unterdrückter Erregung, nach der Tür und ruft der Kerkermeisterin, die längst in

neugieriger Ungeduld draußen harrte. Sie hat wohl etwas Lärm gehört, allein sie wundert sich nicht weiter, als ihr die Gräfin sagt:

„Ich habe diese Dirne wegen ihrer Frechheit gezüchtigt, wie sie es verdiente. Meine Geduld mit ihr ist am Ende. Gib ihr ein härenes Bußgewand und bringe sie, bis sie vor dem Richter erscheint, in das untere Gelaß, wo die Hexe ist. Das ist die beste Gesellschaft für ihresgleichen."

Damit rauscht Isentrud hinweg zu ihrer Ehrenwache. Sie geht nach dem Geyerhause zurück, den Giftpfeil im Herzen, aber das Haupt höher denn je!

15

Die Kerkermeisterin zieht dem Ilselin ein graues Büßergewand an und führt es die Treppe hinunter nach dem unteren Gefängnisse. Dort schließt sie die Pforte auf und stößt das Mägdlein mit roher Hand in den dämmernden Raum. Sie wirft einen Bund Stroh hinterdrein, setzt einen Krug Wasser und ein Stück Brot daneben und sperrt dann mit dreifach festem Riegel wieder zu, indem sie sich bekreuzt, damit die Hexe ihr keinen Schaden zufügen kann.

Ilselin ist vom harten Stoß auf die Knie gesunken. Weil sie von Isentruds Mißhandlung noch ein wenig betäubt und schwindelig ist, bleibt sie ruhig knien und schaut sich mit verwirrten Blicken um. Zuerst sehen ihre vom Tageslicht geblendeten Augen gar nichts. Dann gewahrt sie, daß der neue Kerker noch geräumiger als der alte ist, aber um vieles dunkler, denn das schmale Fenster geht auf enge Höfe zwischen hohen Mauern. Man sieht durch seine Oeffnung nur graues Gestein und moosbewachsene Wände. Im Gewölbe ist es still, totenstill, nichts regt sich, nur das leise Tropfen von durchsickerndem Wasser erzeugt einen schwachen Laut. Das Wasser hat sich vermutlich durchs Fenster den Weg gesucht; jetzt bildet es unter dem Fenster eine schwarze Rinne, die bis zur Erde geht, wo sich ein kleiner Tümpel angesammelt hat.

Ilselin blickt auf die Nässe, in der sich das Fenster spiegelt, und läßt dann die Augen weiter im Kerker umhergehen. Sprach die Gräfin nicht von einer Hexe, bei

der sie wohnen sollte? Wo ist sie? Der Raum scheint leer... aber dann schreckt das Mägdlein auf und springt zur Höhe, denn ihr ist, als habe sie ein schwaches Stöhnen vernommen.

Wahrlich, sie ist nicht allein. Dort im fernsten Winkel des Gewölbes liegt auf einer Schütte Stroh etwas wie ein großes, graues Bündel, das sich leise ächzend bewegt.

„O lieber Gott, hilf mir und laß mir nichts geschehen!" betet das Ilselin und drückt sich angstvoll wider die Mauer, indessen ihre Augen vor Bangen sich weiten.

Aber dann gewahrt sie etwas Jammervolles, daß sie allen Schrecken vor Mitleid und Erbarmen vergißt.

Mit gräßlich verrenkten Gliedern, von Brandmalen und blutigen Wunden bedeckt, liegt die Erdbeertrudel da, wo sie die Henkersknechte nach beendetem Verhör hingeworfen haben. Nur ein paar Lappen und Fetzen umhüllen notdürftig den zermarterten Leib, der Mund ist vor Qual krampfhaft aufgerissen, die Augen glühen im Wahnsinne des Schmerzes, das wirre graue Haar hängt um ein verzerrtes Gesicht.

Ist es möglich, daß Menschen so grausam wüten konnten? Und wenn es sich auch um eine Verbrecherin handelt?

„O mein Gott! O mein allermildester Herr Bräutigam, erbarm' dich des armen Geschöpfes!"

Und das Ilselin holt den Wasserkrug und tritt furchtlos zur Hexe heran. Es schleppt noch sein Bündel Stroh herbei, damit die Aermste weicher liege, es nimmt sein Unterrödlein und zerreißt es, um kühlende Binden und Umschläge auf die Wunden zu legen, es netzt die verdorrte Zunge mit Wasser, es streicht mit zarter Hand über die verrenkten Glieder und sucht sie einzurichten. Es schafft und müht sich und murmelt dabei fortwährend Trostworte, indessen ihm große Mitleidstränen über die Wangen laufen.

Die Trudel hat zuerst gar nicht gefühlt, daß sich pflegende Hände ihrer annahmen. Sie hat nur den Trank geschlürft und ein paar kurze, keuchende Atemstöße getan, dann ist's ihr schwarz vor den Augen geworden und die Ohnmacht hat wohltätig und barmherzig den wütenden Schmerzenskrampf abgelöst.

Aber dann, als sie wieder zu sich kommt und imstande ist, um sich zu blicken, da bemerkt sie, daß ein totenblasses seltsames Mädchen um sie beschäftigt ist. Da bricht sie in ein wildes grelles Gelächter aus.

„Ha, ha, haaaaa!“ tönt es schaurig von der Decke des Gewölbes zurück.

Das Ilselin aber ist gar nicht mehr bang, sondern sagt in mildem Tone: „Du mußt nicht so lachen, arme Trudel, das tut dir weh. Du mußt schön still liegen; ich will alles für dich tun, was ich kann.“

„Ha, ha, ha,“ röchelt die Alte in ersterbendem Klange, „was hab' ich denn mit deinesgleichen zu tun? Was kommst du aus deinem Himmel herunter? Zu mir gehören die Teufel aus der Hölle, aber nicht du und deine Gesellen.“

„Ich? Ja, wer soll ich denn sein?“ flüstert Ilselin verwundert. „Ich bin eine Gefangene wie du... ich...“

Die Trudel macht einen verzweifelten Versuch, die rechte Hand zu bewegen, es gelingt nicht; da versucht sie's mit der Linken, und die gehorcht soweit, daß sie Ilselins Arm berühren kann.

„Du bist Fleisch und Blut, und ich hab' gemeint, du wärst ein Engel!“ murmelt sie.

Das Ilselin lacht unwillkürlich.

„Wenn du wüßtest, wie die Engel aussehen, würdest du mich nicht dafür halten!“ sagt sie ganz heiter und legt neue Umschläge auf die arme Hand.

Die Alte strengt die blutunterlaufenen Augen an und mustert ihre Pflegerin.

„Ein Bußhemd hast du an, sie haben dir auch schon die Haare abgeschnitten... wann wirst du brennen?“ fragt sie.

Das Mägdlein unterdrückt einen Schauder. „Ich weiß nicht,“ erwidert sie kurz.

„O, aber ich weiß, wann!“ grinst die Alte mit zahnlosem Mund und bösem Blick. „Erst wenn du in der Peinkammer gewesen bist und sie dir die jungen Glieder auseinandergereckt und dir die glatte weiße Haut braun und blau geschunden haben... dann wirst du alles gestehen, was die Herren wissen wollen, und noch mehr dazu ... und dann wirst du brennen... lichterloh brennen. O o 'booo!“

Das Weib bricht mit einem gräßlichen Stöhnen ab.

Ilselin aber legt ihm die Hand auf die Schulter:

„Du mußt nicht so bös reden, arme Trudel, das hat der Herr Jesus Christus nicht gern.“

Aber die Trudel schreit laut auf bei Nennung dieses Namens, ein krampfhaftes Beben geht durch den gepeinigten

Leib. „Sag das Wort nicht, sprich nicht von ihm ... denn sonst glaub' ich, daß die Marter wieder frisch anfängt."

„Aber, Trudel, was soll das heißen?"

„Ich weiß es wohl! Sehr wohl! Jedesmal wenn der Meister Hämmerlein die Schraube neu angezogen hat, daß mir die Glieder krachten, dann sagten die Herren vom Gericht dazu: Im Namen Jesu Christi, Hexe, bekenn'! Es muß wohl so sein, daß er seine Freud' an solcher Marter hat!"

Ilselins weiche warme Hand legt sich sanft über den Mund der Alten. „So darfst du nicht sprechen," sagt sie ganz bestimmt, „das betrübt meinen allermildesten Herrn Bräutigam. Der hat keine Freude am Tod der Sünder, er will, daß sie sich bekehren und leben. Hat er doch sein Blut für sie gegeben."

Die Alte wendet mühselig den Kopf und schaut das Geschöpf, das so wunderbar spricht, abermals sehr scharf an, dann sagt sie:

„Also dein Bräutigam ist der Herr Christus? Warum bist du denn nicht im Kloster bei den frommen Jungfrauen, anstatt im Kerker, mit dem Bußhemd?"

„Weil es sein Wille ist, daß ich leiden muß um vieler Dinge willen."

„So ... hm ...!" Die Trudel kichert plötzlich so übel, daß Ilselin hastig das Kreuzzeichen macht. Es wird ihr doch ein wenig unheimlich. Die Alte sieht gerade so aus, wie man sich die Hexen denkt. Aber dann faßt sich Ilselin rasch und redet weiter mit ihrer milden klaren Stimme:

„Du weißt ja doch, daß wir alle unserem Herrn und Heiland nachfolgen sollen. Und so, wie er zuerst für uns gelitten hat, so will er auch, daß wir füreinander leiden, auf daß wir zusammen mit seinem vollkommenen Opfer unser armes Opfer darbringen. Da hat er mich nun erkoren, zu leiden, damit viele Dinge zum guten Ende kommen."

Die Hexe trachtet plötzlich, sich aufzurichten, und das Ilselin schiebt ihr schnell den Arm unters Haupt.

„Hast du keine Lust? Möchtest aufsitzen? Ich trüge dich gern zum Fenster, aber du bist mir zu schwer," sagt sie mitleidig.

Die Trudel aber antwortet: „Ich kann bleiben, wo ich bin. Besser wird mir doch nicht, das Feuer in meinen Eingeweiden wird mich rasch verzehren. Ich hab' nur in

die Höh' gewollt, um dich zu besehen. Ich mein' alleweil, ich müsse dich kennen."

„Das wirst du auch, denn wir haben uns manchmal getroffen, wenn du im Wald Erdbeeren gesammelt hast. Aber du bist immer vor mir erschrocken."

Die Alte stößt einen langen pfeifenden Laut aus. „Also deshalb warst du mir so bekannt? Du siehst nur anders drein mit den abgeschnittenen Haaren." Dann geht ein scheuer Zug über ihr Gesicht und ein Zucken durch ihren Körper. „Wirst du mir auch nichts tun, Ilselin von der Halde?"

„Und warum soll ich dir etwas tun, dumme Trudel? Ich mein's ja nur gut mit dir."

„Ja... hm... aber du siehst doch alles Ueberirdische, hab' ich sagen hören..."

„Ja, ich darf manchmal einen Blick in das andere Leben tun und ich darf den Herrn Christus schauen und seine Mutter und die lieben Engel... aber daran ist doch nichts zum Fürchten."

„Ja, für gute Leut und brave Christen... aber... ich...."

„Trudel, Trudel, du wirst dich doch nicht mit dem Bösen abgegeben haben?"

„Ja und nein! Nicht so, wie die Herren Richter gemeint haben und wie sie mich gezwungen haben zu sagen. Ich hab' keine Mückenplag' heraufbeschworen und ich kann so wenig das Handtuch melken und Gold aus Mist machen wie in der Luft fliegen... Aber das wollten die Herren ja wissen und... o sie haben Mittelchen, daß man's ihnen gerne zugibt und noch alles andere dazu, ganz wie sie wollen!... Hör', Ilselin, weil du so gut zu mir bist, geb' ich dir einen Rat, den nimm an! Es wird dich nicht gereuen! Wenn du in die Peinkammer geschleppt wirst, dann gesteh' alles ein, was man von dir verlangt, eh' sie dich auf das Folterbänklein legen. Es nutzt dir doch nichts, du mußt doch der Qual weichen, da spar' dir Schmerzen so viel du kannst. Ich weiß wohl, was sie von dir abfragen werden! Sag' ihnen nur, du wärst des Grafen Heinrich Bankert, deine Mutter hätt's dir vor dem Tod gestanden! Sag', du hättest den Pfarrer von Wolfsweiler behext, daß er schnöde Buhlschaft mit dir getrieben hätt'... all das will die Gräfin hören, und du mußt's sagen, früher oder später. Da sag's gleich, denn brennen mußt

du doch, und hör', Ilselin, brennen soll nicht so arg sein! Ein oder zwei Atemzüge vom Rauch und Schwaden, da ist's vorbei! Aber die Marter währt lang."

Es ist grausig anzusehen, wie bei diesen Worten der alte Kopf auf den dürren Schultern hin und her wackelt und wie der schmerzverzogene zahnlose Mund bebt, indessen er immer die Worte wiederholt: „Die Marter währt lang ... sehr lang ... eine Ewigkeit ..."

„Das mag sie wohl, arme Trudel, aber einmal ist sie am End', und man soll doch alles ertragen um der Wahrheit willen. Ich darf nicht lügen, ich muß bekennen, was mir auch darum angetan wird. Und ich fürchte mich nicht, denn mein allermildester Herr Bräutigam, der mich zu dieser Sache erkor, der wird mir beistehen und mir die Kraft geben, auszuharren bis zum Ende."

„So haben schon manche gesprochen, die nachher anders redeten. Schau, ich möcht' dir unnütze Pein ersparen!"

„Du meinst es gut, aber dein Rat ist übel. Ich vertraue auf Gott."

„Das hab' ich auch getan, ich hab' gemeint, er müsse mir helfen, und ich hab' vieltausendmal zu ihm geschrien, aber er hat mich nicht erhört ..."

Das blaue Licht in Ilselins Augen schimmert plötzlich ganz tief. „Sag', arme Trudel, warum sollte dir Gott helfen? Hast du ihm jederzeit gedient? Ihn geliebt? Nach seinen Geboten gehandelt?"

Ein Aechzen bricht von den Lippen der Alten. Sie antwortet aber nichts, und Ilselin fährt fort:

„Hast du mir eben nicht selber gesagt, daß du dem Satan gedient hast, wenn auch nicht so, wie man von dir glaubt?"

Ein gurgelnder Laut kommt aus Trudels Kehle, und dann murmelt sie scheu und verstört: „Sag' doch, ist es wirklich und wahrhaftig wahr, daß du den Herrn Christus schauen darfst?"

„Ja, es ist wahr und ich sehe ihn eben."

„Du siehst ihn ... wo ...?"

„Hier in unserem Kerker. Er ist so wie er am Kreuze hing, voller Wunden und Peinen wie du. Kein Glied ist ohne Schmerz und ohne blutige Male. Die Dornenkrone preßt sein Haupt und bohrt ihre Stacheln darein. Seine Feinde haben ihn bei allem Elend noch gehöhnt, geschmäht, angespien, verspottet. Er kann die Augen kaum

öffnen, so rinnt das Blut daran hernieder ... All das trug er für uns ... auch für dich, arme Trudel ... Wie hast du ihm diese Liebe vergolten?"

Das Gurgeln und Stöhnen der Alten wird immer ärger. Endlich ringt sich das gequälte Herz der Armen in einem Tränenstrom zur Befreiung. Die Trudel schluchzt und weint wie eine verlorene einsame Seele vor der verschlossenen Himmelstür.

Das Ilselin aber setzt sich neben ihrem Lager an der Erde nieder, faltet die Hände um die Knie, wie sie es oft tut, und läßt die Alte sich ausweinen. Nur manchmal sagt sie ganz leis und freundlich: „Weine nur, weine dich aus, arme Trudel, das tut dir gut, das ist Gott angenehm."

Endlich hört das Schluchzen auf, die Alte liegt zu Tod ermattet da, sie kann nicht sprechen, sie kann nichts als nur von Zeit zu Zeit ein paar Tropfen Wasser schlucken.

Ihre Pflegerin aber wartet geduldig und sitzt regungslos neben ihr, und nur ihre Lippen bewegen sich, indem sie mit einer unsichtbaren Gegenwart redet.

Das bemerkt die Trudel wohl, und es dringt in ihres Herzens Tiefe. Endlich macht sie eine kleine Bewegung. Augenblicklich beugt sich das Ilselin über sie.

„Soll ich dich umwenden? Sind deine Umschläge trocken?"

„Nein, nein, ich bin ganz gut so ... Ich bitt' dich nur von ganzem Herzen, Ilselin, bitte du für mich bei deinem Herrn Bräutigam, daß er mir vergibt."

„Das tu' ich gewißlich gern. Aber es wird dir nichts helfen, arme Seel', du mußt selber ihn darum bitten."

„Ich trau' mich nicht!"

„Warum denn?"

„Schau, Ilselin, ich bin alleweil bös gewesen, von Jugend auf. Die Leut' waren auch bös gegen mich. Schon früh hab' ich in Dienst gehen müssen, mein Vater und meine Mutter haben mich aus dem Haus geschmissen, wie sie alle ihre Kinder fortgetan haben. Selber langt's Brot kaum, da muß die Brut weg! hat's geheißen. Und dann bin ich bei fremden Leut' gewesen und bin geschunden worden, solang ich arbeiten konnt', und fortgejagt, wie ich alt war. Und da hab' ich die Leut' gehaßt von klein auf, und wo ich jemand einen Possen spielen konnt', da hab' ich's getan! Und wo ich Eltern und Kinder, Braut und Bräu-

tigam hintereinanderhetzen konnt', da hab' ich's auch getan. Ganz schlau hab' ich's gemacht, sie haben sich's nicht vermutet, daß die blöde Trudel hinter allem gesteckt hat, was ihnen wie eitel Wermut im Munde war, was ihnen wie ein Giftpfeil in der Seite stak! O nein, ich hab' immer so Leut' gehabt, die mir in die Händ' gearbeitet haben. Aber wenn dann alles drunter und drüber ging und aller Kummer, alles Herzeleid in den Häusern war, da hab' ich mich baß gefreut und hab' heimlich in Wald und Feld gejuchzt und gelacht, wenn die anderen weinten! Ja, ich war hämisch froh, als der Haldenhof gesengt wurde, obwohl mir deine Eltern nie Böses getan hatten."

„Hast du am Ende gar geholfen zu allen übeln Nachreden?" wirft das Ilselin entsetzt dazwischen.

„Nein, bei Gott, nein! Ich könnt' dich ja nicht ansehen drum! Nein, das hab' ich nicht getan, ich hab' mich nur gefreut, als er gebrannt hat, weil ich mich alleweil gefreut hab', so jemand Leid und Kummer hatt'... Du glaubst mir doch, Ilselin?"

„Ich glaube dir, sei getrost."

„Gott vergelt's! Ach, hätten die Leut' mir manchmal geglaubt und mir manchmal ein gut Wort gesagt, ich wär' nicht so schlimm geworden. Aber, Ilselin, ich hab' dem Teufel treu gedient in all der Zeit, weil ich nur eitel Gift und Gall' gegen die anderen im Herzen hatt'! Gestohlen hab' ich auch, wo ich's konnt'... warum sollt' ich den Leuten ihre Sach' lassen? Viel war's nicht, nur Holz und Obst und Kraut und zweimal auch Leinentuch... aber gestohlen war's doch, und dann... und dann..."

„Du hast doch etwa nicht gar gemordet?"

„Nicht so mit der Hand und dem Messer... aber... ich bin eine Totbeterin gewesen... und was für eine!"

Das Ilselin rückt plötzlich scheu zur Seite. Die Alte sieht's und macht den verzweifelten Versuch, mit der halbwegs gelenkigen Linken das Bußhemd des Mägdleins zu erhaschen.

„Verlaß mich nicht... verlaß mich nicht," ächzt sie dabei.

„Nein, ich verlaß dich nicht... Schau, ich rück' ja ganz nah' heran," tröstet das Ilselin, das sich bereits schämt, so hart gewesen zu sein.

„Vergelt's Gott, vergelt's Gott!"

„Nun sag' mir aber, Trudel, hast du viele Leute zu Tod gebetet?"

„Ich hätt's schon mögen, aber es hat nicht immer geflecht. So manche sind leben blieben, denen ich jeden Tag drei Vaterunser zum Sterben gebetet hab'."

„Da sei froh drum, Gott hat dich nicht erhört. Aber dein Wille war bös, sehr bös sogar!"

Die Trudel aber stöhnt plötzlich und strebt mit allen Kräften, sich auf dem Lager zu bewegen. Man sollte meinen, sie wolle einer gräßlichen Gegenwart entfliehen.

„Bist du doch da, Satan? Stehst du neben mir, um mich zu holen?" stößt sie verstörten Blickes heraus. „Hab' ich nicht geschrien und beteuert, ich hätt' nichts mit dir zu schaffen? Ja, mein Buhle bist du nicht gewesen, aber deine getreue Dienerin war ich und hab' allezeit Böses getan, soweit meine Kräft' dazu gelangt haben... Und nun willst du mich holen?"

Das Ilselin aber steht rasch auf und macht eine abwehrende Gebärde. „Geh' fort, Satan!" spricht es in strengem Ton. „Was hast du hier zu schaffen? Laß diese arme Seele ihre Buße tun. Fort mit dir, fort!" Das letzte klingt so, wie wenn man einen bösen Hund wegscheucht.

Ilselin sagt dann ruhig, indem sie sich wieder hinsetzt:

„Er darf dich nicht plagen, ich habe ihn weggeh'n heißen."

„Hast du ihn gesehen?" flüstert die Trudel.

„Ja, ich hab' ihn gesehen, er ist aber nicht mehr hier. Und du sollst auf mich hören, ich will dir etwas erzählen."

Damit rückt sich das Mägdlein zurecht, faltet wieder die Hände um die Knie und hebt an, als ob sie einem Kinde vorspräche:

„Schau, arme Trudel, als unser Herr und Heiland am Kreuz hing, da waren noch zwei andere Kreuze da, an denen hatte man zwei greuliche böse Mörder und Räuber aufgehängt. Der eine wollt' von unserem Herrn nichts wissen, der andere aber war so wie du. In seiner Not und Qual fielen ihm all seine Sünden ein. Er war geradeso zerschunden wie du, er hatte geradeso die Glieder verrenkt wie du und den ganzen Leib voller Geißelstriemen, und er hing erbärmlich am Kreuz und mußte elendiglich verschmachten unter dem Hohn und Spott der Leute. Er hat aber nur immerdar auf unseren allermildesten Herrn geschaut und hat gefühlt, daß er unschuldig leidet. Und da hat ihm Gott Gnade gegeben, daß er verstanden hat, wer unser Herr war. Da hat er's dem anderen, dem Bösen verwiesen, als der auch den Heiland gelästert hat. Und er dacht' über sein eigenes Leben nach und verglich's mit dem, der da

sündenlos litt. Da ist ihm der Begriff gekommen, daß er seine Strafe verdient hat. Wirklich verdient hat! Daß ihm recht geschah. Sieh' Trudel, gerade wie du eingestehen mußt, daß du im ganzen Lande des Satans Werk triebst, so hat er's auch eingestanden, und hat's vor aller Welt bekannt und gemeint, er büße nur, was ihm rechtlich zukäme. Zum Herrn aber hat er gesagt: Gedenke an mich, wenn du in dein Reich kömmst."

Das Ilselin hört einen Augenblick auf und schaut nach der Alten. Die liegt ganz still, nur ihre Augen hängen am Munde des Mägdleins und trinken jedes Wort. Sie ist wie ein Kind geworden, denn als die Erzählerin schweigt, da fragt sie:

„Nun?... Und?... Was hat der Herr Christus da gesagt?"

Ilselin lächelt milde. „Das erzähl' ich dir nachher. Zuerst mußt du das Armsünderlied hören."

„Was ist das für ein Lied?"

„Das haben mich die Engel gelehrt. Sie lehren mich viele Lieder... o, eine ganze Menge."

„Ja, ich weiß, daß du allezeit neue Lieder singst."

„Das sind lauter Weisen, die mir einmal zunutze kommen werden. Und weil ich mich so oft um den guten Schächer gebangt hab', seit mir Pater Serenus die Geschichte aus dem heiligen Buch vorgelesen hat, da habe ich ihn öfters schauen dürfen. An einem Karfreitag nun weinte ich so um alle Sünder, die nicht wie er Buße tun, und bat meinen allermildesten Bräutigam, ihnen die Gnade der Reue zu geben. Da hat er mir gezeigt, daß sie es machen müssen wie der Schächer und in ihrer eigenen Seele suchen und sich verdemütigen. Und dann hat mich der Engel der Buße — weißt du, der im Himmel die Reuetränen der Sünder in goldenen Schalen sammelt, daß sie glänzen wie Perlen — dieser Engel also, der hat mich ein Lied gelehrt, wie es die armen Sünder singen sollen... Gib acht!"

Und das Ilselin hebt an mit einer dunklen tiefen Stimme in trüber dumpfer Weise:

Ich hab' mir mein Kreuz gezimmert
In Jahren der Sündenfron,
Und wenn meine Seele jetzt wimmert,
So ist's ihr gerechter Lohn!

Ich hab' mir die Nägel geschmiedet
Als eigensten Willens Sold,
Und wenn mein Geblüt jetzt siedet,
So hab' ich es selber gewollt!

Ich drehte mir selber die Stricke,
Ich band mich selbst an den Pfahl;
Mit meinem brechenden Blicke
Erkenn' ich den Grund meiner Qual!

Ich habe mein Kreuz gezimmert,
Ich schlug mich selber daran,
Und daß mir kein Licht jetzt schimmert,
Des klag' ich mich selber an!

Ich kann nur noch flehen und bitten:
Der du ohne Sünde bist
Und dennoch am Kreuze gelitten,
Erbarme dich, Jesu Christ!

Das Armsünderlied ist zu Ende, leise in den hohen Wölbungen des Kerkers verhallt, Sängerin und Zuhörerin bewegen sich nicht und regen sich nicht. Man hört deutlich das Tropfen des Wassers am Fenster, wo die Rinne den Tümpel macht. Die Dämmerung verstärkt sich, denn es ist Nachmittag und in diesem Kerker wird's früh Nacht.

Da erschallt mit einem Male die Stimme der Trudel, und sie klingt seltsam, aus dem tiefsten Herzen heraus gesprochen. Sie erfüllt alles mit ihrem Klang und ist doch ganz leise und heiser. Die Trudel sagt:

„Herr, mein Gott und Erlöser, der du am Kreuz für mich gelitten, sei mir armen Sünderin gnädig! Herr Jesus Christus, der du auch für mich gestorben bist, ich erkenn' meine Schuld, ich hab' alles verdient, denn ich war bös von Jugend auf. Ich nehm' all meine Pein und all meine Qual an zur Sühn' und Buß', für meine Sünd'; ja, ich will geduldiglich brennen, um Genugtuung zu geben, ... Nur bitt' ich dich, du allermildester Heiland und Erlöser, erbarme dich meiner und vergib mir!"

Die Alte kann nicht weiter, sie seufzt nur wie von großer Last erleichtert. Das Ilselin aber nimmt sie in die Arme und küßt sie recht herzlich und sagt:

„So, lieb Trudel, jetzt will ich dir auch erzählen, was der Heiland dem bußfertigen Schächer geantwortet hat!

Er hat zu ihm gesprochen: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Was verschlägt es nun diesen beiden Menschen, daß die schwarze schwere Nacht über ihren Kerker hereinbricht? Sie haben ja ihr eigen Licht! Es ficht sie auch nicht an, daß keiner nach ihnen sieht, daß sie verlassen da unten im Turme schmachten. Sie haben ja die allerbeste Gesellschaft. Die Trudel meint immer, die Glieder täten ihr kein bißchen mehr weh. Das Ilselin stillt seinen Hunger mit dem Stücklein Brot, das ihr die Kerkermeisterin am Morgen hinwarf, und ist's zufrieden. Sie tappt sich nach dem Fenster und legt den Krug dem Gefühle nach unter das Rinnsal, daß die langsamen Tropfen nach und nach hineinfließen und sie immer wieder Wasser hat, um die Wunden der Alten zu kühlen. Sie haben alle beide keine Sorge und kein Grämen mehr, sie sind glücklich.

Einmal in der Nacht fragt die Trudel: „Ist's nicht ganz hell? Ich mein' alleweil, ich seh' ein Licht."

„Das wirst du auch, denn es sind gar viele schöne Engel bei uns, die machen hell." Und dann lacht das Ilselin: „Weißt du noch, wie du mich für einen Engel gehalten hast? Dumme Trudel!"

„Ich mein' doch, sie müßten dir gleichen. Ich seh' sie ja nicht, wie du."

„Aber ich sehe sie! O, wie schön sind sie! Ganz lebendiges Feuer, und es brennt doch nicht, sondern leuchtet nur. Und Flügel wie Spinnweb und Morgentau, so leicht und klar."

„Das möcht' ich auch sehen."

„Wirst es schon sehen, wenn du bei dem guten Schächer bist."

„Siehst du den oft? Was macht er denn im Himmel?"

„O, der hat's gut! Er kniet ganz nah von unserem lieben Herrn und schaut ihn immerzu an, so wie er ihn vom Kreuz aus angesehen hat, aber ohne Schmerz, in lauterer Seligkeit. Und, denk' mal, Trudel, obwohl so lange Zeit vergangen ist, seit er ins Paradies gekommen, meint er doch, es wäre nur vor einem Augenblickchen gewesen. Er hat seine Augen noch gar nicht von unserem Herrn und Heilande weggewendet, und gar nicht gemerkt, daß tausend Jahre und noch mehr darüber hingegangen sind. Weißt du, das ist so eine Sekunde der Ewigkeit."

„Ach, Ilselin, ist das schön! Und sag' mal, darf ich auch den lieben Herrn einmal ansehen? Nur ganz von

weitem, versteht sich, aber doch so, daß ich ihn noch erkennen kann?"

„Ei gewiß! Des kannst du dich sicher getrösten."

„Ilselin, tu' mir doch die Hände zusammen. Ich kann sie von selber nit falten und ich möcht' sie doch so haben, eh' ich einschlaf'. Mir ist nämlich so, als ob ich ein wenig schlafen könnt'."

Das Ilselin legt behutsam und sachte die armen gekrümmten zerschmetterten Hände ineinander, so gut es gehen will. Es fürchtet sich, der Alten weh zu tun, aber die Trudel stößt keinen Laut der Klage aus. Dann tastet das Mägdlein sorglich, ob das Haupt seines Pfleglings auch richtig gebettet ist, und setzt sich dann wiederum hin.

„Du wirst nun schlafen, arme liebe Trudel, und zwar sehr gut und süß. Ich singe dir auch ein Schlummerlied." Und das Ilselin hebt an und singt:

Geh' schlafen, arme Seele,
Mach' deine Augen zu,
Gott sorgt, daß dir nichts fehle,
Er gibt dir sanfte Ruh.
Es darf dich nichts verwunden,
Kein Uebel mehr dir nah'n;
In Gott wirst du gesunden
Und deine Huld empfah'n.
Nun falte deine Hände,
Vorüber ist die Pein,
Der harte Kampf zu Ende;
Schlaf ein, in Gott schlaf' ein.

So singt das Mägdlein, bis der Schlaf auch sie übermannt und sie neben der Alten aufs Stroh hinlegt. Die Engel aber halten treue Wacht um die Braut des Herrn und stehen zu ihren Häupten und ihren Füßen, indessen andere himmlische Boten die Seele der armen Erdbeertrudel hinwegtragen, fern von Menschennot und Menschenleid, zur ewigen Ruhe.

Spät am Morgen schreckt Ilselin vom Schlummer auf, weil eine rauhe Hand sie an den Schultern rüttelt. Sie blickt mit halb verschlafenen Augen um sich und gewahrt die Kerkermeisterin, die vor ihr steht.

„Hab' ich doch gemeint, der Gottseibeiuns hätt' auch

dir den Hals umgedreht und dich geholt, wie die andere!" sagt sie.

Ilselin bemerkt erst jetzt, daß die Stelle neben ihr leer ist.

„Wo ist die Trudel?" fragt sie.

„Wo soll sie sein? Ihre Seele ist bei ihrem Buhlen und ihr Leib kommt auf den Schindanger. Gerade tragen ihn die Knechte fort."

In der Tat, man hört noch das Geräusch von Männern, die mit einer schweren Last die Treppe hinaufsteigen. Die Kerkertür steht sogar noch offen. Ilselin blickt unwillkürlich hin.

„Brauchst nicht hinzuschauen! Hinaus kommst du noch schnell genug. Hörst du die Hörner und das Rufen? Eben zieht alles dem Hochwürdigsten Herrn Bischof entgegen. Und wenn der da ist, kommst du dran. Dann hält er das geistliche Gericht über dich."

„Wie Gott will!" sagte Ilselin demütig. Es tut ihr sehr leid, daß die arme Erdbeertrudel kein christlich Begräbnis haben soll; aber sie tröstet sich mit der Gewißheit, daß die arme Seele auf dem besten Wege in den Himmel ist. Sie schaut auch später einen glänzenden Weg, der zum himmlischen Jerusalem führt, und gewahrt, wie die Trudel ihn eifrig und froh hinansteigt.

∞∞∞

Die Kerkermeisterin hat recht gehabt; endlich ist der Tag angebrochen, der Bischof Lando bringen soll. Alles, was Beine im Städtlein, strömt hinaus, um draußen, auf dem weiten Blachfelde hinter Geyersbrunn, den Oberhirten zu empfangen, der in doppelter Gestalt kommt. Einmal als der Bischof und dann auch als der tapfere Schirmherr aller Schwachen, wie es die harten kriegerischen Zeitläufte verlangen.

Die Neugierigen können sich die Zeit des Wartens gut vertreiben, denn es gibt vielerlei zu sehen. Da ist ein Prunkzelt mitten im Feld errichtet, allwo Gräfin Isentrud den hochwürdigsten Oheim begrüßen wird und die Geyersbrunner ihm den Ehrentrunk der Stadt bieten werden.

Unweit davon sieht man alle Reisigen der Gestrengen, die sich langsam zur Musterung in Reih und Glied stellen. Hauptmann Odilo reitet ihre Reihen ab und prüft, ob alles in Ordnung sei, daß der streitgewaltige Bischof nichts daran auszusetzen finde. Da stehen die Fußknechte mit Stahlhaube, Speer und Schild, den Leib vom starken

Lederwams geschützt. Dort halten die Berittenen, mit Kettenpanzern angetan. Zwischen ihnen ragt das Banner der Geyer von Geyersbrunn empor, kunstvoll mit dem Wappenzeichen bemalt.

All das kennen die Geyersbrunner schon, aber was ihnen am besten gefällt, das sind die Ritter und Freiherren, so der Gräfin Dienst schulden und auf ihren Ruf kamen. An gesonderter Steile sind sie aufgestellt. In eiserner Ruhe sitzen sie auf starken Streitrossen, deren Decken ihr Wappen zeigt, deren Stirnen mit einem Stahlstück und Stachel geschützt ist. Die Herren tragen bunte Wappenröcke über den Panzern, auf ihren Helmen prangen kostbare Kleinode. Neben ihren Pferden stehen Edelknaben, die des Ritters Lanze und seinen Schild halten, während er selbst unbeweglich im Sattel sitzt, die Hand in die Seite gestemmt, das lange Schwert zur Seite.

Scheu flüstern sich die Zuschauer alle Namen dieser Gewaltigen zu und mustern jede Einzelheit ihrer Ausrüstung, jede Helmzier und jede Wappendecke, und zählen die Reisigen, die ein jeder zur Musterung mitbrachte. So viele mächtige Herren, und doch alle der Gräfin zu Dienst verpflichtet und durch sie im Zaume gehalten, daß geringes Volk seine Ruhe hat und nicht geschunden und geplagt werden darf!

„Hoch Isentrud! Hoch unsere Erlauchte! Unsere Herrin hoch!“ rauscht der Jubel aus tausend Kehlen und mengt sich mit den rauhen Zurufen der Kriegsleute und dem klingenden Schlagen ihrer Schwerter auf den Schildern, als die Stadttore sich nun öffnen, um den Zug der Gebieterin hindurch zu lassen.

Heute gibt es bei Isentrud keine Trauer. Heute gilt's für sie den Rang einzunehmen, den sie von Gottes Gnaden erhalten hat, zum Wohle der Guten, zum Wehe der Bösen, zur Beschützerin der Schwachen, zur Mehrerin des Segens. Heute muß der Ornat angelegt werden, der einer reichsunmittelbaren Fürstin geziemt. Solchergestalt kommt sie ihrem Oheim entgegen.

Voran wandeln alle Edelknechte in den Farben des Hauses, schwarz-gold-rot angetan. Denn so lautet der Wahrspruch, der allen Geyer von Geyersbrunn zu eigen ist und nach den Farben gedeutet wird: „Fluch dem Feind“ (das ist schwarz), „treu dem Freund“ (dafür steht Gold) „und das Blut für Gott und Reich“ (des ist die rote Farbe Zeuge).

Hinter den Edelknechten schreiten der Seneschall und die ersten Hausbeamten der Gräfin, alle in kostbaren Gewändern. Dann folgt die Schar ihrer Frauen und Edelfräulein auf buntgezäumten sanften Pferden, deren Zügel von Mannen und Knaben geführt werden. Die Knaben tragen langes Haar, ungeschoren seit der Geburt, sind sie doch adeligen Stammes. Sie haben Kränze von Grün auf den wehenden Locken. Die Fräulein aber durften heute ihr buntes Gewand anlegen und ihr Haar mit goldenen Netzen umgeben. Eine jede trägt das Wappen ihres Hauses auf dem Mantel eingestickt.

Und nun verdoppelt, verdreifacht sich das Schreien und Hochrufen, denn es naht sich ein schwebender Thronhimmel, von vier auserlesenen Mannen getragen. Unter dem reitet Frau Isentrud einher. Schneeweiß ist ihr Zelter, seine Zäume sind purpurrot, so wie die Samtdecken, die beinah zur Erde wallen. Sie selbst hat wohl ihre Witwenkleider an, aber darüber einen schweren goldgestickten Mantel, den eine breite edelsteinblitzende Spange auf der Brust zusammenhält. Ueber ihrem dunklen Schleier glänzt ein goldener, oben geschlossener Reif, das Wahrzeichen ihrer Würde.

Isentrud bedarf keines Führers für ihr Pferd; sie zügelt es mit sicherer Hand, daß es stolz unter ihr herschreitet.

Hinter ihrem Thronhimmel kommt ein Reisiger, der das Hausbanner trägt. Der Morgenwind spielt mit den schweren seidenen Falten, daß bald Tiefschwarz, bald Gold, bald blutiges Rot vorscheint. Zwei Paukenschläger auf Schimmeln und zehn Hornbläser folgen in Reihen und begleiten den Aufzug mit ihrer Musik. Den Schluß bildet die Schloßwache der Herrin.

So rückt Isentrud ins Feld, und die jauchzenden Mannen können sich nicht genug schauen, wie die stolze Frau ihren Zelter meistert. Ja, warum ist sie kein Mann!

Langsam reitet sie daher, grüßt huldvoll nach allen Seiten, und ihre goldbraunen Augen sind plötzlich aufgetan. Das Gefühl der Herrschaft ist über sie gekommen. Nach dem Gruß an die Ihren wendet sie sich zu den edlen Herren, reitet an jeden einzelnen heran und reicht ihm die Hand zum Willkomm. Die Herren haben, wie sich's ziemt, den Eisenhandschuh von der Rechten abgezogen, um die Hand der Gräfin zu fassen. Sie neigen sich höfisch, daß die Helmzier beinahe den hohen Bogen des Sattels

streift, und sie schließen sich ihrer Lehnfrau an, indem sie zu ihren Seiten Platz nehmen.

Der also vergrößerte Zug wendet sich langsam gen Norden des Blachfeldes, von wo bereits Hornzeichen schallen und man in der Ferne einen nahenden Heerhaufen erblickt.

Bischof Lando kommt mit den Seinen.

Er hat einen anderen Aufzug wie Isentrud. Voran gehen die Spielleute, dann kommen die Fußkrieger, dann die Reisigen und dann, zwischen Rittern und Klerikern, eine mächtige Gestalt, die so gewaltig wirkt, daß aller Augen daran hangen und das andere darüber vergessen wird.

Lando reitet auf einem riesigen Rappen, er hat die rechte Hand frei, daß männiglich den Bischofsring daran sehen kann. Die Linke ist vom Stahlhandschuh gedeckt. Ueber den Panzer fällt ein langer Waffenrock von tiefviolettem Samt dem Herrn fast bis auf die Steigbügel, auf der Brust glänzt das goldene Kreuz. Um das Haupt schmiegt sich die Kettenhaube, vom runden Helm bekrönt, der als Kleinod ebenfalls ein goldenes Kreuz trägt. Und aus der Kettenhaube schaut ein Antlitz, so voller Kraft, Güte, Frohsinn und hohem Mut, daß alle Kinder auf den Mutterarmen dem Bischofe zujauchzen, als er ihnen freundlich zunickt.

Aber Leute, die kein gutes Gewissen haben, ducken sich scheu hinter des Nachbars Rücken. Der hohe Herr hat anstatt des Schwertes seinen berühmten Morgenstern am Sattelbogen hangen, ein Meisterstück mailändischer Schmiedekunst, mit Gold eingelegt, starrend von fingerlangen Stacheln. Hm, man erzählt sich, daß der sehr kräftig auf die Schädel von unholdem Volk, von Räubern und Aufrührerischen niedersausen könne. Da ist's besser für unsichere Gesellen, die bischöfliche Nähe zu meiden.

„Gott zum Gruß, Frau Niftel!" hallt Landos Stimme der Gräfin entgegen.

Die Mannen seiner Begleitung aber rufen: „Hie Geyer von Geyersbrunn!" denn ihr Herr ist ja auch einer von der Sippe.

Und „Hie Geyer von Geyersbrunn!" schallt es tausendstimmig entgegen, zum Dröhnen der Pauken und dem Hall der Hörner.

Isentrud aber neigt sich vor dem hochwürdigsten Oheim, treibt ihren Zelter ganz nahe zu seinem schnaubenden Roß und küßt den Ring an der Rechten, die sich ihr entgegenstreckt.

„Gott zum Gruß!“ erwidert sie die Worte des Bischofs und fügt hinzu: „Ist es dir genehm, mit mir zu reiten, so führe ich dich zum Gezelte, wo der Willkommtrunk dir geboten wird.“

„Nach deinem Wunsch, Frau Niftel!“ Und Rappe und Zelter tragen ihre Herren unter dem Thronhimmel zur Mitte des Feldes.

Lando ist ein wenig ungeduldig, er liebt diese großen Zeremonien nicht, aber er bezwingt sich, es muß so sein. Während er dahinreitet, schaut er Isentrud an und meint:

„Siehst wacker drein, Frau Niftel, und kannst noch gut reiten. Man sieht dir's nicht an, daß du bald fünfzig wirst!“

Isentrud nickt nur, ohne etwas zu erwidern, nach einer Weile aber sagt sie: „Ich habe keine Zeit, mich um so eitle Dinge wie mein Aeußeres zu kümmern.“

„Hm!“ macht der Bischof und schweigt.

Nun sind sie vor dem Zelte. Hastig schwingen sich die ersten Lehnmänner der beiden aus dem Sattel und halten ihren Gebietern den Steigbügel. Frau Isentrud gleitet schnell und gewandt vom Pferde herunter und kniet sich dann vor Lando hin. Alles folgt ihrem Beispiele, bis auf die letzten Fußknechte draußen in den Rotten.

„Gib uns deinen Segen, Hochwürdigster!“

Da tritt Lando nach vorn, nachdem er noch den Bischofsstab ergriffen, den ihm ein Kleriker hinreichte. So steht er nun vor all den Tausenden, mitten unter ihnen die einzige aufrechte Gestalt, ein Oberhirte, wie es sich für die harte eiserne Zeit geziemt: im Panzer und Helm und doch mit dem Kreuz auf der Brust.

Langsam zeichnet seine Hand das heilige Zeichen über den geneigten Häuptern des Volkes.

Dann richtet sich alles wiederum auf, wie die Halme eines Kornfeldes, über die der Sommerwind hinstrich, und die Pauken und Hörner erschallen wieder. Der Schrei bricht sich abermals Bahn: „Heil unserem Bischof! Heil Lando! Heil Isentrud!“

Isentrud steht jetzt neben ihrem Oheim. Fürwahr ein stattliches Paar, denn Lando ist der einzige Mann, der die hochgewachsene Gräfin noch um Haupteslänge überragt. Er ist auch nur zehn Jahre älter als seine Frau Niftel, da er der Jüngste des zweiten Stammes ist. Sie stehen würdiglich zueinander.

Nach allen Seelenkämpfen und Nöten, die Isentrud in letzter Zeit heimsuchten, ist in diesem Augenblick ein großer

Friede in ihrem Herzen eingekehrt. Sie muß sich selber sagen, daß sie die jauchzende Anerkennung ihrer Untertanen verdient hat, alles Unliebsame ist plötzlich in Vergessenheit gesunken. Sie fühlt, daß sie heute erntet, was sie gesät, daß sie in Wahrheit den Ihren eine Schirmherrin war!

Und da strahlen ihre Augen, da verklärt sich ihr Angesicht zu stolzer Freude, obwohl der Mund die niegekannte Kunst des Lächelns nicht versucht.

„Sie ist wahrhaftig nicht so häßlich, als ich meinte," denkt der Bischof für sich, indessen er der wohlgesetzten Rede des Bürgermeisters lauscht, der im Namen von Geyersbrunn den Hochwürdigsten begrüßt.

Isentrud aber läßt ihre Blicke umherschweifen, die Wimpern ihrer Augen sind hochgehoben, sie sonnt sich im Strahl der goldenen Herbstsonne, die ihr wie ein Widerschein des inneren Glückes deucht... Da auf einmal fröstelt es sie, ein unerklärlicher Schauer rinnt durch ihre Glieder. Hat sich ein kalter Wind erhoben? Haucht der Winter bereits in die mildwarme Luft? Und was sind das für seltsame Worte, die sie ganz deutlich durch alle Musik, alles Jauchzen und Jubeln hindurch zu hören vermeint:

„Dies ist dein letzter Ehrentag! Palmarum vor der Karwoche."

Die Gräfin schaut sich erschrocken um. Das kann doch niemand gesagt haben! Es redet ja auch niemand hier im Zelt außer dem Bürgermeister mit seiner endlosen Ansprache!

Und auch die ist jetzt zu Ende, denn Lando hat den goldenen Pokal ergriffen und hebt ihn hoch und sagt mit weithin tönender Stimme:

„Ich trinke auf das Wohl der getreuen Stadt Geyersbrunn und ihrer Einwohner!"

Nein, es hat niemand gesprochen, und wenn einer zu reden versucht hätte, würde der Volkslärm es übertönt haben... Und doch hat Isentrud die Worte gehört!

Sie läßt ihre Blicke immer wieder in der Runde gehen. Im Zelt befinden sich alle Reiter und die Kleriker aus dem Gefolge des Oheims. Die Geistlichen stehen gesondert beisammen. Isentruds Augen gleiten achtlos über ihre dunkle Menge hinweg, bis sie plötzlich stutzt und schärfer hinsieht.

Da steht einer ganz hinten, der die Kapuze seines Reisemantels tief übers Haupt gezogen hat. Wie der so bekannt ausschaut! Sie blickt wieder hin... nein, sie kennt ihn doch nicht, eine flüchtige Aehnlichkeit mit Herrn

Boldewin hat sie getäuscht, denn gerade so hart, so streng, so bleich und so unnahbar ist des Fremden Antlitz und Gebaren... Aber welch ein sonderbares Gleichnisspiel! Könnte es ein älterer Bruder von Bartholomäus sein?

Ja, es sind Bartholomäi Züge, aber mit Boldewins Ausdruck. Auch scheint der Fremde größer als der Pfarrherr von Wolfsweiler. Die Gräfin muß ihm vollständig unbekannt sein, denn er verzieht keine Miene, da sie ihn anschaut, regt sich nicht, läßt die Kapuze, wie sie ist. Bartholomäus würde sie wohl tief herabgezogen haben, wenn er unerkannt sich hier eingeschlichen hätte.

Und doch sind es die Züge des Sohnes! Nur die Augen sind so gleichgültig und so hart, und der Mund ist so streng zusammengepreßt! Es ist unmöglich, es muß eine zufällige Aehnlichkeit sein!

16

Der Empfang ist endlich vorüber, ebenso der Einzug in die Stadt und das Prunkmahl auf dem Rathause. Die Feierlichkeiten des Tages sind überstanden, die Beteiligten dürfen sich ausruhen.

Draußen auf dem Biachfelde ist ein ganzes Lager aufgeschlagen, wo Landos und Isentruds Mannen hausen. Sie haben große Feuer angezündet, deren roter Flackerschein weit ins Düstere hinein leuchtet. Sie schmausen und trinken reichlich, lachen und scherzen und lassen es sich wohl sein.

Drinnen im Städtlein geht's, trotz der Abendstunde, noch lebhaft zu. Der Bischof selber hat im Geyerhaus Wohnung genommen, aber für sein Gefolge mußte Losament bei den Bürgern gefunden werden, wie auch für das Gefolge der Ritter und Freiherren, die nicht draußen ihre Zelte aufgeschlagen haben. Da wimmelt's noch in den Gassen von fremden Leuten, derentwegen man überall Pechkörbe angezündet hat, auf daß ihr trübrotes Licht die Irrenden zurecht weise.

Lando und Isentrud sitzen in der Gräfin Gemach beisammen. Sie sind jetzt allein. Soeben ist Hauptmann Odilo weggegangen, der die letzten Befehle des hochwürdigsten Feldherrn in Empfang nahm. Uebermorgen geht's

nach den Buchbergen, wo der Kampf heiß werden wird, denn die Räuber haben sich Gesellen geworben, und ihre Feste gilt für schier uneinnehmbar. Hat sich Odilo doch schon einen blutigen Kopf dran geholt! Mit vereinten Kräften aber soll's doch gelingen.

Des Hauptmanns Sporen verklingen draußen. Der Bischof lehnt sich behaglich in den hohen Sessel zurück. Er hat sein bequemes Hausgewand angelegt. Auch darin sieht er würdig und tüchtig aus.

„Dieser Tag war hart, Frau Niftel," sagt er. „Mir ist nichts so zuwider als festliches Getue und Getreibe."

„Mir ist nichts zuwider, was Pflicht ist, und in diesem Fall war's unsere Pflicht, den Leuten ein wenig Prunk zu zeigen. Sie begehren zeitweise darnach," antwortet Isentrud.

„Hm." Lando blickt die Gräfin aufmerksam an, wie er es im Laufe des Tages öfters tat. Es ist, als sei sie ihm eine Fremde, an deren Antlitz er etwas herausstudieren müsse.

Sie bemerkt das: „Willst du mich etwa fragen, Oheim?"

„Ja... und nein... ich kann warten."

Sie füllt einen Pokal, der auf dem Tische steht, aus einem silbernen Weinkrug. „Beliebt es dir, einen Trunk zu tun?"

„Warum nicht... der Wein ist gut! Woher hast du ihn?"

„Mein Seneschall bezieht ihn aus Welschland. Wenn er dir zusagt, will ich dir ein Stückfaß davon geben."

„Schön Dank!"

Und dann wirds still im Gemach. Die beiden hohen Verwandten sitzen beieinander, wie Menschen, die sich sehr wichtige Dinge sagen möchten und nicht wissen, wie anfangen. Die Lampen auf den Gestellen flackern und flammen, weil der Herbstwind durch die Ritzen der Fensterläden hindurchbläst. Im Kamin prasseln ein paar Scheiter Holz und werfen ihren tanzenden Schein über die schweigenden Gestalten in den Lehnstühlen.

Endlich sagt Lando, indem er sich nachdenklich in dem kurzen grauen Barte zupft:

„Sag' einmal, Frau Niftel, was hast du dir eigentlich unter dem geistlichen Gericht gedacht, das ich morgen abhalten soll?"

Sie zuckt ein wenig zusammen bei der geraden Anrede, und vielleicht deshalb zittert ihre Stimme, als sie antwortet: „Was ich mir dabei dachte? Nun, was sich ein jeder denkt, der das geistliche Gericht anruft!"

„So ... so ... Ging's nicht auch anders?"

„Und wie sollte es anders gehen, da es sich um einen Gesalbten Gottes handelt? Weltliche Macht kann dem Priester nichts anhaben."

„Allerdings. Du beschuldigst also einen Priester eines schweren Vergehens?"

„Weniger ihn, als eine Hexe, die ihn bezauberte."

„So so ... ei ... ei."

„Ich habe alles genau und ausführlich von Herrn Boldewin aufsetzen lassen. Du mußt die Akten morgen lesen."

„Laß mich damit in Ruhe. Ich vernehme die Zeugen, wenn's sein muß. Wer ist übrigens Herr Boldewin?"

„Mein Beichtvater."

„So ... und seit wann? Du hattest doch immer die Herren Ubald und Gotram dafür."

Isentrud macht eine wegwerfende Gebärde. „Die beiden wurden alt und dadurch zu nachsichtig und milde, ja geradezu schwach. Ich aber brauche einen strengen Gewissensführer."

„Nicht so übel gedacht! Kannst's wohl brauchen."

Etwas im Tone Landos macht die Gräfin stutzig. Sie tut, als wolle sie den Docht der Lampe höher ziehen, benutzt aber die Gelegenheit, um das Licht also zu drehen, daß sie selber im Schatten sitzt, des Bischofs Antlitz dagegen beleuchtet ist.

Es liegt ein eigentümlich überlegenes Lächeln auf seinen Zügen, während er sie immerfort mit den Augen mustert.

Das stachelt sie, und sie bemerkt in spitzem Tone:

„Es ist wahrlich nicht leicht für mich, da es sich um den Menschen handelt, der mir auf dieser Erde das Liebste ist. Mein Pflegesohn Bartholomäus hat mir bittern Kummer bereitet, und wenn ich nicht glaubte, daß er durch Teufelslist umgarnt ist, würde ich noch strenger über ihn urteilen."

„So so."

Immer diese Einsilbigkeit! Was hat nur der Hochwürdigste Oheim heut' abend?

„Es ist eine sehr traurige Sache," fährt Isentrud fort. „Und ich hoffe, daß du mir hilfst, den Betörten zu Sinnen zu bringen und die Uebeltäterin ihrer Strafe zuzuführen. Ich bitte dich, meinen Bericht anzuhören."

„Ist nicht groß nötig, Frau Niftel, ich weiß alles schon. Der Bartholomäus ist längst bei mir gewesen."

„Bei dir? ... Und davon wußte ich nichts? Man sagte mir doch, er sei auf eine Wallfahrt gezogen!"

Die Gräfin gäbe viel, wenn ihr dies unbedachte Wort nicht im ersten Schrecken entschlüpft wäre. Aber jetzt ist es gesagt, und da ist sie viel zu stolz, um es abzuleugnen.

„Du mußt nämlich wissen, Oheim, ich ließ ihn heimlich beobachten, da er mir solcher Beaufsichtigung bedürftig schien."

Lando lacht dröhnend auf. „O ihr frommen Weiber! Wenn ihr nur spionieren und klatschen und ratschen könnt! Du bist nicht besser als alle andern Betschwestern!"

„Oheim!"

„Ja Oheim und Oheim! Die erlauchte Frau tut erstaunt, daß der Lando so mit ihr redet. Hat sie den Lando doch selber ein wenig in Verdacht, daß er nicht nach des Herrn Boldewin Art fromm ist! Und wenn ich dir sag', daß du nicht besser bist als alle anderen Betschwestern, Frau Niftel, so wär's mir lieb, ich brauchte nicht noch dabei zu sagen, du wärst schlimmer als viele von ihnen."

Die Stimme des streitbaren Bischofs geht hier in einen sehr ernsten Ton über. Er steht langsam auf und ragt in seiner Hünengröße im Halbschatten des Gemaches, indessen sein Fuß einen halbverkohlten Ast im Kamin knirschend zertritt.

„Also meine Priester läßt du ausspionieren und mengst dich in ihre Angelegenheiten und spielst selber ein wenig geistliches Gericht?" fragt er herb. „Ich sag' dir, Isentrud, es tut mir leid um dich, was ich da hören mußte, als der Bartholomäus in seiner Not zu mir, dem Oberhirten, kam, wie es sich gehört und gebührt! Frau Niftel... Frau Niftel... du hast da eine üble Sach' angestiftet, und ich fürchte sehr, daß du ehemals noch schlimmere Sachen gemacht hast! Hätt' es nicht von dir gedacht! Hab' immer gemeint, du wärst im ganzen ein wackeres Weib... aber was ich gehört hab'..."

„So gehst du auf Verleumdungen?"

„Ich geh' nie auf Verleumdungen, ich höre nur auf die Stimme der Zeugen."

„So, und meine Stimme gilt nichts?"

„Sie soll auch gelten, denn da du es nun angefangen hast, muß es wohl zum Ende gebracht werden. Aber es wär' mir lieb, sehr lieb sogar, du nähmest Vernunft an und ließest mit dir reden."

„Was verstehst du darunter? Deine Worte sind mir unverständlich."

Isentrud krampft die Hände um die Sessellehne, damit sie ruhig bleibt. Sie will, sie muß ruhig sein.

„Was ich darunter verstehe? Ganz einfach dies: Du entläßest das Mägdlein, das du eingesperrt hast."

„Auf daß sie ungestört mit meinem Sohne Buhlschaft treiben kann?"

„Isentrud!" Der Ton klingt befehlend.

Sie beißt die Zähne zusammen, daß sie knirschen.

Der Bischof redet nun milder: „Ich seh' ja ein, daß du aufgeregt bist, aber eine üble Sache wird nicht besser durch Weiterspinnen! Brich kurz ab! Entlaß das Mägdlein! Wir wollen es prüfen und da es fromm zu sein scheint, soll es in ein Kloster gebracht werden. Der Bartholomäus will's nicht sehen, hat er mir gesagt. Er ist nur zufrieden, wenn's in Sicherheit ist."

„Haha," lacht die Gräfin krampfhaft. „Jawohl, das kenn' ich! So wie mein Gemahl auch! Der wollt' ja die Ilse auch nicht sehen, hat er gesagt, wenn er nur auf die Halde zum Eberhard könnt', und alleweil ist sie seine Buhle gewesen."

„Gotts Blut, Frau Niftel, mach mich nicht närrisch! Wenn du eifersüchtig warst, so ist's deine Sache, und ob du Ursach' gehabt hast, das weiß ich nicht. Ich war dazumalen in Welschland mit den Kaiserlichen... Aber jetzt hast du keinen Grund, das versichere ich dich . . . Oder meinst du, ich hätt' den Bartholomäus nicht genau ausgefragt, als der arme Schlucker zu mir kam, noch halbtot von seiner Krankheit und schwach wie ein Kindlein? Und ist doch gekommen und hat gefleht um das anvertraute Schäflein seiner Herde, das ihm genommen ward. O, ein guter Hirt ist er, kein leichter Sausewind, wie du meinst, der sich mit Maiden abgibt!"

Trotz allem erglüht Isentruds Herz, da sie den Sohn gelobt hört, und es schneidet ihr durch die Seele, daß er krank war. Und dabei zuckt ihr die Vision von heute morgen durch den Sinn. Kann's möglich sein?

„Wo ist Bartholomäus?" fährt es ihr stürmisch heraus.

„Nicht weit! Ich hab' ihn mitgebracht, auf daß er gleich an Ort und Stelle sei. Bei meinen Klerikern weilt er."

„Also war er's doch?"

„Wenn du meinst, daß du ihn heut' früh im Zelt gesehen hast, so stimmt's. Er war da."

„Und er ging nicht zu mir?"

„Wird wohl keine Lust gehabt haben."

„Und er sah so fremd aus?"

„Der Arme hat viel durchgemacht, das verändert die Leute!“

Der Bischof setzt sich plötzlich wieder neben Isentrud, legt die Hand auf ihren Arm und blickt sie treuherzig an: „Schau, Frau Niftel, du bist für Bartholomäus das Höchste gewesen! Seine Mutter, das war ihm die Heilige, auf der hat er alles aufgebaut in Lieb und Vertrauen, was er hienieden zu vergeben hatte! Nach der Mutter Gottes bist du ihm gestanden, gleich darnach! Auf dich hat er geschworen!... Und du hast ihn arg enttäuscht! Isentrud, Isentrud, es ist viel in die Brüch' gegangen beim Bartholomäus... Und nur du kannst's wieder leimen, daß es hält für alle Ewigkeit... Ich weiß ja, der Weg ist schwer für ein stolzes Weib wie du, aber er muß gegangen sein, und er führt zu des Sohnes Herz.“

Die Gräfin hat beide Hände vors Gesicht gelegt, damit der Oheim sie nicht weinen sieht. Es gleiten aber doch genug schimmernde Tröpflein zwischen ihren Fingern hindurch.

Er nickt freundlich. „Ja, ja, weine nur, das ist gut für dich. Aber besinn' dich auf dein besseres Selbst, du wirst dir alsdann sagen müssen, daß der barsche alte Lando recht gehabt hat!“

Isentrud aber ringt plötzlich die Hände und zeigt ihr ganzes tränenüberströmtes Antlitz.

„Ich kann nicht, ich darf nicht! Du bist nicht so eingeweiht in alles, Oheim, du weißt nicht, wie diese Schlange ihn umgarnte, wie sie ihm das Herz aus dem Leibe stahl, wie sie ihn gegen mich aufhetzte, diese üble Tochter einer übien Mutter! Dieses Geschöpf meines pflichtvergessenen Gemahls! Nein, die Dirne ist eine Hexe, und sie muß brennen, sonst ist Bartholomäus nicht befreit! Sie muß sterben, um seines Seelenheils willen!“

„Gemach, gemach! Ich bin auch noch da, und ich verspreche dir, daß ich ganz ohne Vorurteil untersuchen und prüfen will. Befinde ich etwas Schlimmes an der Maid, so wird sie den weltlichen Richtern überliefert, die können das Ihrige tun. Denn, Frau Niftel, die ganze Geschichte ist doch nur eine Untersuchung. Was du da von geistlichem Gericht meinst, gibt's nicht! Ich prüfe aufmerksam und nach Befund entscheide ich. Für ein großes Gericht ist keine Ursach', weil der Bartholomäus sich wahrlich nichts zu schulden kommen ließ. Ist er behext, so brennt die Hexe und er wird exorziert. Damit finis! Es ist hohe

Zeit, daß ich zu Bette gehe, ich bin rechtschaffen müde. Und dir, Frau Niftel, rate ich, die Angelegenheit noch einmal gründlich zu überlegen. Ich laß dir Bedenkzeit. Es wär' schön, wenn du meinen Rat annähmest und ohne großen Lärm die Sache gütlich beilegen wolltest."

„Nie... nie!"

„Gut, so hab' deinen Willen. Aber nicht eher als übermorgen. So lang geb' ich deinem guten Engel noch Frist, daß er an deinem Herzen arbeitet."

„Und der Zug gegen die Buchberger?"

„Geschieht schon, hab' nur keine Aengste! Bis übermorgen alle Mannen und aller Troß aufgebrochen und fortgezogen, hat's lange Weile. Wenn ich den Tag drauf scharf nachreite mit kleinem Gefolge, hole ich den Haufen schon ein."

„Wie du willst, Oheim."

„Sei nicht trotzig, Frau Niftel. Es tut mir, weiß Gott, leid um dich! Ich kann mir ja denken, daß du nach Weiberweise dich wie eine Gluckhenne um Bartholomäus absorgst... aber, was den anlangt, da kannst du ruhig sein! Du hast ja morgen Gelegenheit, dich noch einmal mit ihm zu bereden."

„Ich will ihn nicht sehen."

„Brauchst nicht, so du nicht willst. Er hat auch kein groß Gelüsten darnach. Er meint, er hätte dir schon alles gesagt, was zu sagen wär'!... Gotts Blut, ihr seid ein Paar harte Köpfe!" Lando lacht plötzlich ganz gemütlich. „Tut mir leid, daß ich nicht als ein Mäuslein dabei gewesen bin, wie ihr zwei hintereinander geraten seid!"

Der Gedanke, den Recken als ein Mäuslein zu sehen, würde jeden anderen Menschen zum Lachen bringen, Isentrud aber ist nicht wohlgelaunt, und da erwidert sie nur schroff:

„Du hättest alsdann nach Männerweise für ihn Partei genommen, mich verlacht und meine redliche Sorge und Not nur verhöhnt."

„Hm... nein..., das glaub' ich nicht, denn wahrlich, es geht mir ins Herz, zu schauen, wie bitter du leidest. Aber deshalb kann ich Schwarz nicht weiß machen, Frau Niftel!"

Isentrud gibt keine Antwort, sondern erhebt sich mit einem Achselzucken. „Da mir scheint, daß du in der Tat ermüdet bist, Oheim, halte ich's auch für besser, ein Gespräch abzubrechen, das doch keinen Zweck hat. Ich wünsche

dir gute Ruhe. Was mich angeht, werde ich die Nacht im Gebet zubringen."

„Recht so! Und was ich dir raten möcht', Frau Niftel, so hol' dir die Herren Ubald und Gotram zur nächtlichen Betrachtung herbei. Die können dir besser Rat geben, als dein Herr Boldewin."

„Ich glaube, daß die Wahl des Seelenführers mir noch freisteht?"

„O ja! Es war nur eine bescheidene Bemerkung vom alten Lando. Hat nicht viel zu sagen."

Damit belustigt sich der Bischof noch einmal, die letzten Holzscheiter im Kamin fest zu zertreten. Er murmelt etwas Unverständliches in den Bart hinein unter dem Stampfen.

Es wäre aber besser, er hätte statt dessen achtgegeben und nicht den Kopf nach dem Feuer gedreht. Denn Isentruds Augen blitzen in unheimlichen Licht, während sich ihre Hände in die Gewandfalten krallen. Es ist, als ob sie sich auf etwas besänne und ihr etwas einfiele, das nicht gut ist. Außerdem hat sich plötzlich der Wandteppich ganz leise und sacht bewegt, als ob jemand in dem schmalen Raum verborgen wäre, der zwischen ihm und der Mauer ist... Und Isentrud hat's gesehen!

Aber der Bischof dreht sich nun wieder zum Gemach und sagt harmlos: „Gute Nacht, Frau Niftel! Gib mir Urlaub!"

„Gute Nacht, Oheim. Gib mir deinen Segen!"

Demütig kniet die stolze Gräfin zu den Füßen des Bischofs nieder. Denn wenn sie auch mit dem Oheim in Meinungsverschiedenheit ist, so ehrt sie doch jederzeit den Fürsten der Kirche.

Lando tut's nicht gern, aber er kann nicht anders. Er hebt die Hand und segnet die Kniende. „Herr Gott im Himmel, gib ihr ein weicheres Herz!" betet er im stillen dabei.

Dann reicht er ihr die Hand zum Aufstehen und streift mit den Lippen die Wange, die sie ihm darbietet. Es muß auch sein! So fordert es die Sitte unter nahen Verwandten.

Draußen aber schüttelt der hohe Herr den Kopf und fährt sich mit dem Handrücken über den Mund, als habe er etwas Widriges berührt.

„Das Weib hat den Satan im Leib und ahnt's nicht!" murmelt er vor sich hin.

Kaum hat Lando das Gemach verlassen, so ist Isentrud

schon mit zwei Schritten am Wandteppich, reißt ihn zurück und — zerrt Hunold hervor, der sich da sicher geborgen wähnte. Der schwächliche Kerl bebt wie Espenlaub unter ihren starken Griffen und windet sich und rollt ihr wie ein Häuflein Unglück zu Füßen, als sie ihn mitten im Gemach losläßt.

„Erbarmen! Erbarmen! Erlauchte, Gestrenge..... es war ja nur um deinetwillen..."

„So, um meinetwillen? Du elender Horcher! Morgen früh hängst du am Galgen, vorher aber wirst du noch mit glühenden Zangen gezwickt!"

„Gnade... Erbarmen... ich wollte ja nur..."

„Ich weiß genau, was du wolltest! Du brauchst es nicht zu sagen. Wieviel bezahlt dir der Pfarrer von Wolfsweiler, daß du mich ausspürst?"

Hunolds Augen blitzen. Das kommt ihm gelegen, auf diesen Anwurf war er nicht gefaßt. Er sieht ein Mittel, sich zu retten. Deshalb gibt er gar keine Antwort, sondern bleibt nur stumm an der Erde liegen und hascht nach dem Saum von Isentruds Gewand.

„Wieviel bezahlt dir der Pfarrherr für deine Dienste?" wiederholt sie in hartem Ton.

„Nichts... gar nichts... Erlauchte! Was hab' ich mit ihm zu schaffen?" wimmert Hunold.

Isentrud aber zuckt die Achseln.

„Nicht? Und kundschaftest hier herum? Nicht? Und belügst und betrügst mich? Sagst, er wäre wallen gegangen, während er zum Bischof ging? Und ich hätte das wissen müssen, um alles darnach einzurichten."

„Erlauchte, Gestrenge... hör' mich nur an, eh' du mich dem Henker übergibst."

Der Knecht ist pfeilschnell aufgesprungen und hat flehend mit beiden Händen die Glocke umklammert, die auf dem Tisch steht, denn ihm dünkt, Isentrud wolle eben danach greifen, um die Wache zu rufen.

„Und warum soll ich mich erniedrigen, dich anzuhören, du Gewürm, das von meiner Gnade lebt und diese Gnade und Galgenfrist so schnöd' mißbrauchte?" Die Gräfin schreitet zur Tür.

Hunold aber liegt nun schon wieder am Boden und hängt sich verzweifelt an ihr Gewand.

„Herrin, Herrin... laß mich leben! Ich will auch dafür die Hexe dem Tod überliefern!"

Ha! Was ist das?... Isentrud fährt zusammen und

bleibt unbeweglich, abgewandt stehen. Wie trifft das Wort des Knechtes mit ihren eigenen Gedanken zusammen! Sie scheut sich aber noch, ihm richtig zuzuhören, ihr guter Engel warnt sie noch, so daß eine jähe Röte in ihr Antlitz steigt... Aber die Begierde regt sich in ihrer Seele, sie kann nicht anders, sie muß den Worten lauschen, die ihr mit Schlangenzischen ganz leise und heimlich in die Ohren gleiten.

Hunold ist von der Erde aufgesprungen, er macht einen so krummen Rücken, daß er verdoppelt scheint. Mit vorgehaltener Hand raunt er seine Worte, die kleinen Augen sind noch kleiner zugekniffen, daß niemand ihr falsches Licht sehen kann:

„Herrin, Gestrenge... wenn ich mich heute vergaß, so war's nur mein Pflichteifer! Du weißt ja, wie ich dich verehre, wie mir's ins Herz schneidet, dich leiden zu sehen, wie dankbar ich dir bin..." Er hustet verstohlen, denn Isentrud macht eine abwehrende Bewegung. „Gut, ich werde kurz reden. Also, ich habe gleich bemerkt, daß etwas mit dem Hochwürdigsten Herrn Bischof nicht stimmt. Er ist voreingenommen; kein Wunder. O Gestrenge, wenn ich nicht selber schnöd' von den Wolfsweilern allesamt angelogen worden wär', so hätt' ich das Ziel der Fahrt herausgebracht. Aber mit einem Mal sind die Leute dort wie vertauscht, hängen an ihrem Pfarrherrn, tun, was er sagt, und ließen sich für ihn totschlagen... alles wegen der Haldendirne."

„Weiter... weiter..."

„Und da hab' ich dem Anschein geglaubt, daß er mit dem Dieterbauern zu Wallfahrt gezogen sei..."

„Der war auch dabei?"

„Wohl und ist auch hier. Ich hab' ihn heut abend gesehen, er versteckt sich unter des Herrn Bischofs Mannen, aber ich kenn' ihn gut. Und sein Bub, der nichtsnutzige Benno, ist auch dabei. Der macht jetzt ein Minderbrüderlein und zieht so im Land herum, der hat's ausgespäht, wo die Haldendirne gefangen sitzt."

„O... und das erfahre ich erst jetzt!" Isentrud hat sich blitzschnell umgedreht, ihre Augen funkeln Hunold so grimmig an, daß der wiederum platt an der Erde liegt und winselt:

„Kann ich etwas gegen ein ganzes Dorf machen, wo alle verschworen sind, mich anzulügen, Erlauchte?"

Jede Fiber am Körper der Gräfin bebt, sie muß sich

an der Tischplatte festhalten. Belogen, betrogen!... Um ihr Ziel gebracht! Es kocht ihr im Herzen, ihr Blick trübt sich... aber der Versucher redet weiter mit seinem Schlangenwispern.

„Ich hab's spät gemerkt, aber nicht zu spät, um's nicht wieder gut zu machen! Erlauchte, ich schaff' dir Gerechtigkeit!... Auch wenn der Hochwürdigste Herr Bischof morgen die Hexe lossprícht!... Ich schaff' dir Gerechtigkeit, Erlauchte, und ohne daß du einen Finger zu rühren brauchst, ohne daß du in irgend etwas darein verstrickt wirst. Ich sag' dir nur: wenn in drei Tagen die Hexe nicht auf dem Marktplatz brennt, wie ihr gebührt und zukommt, so kann mich der Meister Hämmerlein holen und mich in einer Kuhhaut zum Galgen schleifen!"

Isentrud hat sich nun ganz umgewendet und prüft Hunolds Gesicht. Ja, er scheint Ernst zu machen, es wäre auch töricht von ihm, sich eine unnütze Galgenfrist herauslisten zu wollen.

Sie spricht langsam und zögernd, ein wenig widerwillig, indessen ihr Herz so ungestüm klopft, daß sie kaum den Atem beherrscht:

„Und wie willst du das anfangen? Angenommen den Fall, daß mein armer schwacher Oheim sich verblenden ließe, die Dirne wirklich frei zu geben?"

„Wie machen... das ist meine Sache, Erlauchte! Vorausgesetzt, daß der Hochwürdigste Herr Bischof nicht selber die Dirne verurteilt."

„Natürlich, aber die Frist ist kurz."

Hunold lächelt. „Nicht zu kurz, als daß ich nicht die Leute hier in Geyersbrunn noch genügend bearbeiten könnte. Man muß ihnen nur so recht von der Hauptheze erzählen, die alle Mückenplage und allen Gewitterschaden vom Sommer verursacht hat... Hm hm... Es ist auch gut, daß der Hochwürdigste Herr Oheim von selber seine Untersuchung auf übermorgen anberaumt hat, wenn die Reisigen schon fort sind... sehr gut... hm."

„Ich verstehe... du meinst also?" Ist das noch Gräfin Isentrud, die Stolze, die mit einem Knechte so verhandelt, als wäre es ein Ratgeber? Der Teufel aber lacht.

„Ich meine, Erlauchte, daß wir alles mit Hilfe der Geyersbrunner erlangen können... Laß mich nur machen!... Ich geh' sogleich ans Werk, es sind noch immer Leute auf den Straßen und in den Schenken. Heute ist die Nacht frei."

„Gut... so geh'... und tue, was du meinst."

Hat sie das wirklich gesagt? Es scheint so, denn Isentrud findet sich plötzlich allein im Gemach und merkt, daß sie schon lange allein war.

Der Wächter ruft eben die zwölfte Stunde aus. Es klingt so deutlich zu ihr herein, trotz allem Raunen und Reden und Hin- und Hergehen, das immer noch auf den Gassen herrscht. Hunold hat recht. Heute ist die Nacht frei, alle Geyersbrunner machen sich das mit den Gästen zu nutze. Es ist eine Art von Fasching, den sie halten. Sogar die Kräpfle werden gebacken. Ihr Geruch steigt mit der Nachtluft in Isentruds Gemach, und sie hört von unter herauf das Lachen, Scherzen und Singen ihrer Fräulein, die heute unter Aufsicht der Hofmeisterin mit den jungen Edelknechten und Herren sich belustigen dürfen.

Alles atmet Heiterkeit, Lust, Freude und behagliches Vergnügen... Die Herrin aber steht im einsamen Zimmer an den Tisch gelehnt und krampft beide Hände übers Herz.

„Der erste Schritt!"

Hat ihr das wieder eine jener fürchterlichen Stimmen ins Ohr geraunt, die sie so oft zu hören vermeint?

„Der erste Schritt!"

Weinte da nicht jemand oder etwas in ihrer Nähe, eine geheimnisvolle Gegenwart, die unsichtbar liebevoll um sie weilte, die nun betrübt ist und sich allgemach zurückzieht?

„Es muß ja sein! Um das Gute zu vollbringen, muß man hier und da Mittel anwenden, die an und für sich nicht gut sind, aber notwendig und dadurch auch gut."

Isentrud schreckt zusammen. Wahrhaftig, sie hat diese letzten Worte ganz laut gesagt! Zu wem sind sie gesprochen?

Draußen ruft der Wächter noch immer, sie hört ihn so genau, wie er nun gerade vor dem Fenster vorübergeht:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glock hat zwölf geschlagen.
Bedenkt die Zeit,
Bald naht die Ewigkeit.
Ein neuer Tag bricht an,
O sei er wohlgetan,
Daß wir vor Gott besteh'n
Und einst zum Himmel geh'n!

Nun wahrt das Feuer und das Licht,
Daß dieser Stadt kein Leid geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!

Es ist das alte wohlbekannte Sprüchlein, das Isentrud so oft schon gehört hat. Der Mann leiert's herunter, wie er's gewohnt ist. Er bläst dazwischen auf seinem Horn und mahnt zur Ruhe, auf daß die Leute endlich zu Bett gehen und schlafen, wie es biderben Stadtbürgern geziemt, und hohen Herren und freien Edeln auch.

Wie sein Ruf in der Ferne verhallt, legt sich auch das Lärmen nach und nach, die Mahnung hat gefruchtet. So wie ein Stein, der ins Wasser geworfen, seine Ringe weit und immer weiter zieht, so verbreitet sich die Stille in immer größerem Umfang.

Und immer noch steht Isentrud an den Tisch gelehnt, die Hände übers Herz gekrampft. Sie lauscht auf das Weinen, das so geisterhaft um sie klang. Es ist jetzt sehr leise, in weitester Ferne, aber es ist noch da.

Sie rafft sich plötzlich auf und geht zur Tür.

Ein Wachtposten, der nicht Hunold ist, neigt sich tief. Man ist ja gewohnt, daß die Gräfin lange aufbleibt und sich nur karge Stunden des Schlafes gönnt. Deshalb wundert es den Mann gar nicht, als sie befiehlt:

„Herr Boldewin soll kommen!"

Dann geht sie ins Zimmer zurück, zupft und richtet am Docht der Lampe, die verlöschen wollte, gießt etwas Oel nach und macht sich allerhand zu schaffen, bis sie nahende Schritte hört.

Jetzt sinkt sie rasch in den Sessel. Herr Boldewin, der ebenfalls die Nacht mit Wachen verbringt und deshalb gleich herbeikommen konnte, findet seine Gräfin wie üblich: kalt, ruhig, ein wenig unnahbar, steif aufrecht im Lehnstuhl sitzend.

Bei seinem Eintritt aber erhebt sie sich und kniet nieder.

„Mein Vater, ich habe dich etwas zu fragen."

Boldewin, der schon so manches erfuhr und eine Ahnung hat von dem, was kommen wird, wehrt aber klugerweise ab.

„Gräfin, als du mich beriefest, machte ich ausdrücklich zur Bedingung, daß du mich mit deinen weltlichen Angelegenheiten verschonst. Das sind Dinge, die dich allein angehen. Wer bin ich, um solche Sachen zu verstehen oder mich darum zu kümmern? Ich habe allein für dein Seelenheil zu sorgen. Hast du eben eine Sünde auf dem

Gewissen, so sprich. Aber wenn dich nur die eitlen Sorgen um vergängliche Weltlichkeiten drücken, so mache es mit dir allein aus. Für solche Dinge bin ich kein Richter."

Der Marburger steht darauf unbeweglich und verschränkt die Arme unter dem Gewand.

„Mein Vater, es ist ja und nein auf deine Frage zu antworten. Wohl ist es ein weltlich Ding und ein, um das ich oft mit dir verhandelte."

„Viel zu oft! Ich sagte dir schon, daß du dein Herz allzusehr an den Pflegesohn hängst."

„Ich will nur sein Heil!"

„Wohl, so wirke es auf deine Weise. Ich versteh' von solchen Sachen nichts."

„Ich möchte nur mein Herz prüfen, ob kein irdisches Gefühl an Stolz oder Rachgier oder sonstigem darinnen ist."

Boldewin zuckt die Achseln. Das darf er sich der Gräfin gegenüber erlauben.

„So prüfe dich," spricht er kalt. „Hast du unordentliche Liebe zu Bartholomäus?"

„Ich will nur sein Heil. Ob er mich wiederliebt oder ob er mir flucht! Ich will sein Heil."

„Gut. Verachtest du etwa deinen Oheim, weil er schwach ist und sich von weltlichen Gefühlen beherrschen läßt?"

„Ich bemitleide ihn und werde für ihn beten."

„Gut. Hassest du die Dirne, von der alles Unheil kam?"

„Ich hasse sie nicht, ich will auch ihr Bestes. Vielleicht tut sie noch Buße, und wenn sie es nicht tut, so überantworte ich sie den finstern Mächten, von denen sie stammt, aber ohne Haß."

„Alsdann bedarfst du meiner nicht und ich werde gehen. Gott sei mit dir!"

Der finstere Marburger ist entschwunden, so leise und geräuschlos wie er kann, und Isentrud ist wieder allein.

Langsam erhebt sie sich von den Knien. „Es muß so sein, ich muß es tun!" murmelt sie und horcht dann, ob sie das geisterhafte Weinen noch höre.

Aber es ist ganz still geworden. Nur der Nachtwind stöhnt um die hohen Giebel des Geyerhauses, der klirrende Tritt der Wachen auf dem Zingel der Stadtmauer schallt dazwischen. Sonst nichts. Geyersbrunn hat sich endlich zur Ruhe begeben, die Müdigkeit schloß alle Augen. Schlaf und Stille und schwarze Nacht herrschen auf Erden.

Und da erschallt wieder des Wächters Sang und Hornruf:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Die Glock' hat eins geschlagen.
Die erste Stund vom neuen Tag.
O, daß es allen frommen mag,
Zum Wege nach der Ewigkeit.
Der Weg ist lang, der Weg ist weit.
Gott helf uns darauf für und für
Und öffne uns die Himmelstür.
Gelobt sei Gott der Herr!

Isentrud faltet die Hände, um das Lied mit Gebet zu begleiten, aber es ist ihr nicht möglich, sie kann nicht beten, sie kann nicht! Denn immer klingt's ihr dazwischen:

„Der erste Schritt!"

17

Und Bartholomäus? Mit ihm ist's eine eigene Sache. Es war nicht so ungerecht von Isentrud gedacht, als sie den Sohn für einen Fremden hielt. Er ist nicht mehr derselbe! Seit er von dem bösen Fieber langsam und schwerfällig genas, ist er sich selber ein Fremder geworden und auch geblieben. Wie eingefroren ist sein eigenes wahres Sein, wie tot und gestorben unter all dem Widrigen, das es durchmachen mußte! Wohl hat Bischof Lando wahr gesprochen, als er Isentrud sagte, es sei viel in Bartholomäo zerbrochen und vernichtet. Und wahr hat der würdige Seelenhirt seiner Niftel geschildert, wie in des jungen Priesters Seele das Vertrauen und die Zuversicht in die Mutter geschwunden sei und eine leere Oede, eine dürre Wüste zurückgelassen habe, wo vordem ein ganzer Paradiesgarten an Liebe, Freude und Sicherheit blühte.

Aber all das ist vorbei und vorüber. Bartholomäus lebt wohl, er atmet und bewegt sich, tut was er soll und erfüllt seine Pflichten. Aber er kommt nie über den Eindruck hinweg, daß er es gar nicht ist, der da als Magister und Pfarrherr umherwandelt. Es will ihm stets bedünken, als beobachte er aus einiger Entfernung besagten Magister, und als sei er selber eigentlich schon lange tot und könne nicht zu Gott kommen, sondern sei verflucht, auf Erden umzugehen und den Menschen zu betrachten, der sein Ebenbild ist und doch nicht er selber.

Er weiß recht gut, daß er beim Bischof war. Er entsinnt sich sogar jedes Wortes, das er mit Lando gesprochen hat, und es dünkt ihm, als ob er da auf kurze Minuten wieder mit seinem irdischen Selbst vereinigt gewesen wäre und auf die Güte und verstehende Milde seines Oberhirten mit tiefem Gefühl geantwortet habe. Aber schnell, sehr schnell ist der alte trostlose Zustand wieder eingetreten, er hat seine Starrheit durch die langen Tage und noch längeren Nächte hingeschleppt.

Warum auch ist Gott so hart gegen ihn? Warum hat Christus nichts auf all sein Schreien und Flehen erwidert? Warum schweigt Christus, als sei er nicht da... als höre er nicht... als sei er nie gewesen... Warum schweigt er?

Das darf man nicht denken! sagt sich Bartholomäus, sobald ihm klar wird, daß er es wirklich denkt. Aber es liegt trotzdem auf ihm, es macht ihn erstarren und liefert ihn dem geistigen Tode, der furchtbaren Nacht der Gottverlassenheit aus? Warum schweigt Christus?...

Und so ist der Magister auf des Bischofs Lando Befehl mit ihm nach Geyersbrunn geritten. So hat er unter all den Klerikern seine Wohnung gefunden, so geht er starr und stumm in den wohlbekannten Gassen umher und sieht den Turm, wo Ilselin gefangen sitzt. So blieb er fremd, stolz und unkenntlich, als ihn Frau Isentrud im Willkommzelt ansah und nicht wußte, wer er war.

Nur heute meint er doch eine ganz leise Regung seiner starren Seele zu fühlen, weil ihm Lando einiges sagte, das ihn hoffen läßt, Ilselin morgen gerettet zu wissen. Es kann ja gar nicht anders sein, als daß der kluge gütige Bischof, dieser Menschenkenner und Gottesfreund, die Unschuld des Mägdleins erkennt. Und wenn Ilselin frei wird, dann ist schon vieles gut. Bartholomäus hat bereits einen Plan, wohin er sie bringen will: nach Kreuzheil ins stille friedliche Kloster, wo Friderun als Schwester Caritas weilt. Dort ist gut sein für Jungfrauen, dort weht andere Luft als bei Isentrud. Auf dem Wege zum Bischof hat er vorgesprochen, war doch die Wallfahrt zum Kruzifix von Kreuzheil der Vorwand seiner Reise. Er hat ja auch mit bitterem Weh endlich gefunden, daß seine Mutter bis zum Spionieren herabgesunken war! Dieter hat's herausgebracht, da mußte Vorsicht geübt werden.

Als Bartholomäus nach Kreuzheil kam, fiel ihm gleich ein liebes Bild in die Augen. Vorn im Hof sah die Pförtnerin aus dem engen Fensterlein, und vor ihr hockten Kin-

der am Boden, denen gab sie Brot und erzählte ihnen eine schöne Legende von lieben Heiligen und Engelein. Wie horchten die Kinder und wie gut sah die Pförtnerin aus! Und als der Magister nach seiner Schwester fragte und zuerst zur Oberin geführt werden wollte, da lächelte die Pförtnerin gar fein und führte ihn zur Oberin, und das war Friderun-Caritas! Wie froh war er darum, daß sie gewählt war! Ihr konnte er von seinem armen Lämmlein erzählen.

Caritas breitete die Arme aus und sprach: „Bring uns das Ilselin, die wunderbare Braut unseres Herrn Bräutigams! Wir werden sie lieben, sie soll unsere Schwester sein. Sie wird uns erbauen durch ihre Anmut und ihre Kenntnis Gottes, und sie wird mit uns beten und singen, mit uns den stillen Blumengarten pflegen, mit uns Kinder lehren und Kranke warten. Bring sie uns, mein Bruder, sie wird bei uns glücklich sein!"

Diese Worte hallen nun in Bartholomäi Seele wider, da sie sich ein wenig vom Todesschlaf ermannt und zage in leiser Hoffnung zu regen beginnt wie die Erde, wenn sie auf laue Vorfrühlingslüfte Schneeglöckchen und silberne Weidenkätzchen sprießen läßt.

Dem Freihofbauern ist nicht so zuversichtlich zumute. Er hütet sich aber, seinem lieben Hochwürdigen mit einem Blick nur die geheime Angst und Sorge zu verraten, die ihn bedrückt. Er könnte ja auch keinen rechten Grund dafür angeben, da er ebenso fest wie Bartholomäus auf den Bischof vertraut. Aber...

Warum sind die Leute all im Städtlein heute so eigen, so heimlich, so still, so gar nicht festlich froh wie gestern? Warum stehen sie immerfort beisammen und tuscheln miteinander und fahren zurück, wenn einer unvermutet dazu kommt, den sie nicht kennen? Warum liegt eine so schwüle Stimmung in der trüben mildgrauen Herbstluft, daß man wähnen könnte, ein Gewitter wäre im Anzug? Warum ... warum?...

Dieter weiß keinen Rat und kann nichts erkunden, da er es nicht wagt, sich zu zeigen. Er soll unerkannt in Geyersbrunn weilen, bis ihn der Bischof beruft. Da sitzt er unter den fremden Mannen Landos, die von nichts als dem kommenden Zug in die Buchberge reden. Er schaut auch einmal zu, wie draußen das Lager abgebrochen wird. Alle Anordnungen sind verändert, das Hauptheervolk soll heute schon langsam voranziehen, die weitere Menge mor-

gen, und endlich übermorgen wird der Feldherr folgen, der so lange mit einigen Leuten in Geyersbrunn bleibt. Auch hier fällt es Dieter auf, daß die Stadtbürger so merkwürdig dreinschauen und sich über den Abzug der Krieger auf eine Art freuen, die ihn rätselhaft anmutet.

Aber er kann und darf ja nicht fragen.

Isentrud und ihr Oheim haben heute wenig Gelegenheit, sich zu sehen, da der Bischof sehr viel draußen ist, mit Odilo sich bespricht und seine Befehle gibt. Es drängt die beiden Verwandten auch nicht, beieinander zu sein, ja, sie gehen sich aus dem Weg und wechseln bei der Mahlzeit nur die notwendigsten Worte.

Die Gräfin mußte der Messe beiwohnen, die ihr Oheim in der Kreuzkirche zelebrierte — aber sie hat dabei nicht kommuniziert. Ja, sie hat sogar ebensowenig beten können wie heute nacht. Ihre Seele ist trocken, starr und spröde wie Erdreich, auf das kein Regen vom Himmel und kein Tau der Nacht fällt. Sie ist in einer Art ebenso erstarrt wie Bartholomäi Seele. Die beiden, um derentwillen sich der Knoten des Schicksals zuschürzt, leiden unter derselben Not. Nur haucht unter des Magisters Herz ein schwaches hoffnungsvolles Frühlingsahnen. In Isentrud aber sengt der glühende Wüstenwind und läßt alles zu Staub und Dürre ersterben. Sie hält sich dennoch fest aufrecht und bietet äußerlich das Bild vollkommener Ruhe. Es muß sein, sagt sie sich und strafft sich zum Kampf zusammen.

Am Nachmittag dieses unruhigen Tages läßt sich eine Abordnung von Geyersbrunner Bürgern bei Bischof Lando melden und bittet ihn dringlich, doch ja Gerechtigkeit zu üben und die böse Hexe, durch deren Schuld Mückenplage und Ungewitter über das Land gekommen seien, dem verdienten Tode zu überantworten.

Der Bischof hat's eilig, er muß noch sehr viele kriegerische Geschäfte erledigen, einige Reiter harren mit gesattelten Pferden seiner Befehle, da kümmert er sich nicht viel um die Bittsteller. Er nickt gleichgültig und sagt ein paar Worte, daß sie seiner vollkommenen Gerechtigkeit sicher sein könnten. Die Sache entfällt ihm auch bis zur Zeit der Abendandacht, wo er in die Kreuzkirche muß, um den Segen zu geben. Doch vor der Kirche umringen ihn viele ehrbare Bürgersfrauen, knien vor ihm nieder und flehen ihn unter Tränen an, doch ja morgen die Hexe zu verdammen, die nichts als Böses über Land und Stadt gebracht habe.

Da wird der Bischof stutzig.

„Oho!“ sagt er kurz und blickt nach Isentrud, die unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen neben ihm steht, bereit zum Gebet und mit einem Ausdruck, als ginge sie das Tun der Frauen gar nichts an.

„Oho, Frau Niftel, was hat das zu bedeuten?“

„Ich weiß nicht, hochwürdigster Oheim. Ich habe nicht um die Gedanken und Gefühle meiner Geyersbrunner zu entscheiden. Das müssen sie selber tun.“

Eine der Frauen küßt den Rock der Gräfin.

„Unsere Mutter, unsere Schirmfrau, Gott segne sie,“ spricht sie dabei. Und also geht's murmelnd durch die Reihen der anderen Weiber bis zu den Männern hinüber, die vor der Kirche aufgepflanzt stehen.

Lando hört's und versteht den Ton, in dem es gesagt ist. Er zieht die buschigen Augenbrauen hoch. „Oho!“ sagt er wiederum in kurzem scharfen Ton.

Das Oho klingt so trocken und eigen wie der Ton des berühmten Morgensterns, wenn er auf den Schädel eines Rebellen niedersaust. Alles schweigt auch darauf, nur die Hauptbittstellerin wagt es noch einmal, die Hände zu heben:

„Hilf uns von der Hexe, hochwürdigster Herr!“

„Ich werd' euch helfen!“ Der Ton könnte ein Wortspiel bedeuten. Man faßt es aber nicht so auf, denn einige Hände klatschen nach Landos Gewand und führen es an die Lippen.

„Unser Herr Bischof wird Gerechtigkeit üben!“ geht's durch die Menge.

Lando schaut seine Frau Niftel abermals an. Sie regt keine Muskel ihres Antlitzes, nur haucht sie fast unhörbar:

„Vox populi, vox Dei.“

„Vox populi, vox Satanas!“ murmelt der Bischof entgegen und geht mit zwei Schritten nach der Kirchtür.

Isentrud folgt mit allen anderen und bleibt während der ganzen Andacht so unbeweglich wie immer.

∞∞∞

Der Morgen des Gerichtstages bricht an, kühl, feucht, nebelig, mit jener süßen herben Milde der späten Herbsttage, wo es überall nach welken Blättern riecht und der Nachttau in vielen Perlen am verbleichenden Grase hängt, indessen noch ein paar verspätete Monatsrosen neben Astern auf den Blumenbeeten blühen. Diese Herbstrosen duften aber so anders als die glühenden Sommerrosen.

Bischof Lando ist heute morgen sehr ernst. Wer ihn genauer kennt, weiß, daß er dreinschaut wie vor einer Schlacht. Er bereut, seine Truppen vorausgeschickt zu haben und nur auf die wenigen Mannen angewiesen zu sein, die sein engeres Gefolge bilden. Aber das nutzt jetzt nichts mehr. Er begnügt sich also damit, einen Boten zu den Seinen zu schicken, ehe er zum schwarzen Turm geht, um die gerichtliche Untersuchung zu halten.

Er hat seine Gründe dafür, diesen sicheren Ort zu wählen, obwohl sonst derlei Verhandlungen ins Rathaus verlegt werden, wo die Gerichtszimmer sind.

Die Geyersbrunner aber nehmen an, daß es gleich sehr scharf hergehen wird, weil das Gelaß zur peinlichen Frage im schwarzen Turm ist. Es ertönen deshalb einige schwache Hochrufe, als der Bischof sich zeigt.

Er aber dankt nur kurz und mustert mit strengem Blicke die Menge. Es gefällt ihm kaum, daß alle Geyersbrunner auf den Beinen sind, sich in den Straßen drängen und um den schwarzen Turm so dicht geschart stehen, daß seine Vorläufer Mühe haben, ihm den Weg zu bahnen. Sein scharfes Auge entdeckt auch unter den Bürgern Leute, die nicht hingehören, allerlei Gesindel, das aus den schlechtesten Gassen, ja womöglich von auswärts kommt, denn soviel Menschen können gar nicht im Städtlein hausen.

Im weiten festverwahrten Hofe des Geyerhauses werden indessen allerlei Vorbereitungen zum Aufbruche getroffen, denn die Gräfin sowie der Bischof wollen gleich nach beendetem Gerichte die Stadt verlassen. Viel Gefolge ist von beiden nicht mehr da. Die Gräfin hat alles, was entbehrlich war, gestern schon nach Hause geschickt, und Lando hat's ebenso gemacht, indem er die Kleriker und sonstige für den Feldzug unbrauchbare entließ. Nur seine zwei handfesten Kapläne, die schon manchen Sturm erlebten, sind bei den Reisigen geblieben und rüsten sich gleich ihnen zum Aufbruche, von Herrn Boldewin sehr geringschätzig angesehen, weil sie Harnisch und Stahlhaube tragen und nur durch ihr schwarzes Uebergewand von den Kriegern unterschieden werden.

Herr Boldewin hat eben viel zu beten. Er kniet vor dem großen Kruzifix und fleht mit hörbarer Stimme um den Sieg der gerechten Sache.

Dasselbe tun auch die Herren Ubald und Gotram, die bisher ein stilles unbeachtetes Dasein im Geyerhause führten, wohin sie anstandshalber mitgenommen worden. Sie haben

sich den abziehenden Leuten vom Gefolge nicht angeschlossen, sie sind geblieben, um den Ausgang des Gerichtes zu erwarten. Und jetzt beten auch sie inbrünstig, aber die gute Sache, die sie meinen, ist eine andere als die Herrn Boldewins.

Das fällt Ubald auf und er flüstert Gotram zu:

„Du, wenn ich unser Herrgott wär', so würd' ich jetzt lachen, weil die Leut' so kreuzweis beten und jeder etwas anderes von ihm will."

„Hm, ich glaub' nicht, daß er lacht! Wie ich unseren allerliebsten Herrn Christus kenne, weint er eher über der Menschen Boshaftigkeit und Härte."

„Kann sein. Beten will ich und beten sollst du zu allem Guten, daß unser lieber Herr ein wenig getröstet werde."

„Also sei es."

Lange hält's die zwei aber nicht beim Beten. Sie zittern doch für ihren Bartholomäus, und da meinen sie, es wäre besser, sich ein wenig umzusehen.

Auf dem Zingel, den sie mittels der Holzbrücke des Geyerhauses erreichen, ist eine Stelle, wo man sowohl nach dem schwarzen Turme, wie auch in die angrenzenden Straßen blicken kann. Dort stellen sie sich mit angstvoll gefalteten Händen auf.

„Horch nur, Gotram, wie es da unten brodelt und wispert und raunt! Wie stauen sich die Menschen auf, gleich Mauern, und wie sind sie so unheimlich gelassen, obwohl schon ein fortwährendes Regen und Wogen durch sie geht!"

„Ja, Ubald, du hast recht! Die Leut' sind mir so unheimlich! Schauen sie nicht drein wie eine Meute von Bluthunden, die auf ihr Opfert lauert?"

„Gott genade unseren Armen drinnen im Turm!"

„Hab' keine Angst, der Bischof beschützt sie."

„Wenn er kann! Aber was soll er wider solche Menge ausrichten?"

„Sei nicht närrisch, Ubald. So gottverlassen sind die Geyersbrunner doch nicht, daß sie sich wider den Bischof auflehnen."

„Hm, weiß nicht! Sie gefallen mir heut' nicht! Und da ist viel Gesindel drunter. Ich hab's heut' morgen ganz schwarz voll Außenstehern zum Tor hereinlaufen sehen, Leut' von dort unten, wo die Rottenhügel sind."

„Und der Torwart hat sie eingelassen?"

„Als wären's Freiherren! Ganz gelind war er."

„Hm... hm!" Die beiden sehen sich an, wagen aber sogar untereinander nicht auszusprechen, was sie denken.

„Die Gestrenge ist auch im Turm?"

„Natürlich. Muß sie ja sein, sie hat die Anklag' eingereicht."

„Ja, ja, hast du gesehen, ob viel Beisitzer da sind?"

„Nicht viel, nur was unbedingt nötig ist an Geistlichen und Gerichtsherren."

Und dann starren die zwei wieder nach dem Turm, der so massig und so totenstill vor ihnen liegt. Kein Laut dringt nach außen von dem, was drinnen verhandelt wird; dafür ist er zu gut gebaut.

Und die dunkle Masse zu seinen Füßen wird auch immer stiller und stiller, je mehr die Zeit voranschreitet. Das Lauern und Warten nimmt beinahe greifbare Gestalt an.

„Schau nur, Gotram, die Leut' ducken sich ordentlich zusammen!... Ha, die eklen Bluthunde!... Mir graust vor ihnen."

„Sie sind böser Laune... sehr böser Laune!... Hast du gehört, wie sie nur zischten und sonst nichts taten, als Bartholomäus mit dem Freihofbauern durch ihre Reihen ging? Das bedeutet etwas."

„Hab's gehört. Es hat mir ins Herz geschnitten. Ach, wenn nur unserm Bartholomäus nichts geschieht!"

„Glaub' ich doch nicht. Der Hochwürdigste Herr ist ein gerechter Richter."

„Auch der gerechteste Richter kann betört werden."

„Da sei Gott vor und die gebenedeite Mutter Gottes."

Ubald und Gotram schweigen und falten die Hände, und beten wieder in ihrer Herzensangst.

Die Minuten gehen dahin und reihen sich zu Stunden, und immer noch regt sich nichts im Turm und wartet noch die Meute draußen.

„Das dauert arg lang, Ubald!"

„Muß wohl, Gotram; sonst würde dem Hochwürdigsten vorgeworfen, er wär' nicht gründlich vorgegangen."

„Es wird bald elf Uhr läuten."

„Tut's eben schon."

Richtig die Glocken der Kreuzkirche fangen an, die Stiftskirche antwortet darauf und das Lorenzkapellchen bimmelt drein.

Eine plötzliche Bewegung flutet durch die Volksmasse,

sie drängt nach vorn und staut sich vor einem Pförtlein des Turmes, zu dem so eben jemand heraustritt.

„Wer ist's, Gotram? Du hast schärfere Augen!"

„Es ist nur ein Gerichtsdiener ... er soll vielleicht noch einen Zeugen holen."

„Die Leut' lassen ihn schier nicht durch, sie fragen ihn aus."

„Viel Neues weiß er nicht, sie machen nichts dazu."

„Du ... ich weiß doch nicht ... Horch!"

Durch die Wellen des brandenden Menschenmeeres geht jetzt ein rauhes heiseres Flüstern, ein dumpfes Raunen.

„Ubald, das klingt ja gerade, als ob böse Hunde knurrten. Wenn sie nur nicht gleich zu bellen anfangen!"

„Das wär' nicht schlimm. Bellende Hunde beißen nicht. Aber die hier sind so stumm, so unterdrückt ... du, du ... die brüten etwas Uebles aus!"

„Da sei Gott vor!" sagt Gotram abermals, und fährt dann zurück wie Herr Ubald auch.

Ein wehendes Gewand hat sie gestreift, harte Tritte poltern eilfertig hinterher, und eh' sie sich's versehen, ist die Gräfin an ihnen vorbeigelaufen, könnte man sagen, so schnell ist sie verschwunden, nachdem sie kaum aufgetaucht war. Ihre Begleiter haben Mühe, ihr zu folgen.

Die beiden Herren stehen erstarrt.

„Hast du gesehen, Ubald?"

„Hast du bemerkt, Gotram?"

„Sie war ganz wie von Sinnen."

„Wie eine Meduſa blickte ihr Antlitz drein."

„Gräßlich war's, ganz verzerrt!"

„Um Gott, sie wird doch nicht wahnsinnig worden sein?"

„Was ist vorgefallen?"

„Was ist geschehen?"

„Du ... ich glaub' ... am Ende ist das Mägdlein freigesprochen und sie wütet darob?"

„Wär' möglich ... Aber daß sie so teuflisch dreinblicken kann!"

Ubald will etwas erwidern, allein das Wort bleibt ihm im Halse stecken. Denn ein furchtbarer geller Aufschrei, wild, rauh und heiser, blutheischend und grimmig, bricht plötzlich aus der finsteren trotzigen Menge da unten. Der Schrei ist so überwältigend, daß er weit hinausklingt, man sollte denken bis zum Hauptberge hin, der mit den schimmernden Kalksteinwänden des Riesentrittes dort am Horizont steht. Man sollte meinen, die ferne einsame

Halde jenseits des Riesentrittes müßt's hören, was so blutgierig heischt und brüllt, daß alle Raben und Dohlen erschrocken von den Dächern auffliegen und mit schrillem Krächzen und Kreischen den Schrei begleiten: „Tod der Hexe! Ins Feuer mit ihr! Tod der Hexe!"

„Vater im Himmel, erbarm dich!" stöhnt Gotram; Ubald aber schreit ins Getümmel hinein:

„Der Bischof!... Der Bischof!... Gott schütze unseren hochwürdigsten Herrn!"

Und dann halten sich die zwei auf dem Zingel umschlungen und sehen mit klappernden Zähnen, wie sich die Pforte des schwarzen Turmes öffnet und Lando, von seinen drei Mannen begleitet, langsam heraustritt.

Er bleibt unbeweglich auf den Stufen des Turmes stehen und streckt die Hand mit befehlender Gebärde aus. Seine Augen blitzen wie feurige Kohlen aus buschigen Brauen hervor.

„Rrrr—uhe!" So geht seine Stimme durch alles Getobe und Gebrüll übermächtig hinweg. „Rrrr—uhe! Achtung vor dem Oberhirten!... Achtung vor Gott!"

„Tod der Hexe, ins Feuer mit ihr!" brüllt's ihm entgegen.

Er aber macht noch einmal seine befehlende Gebärde.

„Schleicht da nicht Hunold unter den Leuten herum und raunt ihnen in die Ohren?" flüstert Ubald mit blassen Lippen.

„Ja, er ist's," bestätigt Gotram. „Das ist eben gut, denn soweit wird's die Isentrud doch nicht treiben, daß man sich an dem Bischof vergreift."

Gotram nennt jetzt ganz unbefangen die Gräfin. Er hat keine Zeit, höfliche Umschreibungen zu machen.

Ubald aber hebt den Finger: „Horch! Sie geben Ruhe, sie lassen ihn sprechen!"

Und dann beugen sich die zwei, so weit sie es vermögen, über die Brüstung des Zingels, um zu hören, was Lando redet.

Seine Stentorstimme schwebt über alle Unruhe hinaus, und je länger er spricht, desto stiller wird's. Nun kann man die Worte verstehen:

„... Und also hab' ich nach genauer und gründlicher Untersuchung befunden, daß diese Maid keine Hexe ist, sondern eine Auserwählte Gottes, eine Jungfrau untadeliger Art, die von heute ab unter einem besonderen Schutze steht, auf daß sie in das Kloster gebracht wird, ihrem

Herrn Bräutigam zu dienen... Ihr aber, ihr Betörten, ihr Unsinnigen, die ihr es wagt, gegen gottgesetzte Obrigkeit vorzugehen, ja euch mit Worten an dem Bischof eures Sprengels zu versündigen, tut Buße und bekehret euch? Bittet um Absolution und Verzeihung, denn wahrlich, ihr steht dem großen Banne sehr nah! Wehe euch, wenn ihr mich zwingt, ihn über Geyersbrunn zu verhängen!"

Das wirkt! Die Menge ist ein wenig zurückgewichen, der Bischof übt seine Gewalt auf sie; es dünkt ihnen frevelhaft, weiter zu gehen, als sie gegangen sind, den Männern wenigstens.

Aber die Weiber fangen nun an zu kreischen wie eine Schar aufgescheuchter Gänse. Sie wiegeln die Männer auf, um deren Ohren es sinnbetäubend gellt:

„Laßt euch nicht verblenden!... Seht ihr denn nicht, daß unser Herr auch bezaubert ist?... Fort mit der Hex' ins Feuer! Tod der Hex'!"

„Tod der Hex'! Ins Feuer mit ihr!" brüllen die Männer durcheinander.

Lando aber bleibt ruhig stehen und schaut sich um. Er überlegt, was zu tun sei... Vor dieser Meute weicht er auf keinen Fall auch nur einen Finger breit zurück. Im Gegenteil, als sich ein zerlumpter Schreier ein wenig zu nahe an ihn heranwagt und sich erdreistet, sein Gewand zu fassen, da macht der Bischof nur eine rasche Bewegung, und vom wuchtigen Faustschlage seiner Rechten getroffen kollert der Kerl die Treppe hinunter und bleibt wie ein Klotz liegen.

Das hat Eindruck gemacht. Unschlüssig zaudert das Volk, während die Begleitmannen Landos hastig neben ihn treten und ihre scharfen Speere vorstrecken.

Herr Ubald oben auf dem Zingel aber stöhnt: „Gotram, du hast jüngere Beine als ich, lauf, so rasch du kannst, nach dem Geyerhaus und hol' die Mannen über den Zingel her!"

Gotram ist schon fort, er hat sich in Trab gesetzt, sobald er den streitbaren Hochwürdigsten losschlagen sah. Man sieht sein flatterndes Gewand eben in der Ferne verschwinden.

Ubald lauscht jetzt mit stockendem Atem auf die Stimme Landos, die im stärksten Baß losdonnert:

„Nun, wird's bald? Macht ihr eurem Oberhirten Platz, wie es sich ziemt, oder wollt ihr noch mehr Püffe?"

Da stampfen und klirren hastige Tritte auf dem Zingel,

eine kleine Schar Bewaffneter stürmt heran, Gotram, ganz außer Atem, immer neben ihnen. Sie laufen an Ubald vorüber, verschwinden im schwarzen Turm, poltern die Treppen hinunter, und nun dringt plötzlich hinter Lando ein Keil von vorgehaltenen Speeren zur Pforte hinaus. Geharnischte Männer treiben diesen Keil voran.

„Hie Geyer von Geyersbrunn!" klingt ihr Ruf, während sie rücksichtslos mit dem stechenden Eisen in die Volksmasse eindringen.

„Gott sei gelobt und gedankt!" jubelt Ubald, und „Gott sei gedankt!" antwortet Gotram, der sich den Schweiß abwischt und so wohlgefällig auf die Krieger blickt, als sei es sein Werk allein, daß sie den Bischof beschützen.

Der Keil hat sich nun einen Weg gebahnt und breitet sich aus. Jammernd, fluchend, kreischend weicht der Haufe zurück, weiter und immer weiter, bis der Platz so ziemlich gesäubert ist. In den Nebengassen aber bleibt alles stehen, und drohende Gesichter schauen aus allen Winkeln und Ecken heraus. Doch der Weg nach der Stadt, nach dem Geyerhaus ist frei.

„Warum hat denn die Gräfin nichts von all dem gemerkt und keine Botschaft erhalten? Ich hab' doch alleweil gedacht, sie schickt Hilfe?" fragt Ubald.

Gotram lächelt. „Weil unsere Gestrenge gar nicht mehr da ist."

„Nicht mehr da?"

„Nein. Auf dem Fleck aufgesessen und fortgeritten wie das Wetter!... Sie muß arg bös gewesen sein!"

„Fort und den Bischof allein gelassen?"

„O, warum nicht? Hm... man soll ja niemand verurteilen, eh' man es sicher weiß... aber die Sach' gefällt mir nicht."

„Mir auch nicht. Aber sag' nur, Gotram, was beginnt der Hochwürdigste jetzt? Warum geht er nicht heim?"

„Der hat noch allerlei hilflose Schäflein zu schirmen. Gib acht, Ubald, seine Befehle sind erteilt. Nun kommt's!"

Beide lehnen wieder über die Brüstung und spähen angestrengt hinunter, wo sich ein seltsamer Zug ordnet. Voran treten die Bewaffneten mit den Speeren, dann alle verscheuchten und verängsteten Ratsherren, Geistlichen und Beisitzer des Gerichtes, die mit schlotternden Gliedern sich aus dem Turm herauswagen. Lando läßt sie unter Bedeckung fortgehen. Er wartet selbst noch immer, von den

übrigen Mannen umgeben. Nun sind die Herren weg, ein Teil des Volkes schaut ihnen schimpfend und lästernd nach.

Diese Augenblicke benutzt der Bischof, um rasch einen Wink zu geben. Da tritt Bartholomäus aus der Pforte und stellt sich neben seinen Oberhirten, dann folgt der Freihofbauer mit einer dichtverhüllten Gestalt am Arme, die er zwischen die großen breitschultrigen Mannen schiebt, so daß man sie von außen gar nicht sehen kann. Nun senken die Bewaffneten ihre Speere, einen ehernen Ring um die Person in der Mitte bildend. Und schnell, so schnell wie möglich, bewegt sich der Zug die Gasse hinab nach dem Geyerhause.

„Das hat er gut gemacht!" sagt Ubald bewundernd. „Er ist wahrhaft ein guter Hirte, läßt seine Schafe nicht im Stiche!"

Da übertönt ein wildes gellendes Geheul seine Worte: der Pöbel hat entdeckt, daß er getäuscht und ihm sein Opfer mit List entzogen wurde.

„Die Hex'!... die Hex'! Heraus mit ihr, ins Feuer mit ihr!" brüllen alle in rasender Wut. Sie stürmen dem Eisenringe der gesenkten Speere nach, der eben in den Hof des Geyerhauses eintaucht.

„Du, da heißt's auch für uns Sicherheit suchen!" meint Ubald und zieht den Gefährten fährt. „Jetzt kennen sie kein Erbarmen. Es wär' besser, sie fänden uns nicht hier, da sie gewiß den Zingel stürmen werden, um auf das Geyerhaus zu kommen."

„Wird nicht gehen," keucht Gotram, während sie dem sicheren Zufluchtsorte zueilen. „Ich denk' doch, daß die Leute vom schwarzen Turm sie nicht einlassen werden, und durch den Turm müssen sie."

„Gott geb's!" sagt Ubald schnaufend, indem sie die Holzbrücke zum Zingel betreten. Sie haben gerade noch Zeit, durch die Pforte zu schlüpfen, da wird die Brücke schon aufgezogen.

Nun ist das Geyerhaus eine Festung, die jedem Feinde trotzt.

Im Hof aber wimmelt es von Reisigen, die ihre Pferde satteln, die Harnische anlegen oder auch noch rasch einen Imbiß zur Stärkung nehmen, ehe es hinausgeht. Landos dröhnende Stimme hört man aus dem unteren Gelasse des Hauses heraus. Er ist im großen Saale. Wie die beiden Geistlichen hineingehen, gewahren sie ihn mitten im Raume. Seine Gewänder liegen abgerissen als ein

Bündel an der Erde, der Kettenpanzer deckt schon seinen Leib, zwei Knappen schnallen ihm die Beinschienen an, Kettenhaube und Arm liegen mit den Armschienen und Handschuhen auf dem Tische. Rings herum rasselt's und klirrt's von allen Knappen und Edelknechten, die sich wappnen.

Lando erblickt Gotram und Ubald, und alsdann ruft er ihnen zu:

„Dank euch, ihr Lieben, daß ihr mir Hilfe sandtet. Sonst wär' ich nicht so gut gefahren. Aber eins sag' ich euch: wenn ihr nach der Geyerburg kommt und die... hm..." der hohe Herr spuckt verächtlich auf die Erde, „seht, so bittet sie von mir schön um Entschuldigung! Ich hab' vorgestern von ihr gesagt, sie hätt' den Satan im Leib' und sie wüßt' es nicht. Aber da muß ich um Entschuldigung bitten. Sie hat ihn im Leib' und sie weiß es. Gott's Blut ja, sie weiß es!"

„Wir werden's ausrichten, Hochwürdigster Herr!"

„Tut es!"

Dann wendet sich Lando zu anderen, und erteilt weitere Befehle. Es scheint, daß gleich fortgeritten wird, denn er ruft plötzlich: „Freihofbauer!"

„Hier, Hochwürdigster Herr!"

Der Dieter tritt vor. Ubald und Gotram bemerken jetzt erst, daß ganz hinten an der Saalwand auf einer Bank das Ilselin sitzt. Ruhig, still und geduldig sitzt es da in seinem grauen groben Büßerröcklein. Die Hände hat es im Schoß gefaltet, seine Augen schauen gerade ins Weite. Es ist sehr blaß und mager von aller Kerkerhaft, das abgeschnittene Haar beginnt sich sachte zu ringeln und weht ihm nach Knabenweise um Stirn und Nacken. So sitzt die Maid da, wohin sie der Ohm und Bartholomaus gesetzt haben. Und Bartholomäus steht neben Ilselin, auch ganz ruhig und unbeweglich, nur seine Augen hängen unausgesetzt an ihr. So viel hat sie gelitten!... Aber nun ist sie frei, nun wird's besser werden.

Indem kommen zwei treue wohlbekannte Gestalten heran. Sie fallen dem Magister um den Hals und herzen ihn wie einen lieben Sohn.

„O Bartholomäus... fili mi! Sei tausendmal gegrüßt, und Gott sei gelobt und gedankt, daß er dich aus dem Rachen des Löwen errettete und das liebe Gottesbräutlein dazu. Sei gegrüßt, lieb Ilselin!"

Die zwei tun, als wären sie längst alte Bekannte der Maid. Ilselin scheint sie auch gut zu kennen, denn nach-

dem ein erwachender Zug über ihr Antlitz geglitten und sie vom Schauen des Ueberirdischen zum Irdischen zurückgekehrt ist, hält sie den beiden lächelnd die Hände hin und sagt: „Gott zum Gruß, Herr Ubald, Herr Gotram!“

„Sie kennt uns, sie kennt uns!“ freuen sich die und streicheln leise die Hände Ilselins. „Nun wird alles gut, Kind, nun kommst du zu lieben Frauen ins stille Klosterheim. Da wirst du alles ausgestandene Leid vergessen,“ fügt Ubald hinzu.

Ilselins Augen schimmern immer tiefer und blauer bei den Worten der treuen Alten. Sie drückt ihnen freundlich die Hände und sagt dann:

„Ich werde sehr bald in der Heimat sein. Heute abend noch. Mein Brautkleid ist schon bereit, die Hochzeitsfackeln sind schon entzündet, der Bräutigam harrt meiner und ihr werdet die Brautführer sein.“

„Was kann sie meinen, o Bartholomäus?“ fragt Ubald leise.

Der Magister schüttelt nur den Kopf. Es läuft ihm eiskalt durchs Gebein. Warum kann er sich so gar nicht freuen, daß alles gut ausging, daß Ilselin gerettet scheint? Das bißchen Frühlingshoffnung in seinem Herzen ist von einem Rauhreif getötet. Und doch weiß er nicht warum und weshalb, denn allzu übel ist die Lage doch nicht und das Schlimmste wohl überstanden.

In diesem Augenblicke eilt ein Knappe in den Saal, während der Bischof, nun vollständig gewappnet, sich noch mit Dieter, dem ortskundigen Mann, unterhält. Eben sagt Herr Lando:

„Dann reiten wir diesen Weg. Ich denke, wir finden die Reiter, die ich zurückbefahl, gleich am großen Bühel. Sie können schon da sein, dann wird alles gut.“

„Hochwürdigster Herr!“

„Was gibt's?“

„Ein Bub' ist da. Er ist mit Lebensgefahr, wie eine Katz', über die Stalldächer geklettert, von außen her, über die Bäum'... Er muß Euch sprechen, Hochwürdigster Herr! er weiß Wichtiges.“

„So bringt den Buben her.“

„Da ist er schon,“ sagt der Knappe.

Benno ist's; im Unterwams und Unterhöslein kniet er mit zerzaustem Haar und blutrünstigen Händen vor dem Oberhirten nieder.

„Gott zum Gruß, Hochwürdigster Herr. Ich bin das

Vöglein Christi, und deshalb haben sie mich totschlagen wollen; aber ich hab' mein Gewand in ihren Klauen gelassen und bin ihnen entschlüpft und über's Dach zu Euch, und ich muß Euch sagen ..."

„Gott's Blut, Bub', hör' einmal auf, daß man richtig weiß, was du willst! Vöglein Christi bist du? Hm, ich hab' schon von dir gehört. Es ist dein Sohn, Freihofbauer?"

„Ja, Herr, er ist's," bestätigt der Dieter, indem er den Buben an sich zieht. „Mein Einziger ist's und haben sie ihn totschlagen wollen!"

„Das sieht solchem Volke gleich. Gestern haben sie Hoch geschrien, heute Tod! Verlaß sich einer auf die Menschen! Sie sind wie eine Wiege, wer heute Hosianna ruft, schreit morgen Kruzifixe! Das haben wir alle erfahren, gelt, Freihofbauer? ... Und nun sprich weiter, Vöglein Christi."

„Also, Hochwürdigster Herr, ich hab' heut so allerlei gemerkt, und soviel ich erkundschaftet hab', schaut es bös aus. Sie wollen Euch nicht aus der Stadt lassen. Das Tor ist zu."

„Das macht nichts, meine Reisigen werden im Anzuge sein."

„Nein, Hochwürdigster Herr! Euer Bote ist festgenommen und sitzt gefangen im Torstüblein. Alles Gesindel aus der Umgegend hat man in die Stadt gelassen, selbst die Zigeuner vom Rottenhügel. Der Hunold hat sie geholt, ich hab's gesehen."

„Himmel! Und all das hat uns die ..." der Bischof ringt umsonst nach Worten, „die ... die ... erlauchte Gaugräfin Isentrud angerichtet! ... Gibt's etwas Boshafteres als ein böses Weib?"

„Ich glaub' nicht, Hochwürdigster Herr!" sagt Benno so treuherzig, daß Lando wider Willen lachen muß.

„Du hast's ja auch erfahren, armer Schelm. Sie haben dich bös zugerichtet."

„O, das tut nichts, wenn nur das Ilselin geborgen ist. Und die blutigen Händ', die hab' ich mir auf dem Dach geholt. Die Ziegelstein sind scharf. Ich bin auch ein paarmal gerutscht, aber ich mußt' zu Euch, um alles zu melden."

„Gut! Sollst auch ein Pergament von mir bekommen, wenn wir aus der Falle draus sind, daß du Vöglein Christi heißest."

„Tausend Dank," wollte Benno sagen, da springen einige Reisige herein, ganz blaß vor Schreck. Sie rufen:

„Hochwürdigster Herr! Hochwürdigster Herr!"

„Was gibt's denn schon wieder?"

„Herr, das Geyerhaus brennt! An allen Ecken brennt's .... das Feuer ist gelegt!"

Lando tut einen langen Pfiff. Dann sammelt er sich rasch.

„Sie wollen uns ausräuchern. Nicht übel gedacht von deinen Helfershelfern, erlauchte Frau Nistel! Aber wenn ich einmal draus bin, dann wartet nur! Doch jetzt ist keine Zeit für andere Gedanken. Wir müssen hinaus! Ich hatt' gehofft, wir könnten die Dunkelheit abwarten, jetzt muß es bei Tag versucht werden."

„Aber das Stadttor ist ja zu."

„Wir müssen eben sehen, wie wir durchkommen. Auf die Läng' werden doch ein paar vernünftige Leute noch hier sein, die begreifen, was es heißt, einen Bischof anzutasten! Und lebendig uns rösten lassen können wir auch nicht."

Schon schlägt dichter Rauch plötzlich von der Treppe her in den Saal, es knistert und knattert oben.

„Laßt's brennen!" sagt der Bischof gleichmütig. „Und nun rasch in den Hof und in den Sattel! He, Bartholomäus!"

Der Magister schaut auf; er hat gar nicht gemerkt, um was es sich handelt. Jetzt wird ihm die Sachlage klar.

„Bartholomäus, du nimmst den Buben da hinter dich aufs Pferd. Und du, Freihofbauer, setzest deine Nichte vor dich in den Sattel... So, komm noch einmal heran, mein Kind, und gib mir dein Händlein und sprich einen Segen über uns. Wir hauen dich heraus und schützen dich, du armes Lämmlein Gottes!"

„Mein Herr Bräutigam wird es Euch tausendfach lohnen, Hochwürdigster Herr!"

„So ist's recht... Nun, Freihofbauer, heb' sie hinauf und halt' sie fest... Du, Rolf? Wie bist du denn hergekommen? Du bist ja einer von Geyersperg."

„Ich wollt' nicht vom Magister Bartholomäus fort, hoher Herr. Ich hab' ihn als Buben gehegt und ihn reiten gelehrt."

„So... du scheinst auch zu brav für die Sippe dort! Gut, du reitest also neben dem Magister und hältst deinen Schild über ihn und den Buben. Hast du einen Schild? Ja? Gut!... Und du," wendet sich Lando an einen

Knappen, „du machst es ebenso mit dem Mägdlein. Bist du bewaffnet, Freihofbauer?“

„Ich hab' eine Streitaxt.“

„Gut.... Nun, Herr Ubald, Herr Gotram, warum seid ihr nicht zu Pferde? Es eilt, die Hitz' wird ungemütlich.“

„Hochwürdigster Herr,“ antwortet Ubald, „wir sind alt und können nicht scharf reiten noch fechten. Uns tut auch niemand etwas; wir wollen, sobald ihr ausgeritten seid, rasch in die Kreuzkirch' hinüber und am Altar für euch alle beten. Am Altar ist Freistatt... Komm, Gotram!“

„In Gottes Namen!... Und nun in Reih' und Glied und dann hinaus wie ein Wetter durch die Bestien, die uns umstellt haben!“ ruft Lando mit befehlender Stimme.

Rasselnd tritt jeder auf den ihm vorgeschriebenen Platz. Ein dichter Wall von Geharnischten umgibt den Bischof und seine Schützlinge. Die Pferde schnauben, sie wittern den Kampf und scheuen vor dem Rauch, der immer dichter den Hof durchzieht. Kreischend fliehen die Dohlen vom Dache weg, denn plötzlich schlägt die rote Lohe dort empor. Draußen, jenseits der Hofmauer, brüllt die menschliche Meute bei dem Anblicke.

Lando aber gibt feierlich und ernst den Segen. „Mit Gott und Maria zum Schutze der Unschuld!“ sagt er dazu. Dann läßt er das Visier des Helmes herunter und befiehlt:

„Hinaus!“

Knarrend öffnen sich die schweren Eichenholzflügel des Tores.

Kopf an Kopf steht die rasende heulende Menge draußen. Aber sie prallt zurück, als sie der starken Macht ansichtig wird, die mit gesenkten Speeren, vorgehaltenen Schilden und mit gelockerten Schwertern wie eine Woge von Stahl und Eisen sich ins Freie ergießt.

„Mit Gott und Maria! Hie Geyer von Geyersbrunn!“

Lando aber ruft mit lauter Stimme: „Nun frag' ich euch noch einmal und mahn' euch, ihr Wahnwitzigen, ihr Gotteslästerer, ob ihr in eurem Frevel beharren wollt oder mich, den Oberhirten, ziehen laßt, wie es sich gehört? Vielleicht daß ich dann noch Milde üben mag.“

Die Antwort ist nicht zu verstehen, denn die vordersten Empörer drängen zurück, ihre Hintermänner stoßen sie vor, es flutet auf und nieder in der engen Gasse.

„Vorwärts!“ ruft Lando und klopft seinem Streitroß auf den Hals. „Nun tu' deine Schuldigkeit, Rapp!“

Wie ein eiserner Keil schiebt die bischöfliche Truppe in die fluchenden schreienden gellenden Haufen, die mit allen erdenklichen Dingen um sich schlagen, stoßen, werfen. Aber wie der Pflug die Erde aufwirft, so geht's auch hier. Nur zwei Minuten — dann ist die Bahn frei, in langer blutiger Furche drängen sich die Reiter durch.

„Habt acht, sie schießen mit Pfeilen aus den Häusern!" ruft einer der Bischöflichen.

In der Tat, es prasselt scharf und hart auf alle Harnische und Schilde. Die meisten Geschosse und Steine aber hageln dorthin, wo Ilselin bei Dieter sitzt. Der Knappe hat seine liebe Not, den Schild zu halten, der ganz schwer wird von den steckengebliebenen Pfeilen.

„Tod der Hexe!" kreischt's von allen Seiten.

„Fürchtest du dich nicht?" fragt der Knappe des Mägdlein, das still zusammengeduckt wie eine graue Taube im Sattel vor Dieter sitzt.

„Nein," antwortet Ilselin und sieht den Frager fest an mit den blauen Augen. „Ich fürchte mich nicht. Die Pfeile dürfen mir nichts tun, ich hab' einen anderen Tod zu sterben."

Das klingt wohl ein bißchen unheimlich. Der Knappe würde sich fürchten, wenn er nicht so felsenfest auf seinen Bischof vertraute. Wen der freispricht, der ist unschuldig, und darum nickt er dem tapfern Mägdlein freundlich zu und müht sich nach Kräften, sie zu schirmen.

Der Zug windet sich nun zum Marktplatz vor. Auf und ab, hin und her geht's im Gewoge und Gedränge des Kampfes, aber die Furche wird doch vom Eisen weiter gezogen. Hie und da hört man ein wildes Aufkreischen oder ein tiefes Stöhnen, hie und da schnaubt ein Roß oder klirren Ketten, meistens aber ist es ein stummes verbissenes Ringen, das um so grausiger wirkt, weil es eben so stumm ist.

In Landos Faust dräut der Morgenstern, so oft irgendein verwegener Geselle dem streitbaren Herrn zu nahe kommt, beschreibt die eherne Waffe einen funkelnden Kreis in der Luft.

So gelangen sie am Rathause vorbei. Hier zeigt sich eine Jammergestalt auf dem Söller. Es ist der Bürgermeister, der mit den Ratsherren und ersten Bürgern sich dahin geflüchtet hat.

„Hochwürdigster Herr!" ruft er mit kläglicher Stimme,

„ich kann für nichts! Ich bin unschuldig! Sie haben mich hier eingesperrt! Rechnet es mir nicht zu!“

Lando würdigt die Memme keiner Antwort. Aus den Reihen seiner Krieger aber fliegen Rufe zum Söller hinauf, die waren nicht von höfisch feinem Gepräge.

Noch eine Gasse, und nun winkt das rettende Tor. Aber was ist das?... Bischof Lando traut seinen Augen nicht.

Am Tor hält eine kleine Schar Stadtknechte, die mit ihren Speeren das Volk zurücktreiben. Hunold ist an ihrer Spitze. Beim Herannahen des Bischofs gibt er ein Zeichen und die Torflügel gehen auf. Dann sinkt er demütig nieder und küßt des hohen Herrn Steigbügel mit den Worten:

„Hochwürdigster Herr, verzeiht, daß ich nicht früher zu Hilfe kam! Sobald ich vom Aufruhr hörte, eilte ich ans Tor, um es für Euch offen zu halten. Ich hab's mit allen Kräften getan, denn sonst könnte ich meiner erlauchten Herrin nicht mehr unter die Augen treten.“

„Hm!“ Lando zügelt seinen Rappen auf einen Augenblick und lüftet flüchtig den Helm. Es war ein heißer Ritt bis hierher gewesen.

Dann mustert er Hunold scharf und reitet mit den andern durch den Torbogen hinaus. Draußen aber ruft er zurück:

„He, du Bursche, Hunold! Sag' deiner Herrin, du wärst ihr würdiger Diener. Und obwohl ich kein Prophet bin, kann ich dir doch bestimmt sagen, daß du nie gehängt wirst!“

Hunold grinst scheinheilig. Aber dieses Grinsen erstirbt rasch, als er die Schlußworte des Bischofs vernimmt.

„Nein, nicht an den Galgen, auf's Rad sollst du kommen!“ ruft Lando.

Dann rasselt sein Zug den Berg hinab.

Die lodernden Flammen und Rauchwolken des brennenden Geyerhauses geben ihm das Geleite und das Sturmglöcklein gellt durch das Tal.

Dumpfes Rauschen und Brausen von vielen Stimmen schallt den Enteilenden nach, viele Hände drohen von den Mauern herab, jammernde Frauen suchen ihre Toten und Verwundeten in den Gassen zusammen.

Hunold aber lacht, er lacht wie ein Teufel. Jetzt gibt er noch ein paar gute Ratschläge, und das Volk gehorcht ihm, dem Hetzer, auf's Wort. Dann macht sich eine Ab-

teilung von Berittenen auf und reitet nach Hunolds Weisung auf geheimen Wegen fort.

„Gerädert soll ich werden?“ höhnt Hunold, indem er ihnen nachblickt. „Eh' ich gerädert werd', brennen noch andere Leut', Herr Bischof!“

18

Bischof Lando läßt seinen mächtigen Rappen ein wenig verschnaufen, während die berittene Schar ebenfalls ihre Rosse anhält.

„Nun seid ihr wohlgeborgen,“ sagt der gütige Oberhirt und nickt dem Ilselin freundlich zu, das geduldig vor Dieter im Sattel sitzt. „Ihr müßt ein wenig ruhen, Dieter, denn das Mägdlein ist müde. Es hat sich wacker gehalten, aber sein zartes Alter heischt Schonung. Steigt von den Pferden und rastet hier. Es ist jetzt Nachmittag, wird so gegen vier Uhr sein. Ihr kommt noch zeitig nach Kreuzheil. Ich aber muß mit den Meinen eilen und scharf zureiten, daß wir unseren Heerhaufen einholen. Gehabt euch wohl, meine Kinder! Gott segne dich, Bartholomäus! Laß mich bald hören, wie alles weiter verlaufen ist. Der Herr sei mit dir, du Bräutlein Christi! Behüt' euch Gott, Freihofbauer und Rolf! Beschützt mir den Magister und das Mägdlein gut. Auch du, Vöglein Christi, gehab dich wohl! Dein wohlbestalltes Anrecht auf den Titel bekommst du von mir.“

„Gott segne Euch, hochwürdigster Herr!“ schallt es zurück.

Lando winkt noch einmal mit der eisengepanzerten Rechten, die gell in der Sonne blinkt, dann spornt er leicht seinen Rappen. Bald sieht man von dem Bischof und seiner Schar nichts mehr als eine verschwindende Staubwolke, die vom Nachmittagslicht golden beleuchtet wird.

Und nun sind die fünf allein im stillen Wiesentale, dessen sanftgrüne Mulde so träumerisch im Herbstglanze sich ausdehnt.

Rolf schwingt sich zuerst vom Pferde. „Ha, das war ein harter Ritt!“ sagt er. „Da tut einem das Rasten gut. Komm her, Freihofbauer, ich helf' der Maid absteigen!

So, Ilselin, tritt da auf meine Hand! Halt' dich fest an meiner Schulter... So, nun bist du drunten! Wart', ich richte dir ein Plätzlein zum Sitzen! Da, meinen Mantel breit' ich aus. Da sitz' hin, armes Ding, und raste... Schon herunter vom Sattel, Hochwürdiger? Gott sei Dank, daß alles so glücklich gegangen ist! Nun wollen wir uns freuen und auch ein wenig ans Leibliche denken. Ich hab' da Brot, Käs' und eine Feldflasche Wein bei mir. Ja, der alte Rolf denkt an alles. Ich wußt' es ja doch, daß wir endlich herauskämen aus dem Nest. So weit durften die in Geyersbrunn das üble Spiel nicht treiben, und wo unser Lando vorauf ist, kommt's zum guten End'!"

Während der brave Rolf in seiner Herzensfreude also redet, gleiten die anderen aus den Sätteln, um zu allererst ihren Durst in dem Bächlein zu stillen, das geschwätzig durchs Wiesental eilt.

Dieter ist vergnügt, lacht und scherzt mit Rolf, und Benno hat nichts Eiligeres zu tun, als von einer Brombeerhecke die schwarzglänzenden Früchte zu brechen und sie auf ein grünes Blatt zu sammeln.

„Für's Ilselin!" sagt er wichtig.

Nur Bartholomäus kann sich nicht freuen wie die andern. Er nimmt auch nur ein Bröcklein Brot und geht ans Wasser, um ostmalen aus der hohlen Hand zu trinken. Den Wein aus Rolfs Feldflasche verschmäht er.

„Ich wollte, der Bischof hätt' uns nicht allein gelassen!" sagt er trübsinnig und stützt den müden schmerzenden Kopf in die Hände.

„Warum?" fragt der Freihofbauer. „Hierher laufen uns die Geyersbrunner gewiß nicht nach. Wir sind ja fast drei Stunden geritten... Laß sehen... es hat Mittag geläutet, wie wir am Tor waren . . ."

„Erst Mittag? Ich dächte, wir hätten uns stundenlang durch die Straßen geschlagen."

„Wär' nicht übel, Hochwürdiger!" lacht Rolf. „Das kommt davon, wenn einer solche Sach' nicht kennt! Zuerst denkt man immer, es dauert eine Ewigkeit, und im Grunde sind's nur ein paar Minuten. Freilich, wenn man seine Haut zu Markte trägt, so wird die Zeit lang!"

„Mittag hat's eher geläut," meint nun der Dieter. „Ich hab's gehört, wie wir auf dem Marktplatze waren."

„Auch recht, dann war's nicht viel drüber, als wir zum Tor hinaus sind. Und so lang sind wir scharf ge-

ritten, haben kaum die Gäul' rasten lassen. Da sind wir weit weg von allen Unholden. Weiter brauchte unser Herr nicht mitzugehen. Es hat ihm geeilt, daß er zu den Seinen kam, aber als guter Hirte hat er uns nicht im Stich lassen wollen."

Bartholomäus gibt keine Antwort. Er schaut nach Ilselin. Die hat ein feines Rot auf den Wangen, ihre Augen leuchten und sie lächelt immer vor sich hin mit einem eigenen wissenden Lächeln.

„Bist du nicht todmüd, Ilselin?" fragt der Magister.

„Nein, ich fühle keine Müdigkeit, ich fühle nur Freude."

„Kein Wunder, du Arme, Vielgequälte! Hier tut die Luft dir gut nach dem harten Kerker."

„O, ich habe den Kerker wenig gespürt. Ich war ja nicht allein, mein allermildester Bräutigam war bei mir und seine Mutter und die Engel... Hast du nie Engel gesehen, Bartholomäus?"

„Nie... nie... Für mich gibt's nur Leid und abermals Leid. Mir gibt der Herr keine Süßigkeiten."

„Warte nur, warte nur, bald wird er sie dir geben."

Der Pfarrherr erwidert nichts, er stützt abermals den Kopf in die Hände. Ihm ist, als würde er von einer schweren Last erdrückt, er vermag kaum zu atmen.

Benno bringt nun seine Beerenernte zum Ilselin.

„Davon mußt du essen, das ist gut!" sagt er stolz, indem er ihr sein großes Blatt mit den Früchten hinhält.

„Ja, wenn du mitissest!" meint das Mägdlein. Und nun essen die beiden abwechselnd vom grünen Tellerlein, wobei Ilselin dem Buben die meisten Beeren läßt.

Rolf macht sich mit den Pferden zu schaffen, Dieter hat sich lang auf die Erde ausgestreckt und schläft, von Müdigkeit überwältigt. Es ist nun so still, so friedlich im grünen Tal, das von der goldenen träumerischen Herbstsonne umsponnen ist.

Es dünkt dem Magister wie ein Traum, daß erst vor wenig Stunden so viel geschah, daß er kürzlich erst im wütenden Straßenkampfe war, daß am Morgen das Gericht gehalten ward... Hat er's wirklich erlebt oder war's ein böser Traum, der ihn jetzt noch zu Boden drückt, und ist diese Friedensstille das einzig Wahre und Richtige?

„Ilselin!" sagt er plötzlich.

„Mein Bruder?"

„Sag' mir, was ist Wahrheit, was ist Traum?"

Sie geht auf seine Gedanken ein, obwohl er sie nicht äußerte, sie hat ihn doch verstanden.

„Alles hienieden ist nur ein Traum," spricht sie sanft und gelassen. „Nur das Ewige ist wirklich. Hier folgt alles aufeinander wie die Wellen dort im Bächlein. Eine folgt auf die andere, eine verdrängt die andere. Alles ist Schatten und Traum!... Dort im ewigen Leben ist die Wahrheit."

Bartholomäus seufzt schwer. Ilselin aber hat wieder ihr geheimnisvolles Lächeln. Sie blickt schweigend in die weite Ferne.

Benno hat keinen Sinn für das Gespräch. Deshalb macht er eine Entdeckungsreise über den Hügel hinaus, wo er Haselnußsträuche zu finden hofft.

Die beiden sind ganz allein mit dem schlafenden Dieter. Rolf ist unten am Bächlein bei den Pferden.

Da fängt Ilselin wieder an zu reden: „Ich möchte dir etwas sagen, mein Bruder."

„Sprich."

„Sieh', mein Hochzeitstag ist nahe! Schon rüsten die Brautführer ihre Fackeln, schon winden die Jungfrauen ihre Kränze für mich, und die Mutter meines Bräutigams hat ein Gewand bereitet, das ich tragen soll. Er aber, der mich zum Hochzeitsmahl führt, er steht vor der Tür und er winkt... Die Zeit ist da!"

Bartholomäus meint, sie spreche von ihrer Einkleidung im Kloster. Er sagt: „Glaubst du, daß es so bald sein wird?"

„Heute noch!" lächelt Ilselin und sendet einen Blick der seligsten Liebe in die Ferne. „Ich lag heute früh noch im dunklen Keller, da kam er und kündete es mir, und nun harre ich der Brautführer... Dir aber muß ich noch eines sagen, eh' ich in meines Bräutigams Haus eingehe, über die lodernde Schwelle hinaus, die blutrot leuchtet .... Bartholomäus, wenn die Stunde kommt, wo deine Mutter nach dir verlangt, so verschließe dein Herz nicht, sondern geh' zu ihr."

„Sie wird nicht nach mir verlangen," weicht der Magister aus.

Aber Ilselin schüttelt den Kopf: „Sie wird's tun, sag' ich dir, noch eh' die Zeitlosen hier wieder auf den Wiesen blühen. Dann wird alles gut sein, die Unschuld zutag kommen und das Böse bestraft. Aber dann wird sie in großer Not sein, und nach dir verlangen, und du darfst

ihr nicht nein sagen, du darfst nicht, Bartholomäus.... hörst du?"

„Ich höre schon... Wenn's sein muß, will ich's tun."

„Nicht also, mein Bruder! Nicht aus Pflicht und weil es sein muß, sondern aus tiefstem Herzen heraus sollst du es tun. Deine Mutter ist sehr unglücklich. Du mußt Erbarmen mit ihr haben, denn sie gebraucht Gottes Namen fälschlich. Das ist arge Sünde. Und sie weiß es doch nicht, weil der Satan sie verblendete. Aber sie darf nicht der Hölle verfallen!... Du mußt zu ihr kommen aus gutem Herzen, wenn sie dich ruft ... Versprichst du mir das, Bartholomäus?"

Es ist etwas in Ilselins Ton und Blick, das den Magister gegen seinen Willen weich und fügsam macht. Er legt seine Hand in ihre dargebotene Rechte.

„Ich gelob' es dir, Ilselin!"

„Dann kann ich ruhig zu meinem Bräutigam gehen," sagt sie lächelnd.

Was ist das?... War das nicht wie das Zischen eines Pfeiles zwischen den beiden hindurch?

Bartholomäus glaubt, daß er noch vom Morgen her eine Einbildung habe. Da läßt ihn ein tiefes Stöhnen Dieters auffahren.

Allmächtiger Gott! Der Freihofbauer, jäh vom Schlaf erwacht, wälzt sich auf der Erde. Ein langer rotgefiederter Pfeil steckt in seiner Seite... Und dort unten am Bächlein fällt eben der Rolf hin, schwer nach vorne, mit ausgestreckten Armen... Ins Herz hat's ihn getroffen!

„Gott, Herr Gott! Die Feinde sind über uns! Ilselin, schnell, schnell nach den Pferden! Ich heb' dich hinauf. Nur schnell fort!"

„Zu spät, mein Bruder. Die Pferde sind abgeschirrt. Die Geyersbrunner wollen mich holen!"

In der Tat! Ueber den Hügelkamm hinweg stürmen eiligen Laufes bewaffnete Männer.

„Juchhe! Jetzt haben wir die Hex!... Und ihre Sipp' ist tot!... Juchhe!" schreien sie durcheinander.

Da wirft sich Bartholomäus vor Ilselin und deckt sie mit seinem geistlichen Gewande.

„Das Mägdlein ist ordnungsmäßig freigesprochen. Wer sich an ihr vergreift, vergreift sich an der Kirche!"

„Haha, du armer bezauberter Tropf, du mußt reden, was du eingeblasen kriegst! Wir wollen dir auch nichts

tun! Geh' zur Seite, laß uns die Hex' und fahr' deines Weges."

„Keinen Schritt weiche ich, ihr müßt mich mit Gewalt wegschaffen! Weh' euch, wenn ihr es tut! Verflucht ist, wer sich am Geweihten Gottes vergreift!"

„Der Fluch ist nicht schwer tragen, Magisterlein!... Deine Frau Pate wird schon dafür sorgen, daß uns nichts geschieht!... Mach' Platz, sonst zerren wir dich fort." ruft der Anführer der Schar.

„Das ist nicht nötig," redet Ilselin und tritt vor. „Ich gehe freiwillig mit euch. Ihr braucht ihm keine Gewalt anzutun."

„Recht, wenn du freiwillig gehst. Komm nur mit."

Einige Männer eilen an den Bach, um von dort die Pferde für Ilselin und den Magister zu holen. Dabei dreht einer von ihnen den Rolf um und sagt in gefühllosem Ton: „Der ist tot... laßt ihn liegen."

„Und der hier?" ruft Bartholomäus außer sich, indem er sich über den noch schwach atmenden Dieter beugt.

„Der wird's auch gleich gar machen. Gib dir keine Müh' um ihn, Magister! Hast ja ruhig zugeschaut, wie unsere Leut' zusammengeschlagen wurden, da kannst auch ruhig sein, wenn der hier verendet."

Bartholomäus schaut nach Benno aus, der aber ist nicht da. Vermutlich hat er sich weiter entfernt, als er beabsichtigte, um Nüsse zu suchen. Und es ist gut so. Am besten ist's, er kommt erst, wenn alles fort ist. Dann geschieht ihm nichts, und er kann doch für seinen Vater etwas tun.

„Willst mitreiten oder hierbleiben?" herrscht einer den Magister an und stößt ihn nach seinem Pferde. Zugleich tauchen Berittene auf dem Hügel auf, sie halten die Rosse der anderen am Zügel.

„Rühr' mich nicht wieder an! Ich reite mit, sobald ich zuerst dieser Jungfrau geholfen habe," sagt Bartholomäus fest... „Kannst du allein reiten, Ilselin?" fragt er besorgt.

Sie nickt ruhig mit den Worten: „Der mich rief, wird mich stark machen, um auszuhalten."

Dann geht's zurück, denselben Weg, den der Magister und das Mägdlein kürzlich gekommen sind, aber mit anderem Sinn, mit anderen Gedanken.

Ihre Begleiter höhnen und spotten, schimpfen und fluchen. Kein Wort ist ihnen zu schlecht, kein Witz zu

unflätig, um die Ohren der beiden Gefangenen zu beleidigen. Diese schweigen geduldig und lassen um Gottes willen alles über sich ergehen.

∞∞∞

Mittlerweile ist Benno seelenvergnügt von seiner Suche nach den Nüssen zurückgekehrt, die Taschen strotzend von Beute.

Voll Entsetzen findet er den Vater im Blute schwimmend, Rolf tot, Bartholomäus und Ilselin aber sind verschwunden. Um Gott, was ist geschehen? Zuerst schreit Benno laut auf vor Jammer und Elend, dann aber besinnt er sich, holt Wasser und sucht den Pfeil aus der Wunde zu ziehen.

Aber die Widerhaken sitzen fest. Der arme Dieter stöhnt vor Schmerz. „O Herr, hilf uns!" betet Benno in der Angst seiner Seele.

Und Gott erhört das Vöglein Christi. Es naht sich ein Bauer, der mit Kornsäcken zur Mühle zog und nun behaglich auf dem ledigen Esel reitet. Der Mann hat ein mitleidiges Herz. So wie der gute Samaritan vor dem Todwunden hielt und ihm half, so tut auch er. Schaudernd vernimmt er den Bericht, halb von des Knaben Lippen, halb aus den gestammelten Worten Dieters, dem allgemach ein wenig die Besinnung zurückkehrt.

Der Bauer legt den Verwundeten sorglich auf seinen Esel und bringt ihn mit Bennos Hilfe nach mühseliger Fahrt zum Kloster Kreuzheil. Wie ganz anders dachte der Freihofbauer hier einzuziehen!

Dort nehmen sich pflegende Hände Dieters an. Frau Caritas selber tut alles, was ihre ärztliche Kunst vermag. Der Pfeil wird entfernt, Kräuterbalsam und kühlende Umschläge werden auf die Wunde gelegt. „Er wird leben!" meinen die heilkundigen Klosterfrauen.

„Ja, er wird leben, aber zu langem Siechtum!" urteilt Frau Caritas.

Dann beruft sie ihre geistlichen Töchter alle, um die Nacht im Gebet zu verbringen, damit das unschuldige Opfer aus der Gewalt der Feinde befreit werde...

∞∞∞

Die Sonne ist schon blutrot am Himmel gesunken, als die Türme von Geyersbrunn mit den rauchenden Ueberresten des Geyerhauses vor den Augen Bartholomäi und

Ilselins erscheinen. Er wundert sich trotz allen Schmerzes immer mehr, wie das zarte Mägdlein den Ritt ausgehalten hat. Aber sie scheint von übernatürlicher Kraft getragen.

„Hie Geyersbrunn und Isentrud!“ schallt's dem Zug vom Tor entgegen. Gleich darauf tut sich knarrend die Pforte auf.

„Verblendete!“ ruft Bartholomäus den Männern zu. „Treibt euer frevles Spiel nicht noch länger. Ich rufe zur Gerechtigkeit eurer Oberen! Wo ist der Bürgermeister, die Rats- und Gerichtsherren? Ich rufe nach ihnen, daß sie dem Greuel wehren!“

„Kannst gut rufen, Magister, sie hören dich nicht!“ schallt's höhnisch zurück.

„Ihr habt sie doch nicht getötet?“

„Bewahre, sie sind ganz wohl aufgehoben! Der hohe Magistrat sitzt fein säuberlich im Rathaus eingesperrt! Da können die Herren vom guten Wein im Keller zechen, bis wir fertig sind! Eher kommen sie nicht heraus!“

„Und die Priester und Geistlichen der Stadt, wo sind sie, um dem Frevel zu wehren?“

„Ha ha ha! Die Pfaffen haben wir samt und sonders weggejagt, ihrem Oberherrn nach! Ist keiner mehr in der Stadt! Wollen's auch keinem raten, so bald wiederzukommen und sich wegen der Hex mausig zu machen! Wenn ihm ein Leben lieb ist, bleibt er weg! Meint ihr Herren, das gemeine Volk lasse so mit sich umspringen? Meint ihr, wir ließen uns behexen und verwünschen und alle Plagen auf den Hals hetzen? Erst unser Recht... dann könnt ihr alle in Freiheit wieder eures Weges gehen!“

„Gott erbarm dich!“ stöhnte Bartholomäus.

Ilselin aber flüstert ihm zu: „Gedenke der Marter unseres Herrn!“

Da steigt er gesenkten Hauptes auf den herrischen Wink des Torwartes schweigend vom Pferde. Ilselin wird von derben Fäusten förmlich heruntergerissen.

Aber ehe die Rohen der Maid weiteren Schimpf antun können, stehen zwei treue alte Gestalten rechts und links von ihr und heben abwehrend die Hände. Herr Ubald und Herr Gotram scheinen gewachsen, ein ganz ungewohntes Feuer glänzt in ihren Augen, sie reden mit einer Sicherheit, die ihnen sonst fremd war.

„Diese Jungfrau steht unter unserem Schutz!“ spricht Herr Ubald schier feierlich. „Wenn ihr auch vom Bösen

verblendet seid, so dürft ihr der Braut Christi doch keine Schmach antun! Sogar die Gräfin, die auf Zucht und Sitte hält, kann es nicht gutheißen, daß ihr ein reines Mägdlein antastet."

„Sie geht mit uns," erklärte Herr Gotram fest, „sie und der Magister. Wer sich an einem der beiden mit Schimpf vergreift, der vergreift sich an Gott!"

Es liegt etwas in der stillen Würde der beiden Priester, was selbst die rohen Männerherzen bezwingt.

„Ja, wenn's der Gräfin nicht recht ist, dann wollen wir so glimpflich als möglich verfahren," sagt ein Bürger, und man merkt ihm die Verlegenheit an.

Bartholomäus drückt stumm die Hände der Freunde. „Bleibt bei uns!" raunt er ihnen verstört zu.

Dann bietet er wortlos die Hände dar, als ihm zwei Männer mit Stricken nahen.

Und jetzt bewegt sich ein seltsamer Zug durch die dunkeln Straßen der Stadt. Ilselin und Bartholomäus, gebunden wie Missetäter, schreiten in der Mitte, Ubald und Gotram ihnen zur Seite, bewaffnete Knechte um sie her.

Bartholomäus gewahrt mit leisem Schauder, daß Ubald ein Kruzifix an langer Stange trägt, so eines, das man den Verurteilten durch die Flammen des Scheiterhaufens hindurchreicht, zum letzten Kusse aufs heilige Bild, ehe das Feuer sein Werk tut.

Ubald fängt den Blick Bartholomäi auf. „Es gibt keine Hilf' als Gott und die Ewigkeit!" sagt der Priester halblaut. „Wir sind in der Gewalt der Meute, da wollen wir wenigstens allen Trost bringen, der noch zu haben ist!"

„Gott lohn's euch!" gibt Bartholomäus zurück.

Ubald wischt behutsam den Schweiß von seiner Stirne. Er sagt nicht, was er und sein Gefährte durchgemacht haben, wie sie hundertmal im Laufe des Tages dem Tode trotzten, wie sie Mißhandlungen und Schimpf erlitten, bis es ihnen gelang, die wilden Menschen so weit zu besiegen, daß sie als die einzigen Priester in der Stadt bleiben durften und man ihnen dieses letzte traurige Amt übertrug.

Bartholomäus bemerkt die zerrissenen Kleider der beiden Priester, ihre Male und Striemen, und er schaut sie an, wie man Heilige Gottes anschaut. Und dann blickt er noch ehrfürchtiger nach Ilselin. Sie wandelt verklärten Blickes, ihr Lächeln wird immer inniger, ihr Geist ist bereits an der Himmelspforte, wo die Lichter des göttlichen

Hochzeitsmahles ihren Schein durch die Torspalte werfen. Sie hört und sieht nicht, was um sie vorgeht.

Nun schwenkt der Zug auf den Marktplatz ein. Bartholomäus fährt zusammen bei dem Anblick, der ihm hier wird. Es war ihm schon aufgefallen, daß fast alle Gassen leer waren und selten jemand in den Fenstern lag. Nun weiß er warum.

Der Marktplatz ist weithin hell durch Fackeln und Pechkörbe erleuchtet. Kopf an Kopf schließt das Volk den festen Ring darum, alle Fenster der Häuser sind voll von Schaulustigen, sogar auf den Dachgiebeln kauern noch Menschen. Tausende von Augen sind auf einen Punkt, auf einen freigelassenen Platz gerichtet, wo ein mächtiger Scheiterhaufen aufgebaut ist. Ein Pfahl ragt daraus in die Höhe. Der Henker mit etlichen Gesellen steht neben der Richtstätte, sie halten Fackeln in den Händen.

Bartholomäus wendet schaudernd die Augen ab... „Gott im Himmel, ist's denn möglich? Gibt es keine Hilfe!" ächzt er außer sich vor Schmerz.

Der Zug mit den beiden Gefesselten hält an. Bartholomäus erwartet, von einem wüsten Geheul empfangen zu werden, wie heut morgen. Aber nein, in eisigem, verbissenem Schweigen läßt das Volk es geschehen, daß einer der Rädelsführer sich vordrängt und laut spricht:

„Im Namen der Gerechtigkeit, im Namen der freien Bürger von Geyersbrunn und im Namen unserer Schirmfrau Gräfin Isentrud!"

„Hat sie euch diesen Frevel geheißen? Wo ist ihre Vollmacht?" ruft der Magister, sinnlos vor Entsetzen, dazwischen.

„Schweig, du hast nichts dreinzureden!" schreit man ihm entgegen. Einige Weiberstimmen aber kreischen:

„Nieder mit der Hex'!"

Der Wortführer erhebt abermals die Stimme:

„Im Namen der Gerechtigkeit, im Namen der freien Bürger von Geyersbrunn, im Namen unserer Gräfin, sag' ich und erklär' ich feierlich hiermit, daß wir uns selbst helfen müssen, da unsere Obrigkeit uns nicht hilft. Diese Dirne hier hat uns den ganzen Sommer über geschädigt und Mückenplag, Mißwachs, Unwetter und schlechte Ernte über uns gebracht. Sie hat auch den Magister, den Pflegesohn unserer erlauchten Gräfin, behext und unsere gnädige Frau aufs allerschwerste beleidigt. Damit nun unser Leib und Gut fürderhin vor Teufelswerk bewahrt bleibe, erklären wir aus eigner Macht und im Vertrauen auf unsere

rechte Sache, daß du Ilselin, genannt von der Halde, dem Tod durch das Feuer übergeben wirst. Mach' deine Rechnung mit Gott und empfiehl dich seiner Barmherzigkeit. Wir haben dir geistlichen Beistand erlaubt. Und du, Magister Bartholomäus, Pfarrherr von Wolfsweiler, du sollst der Verbrennung besagten Ilselins beiwohnen. Eher wird der Zauber nicht von dir gehen, den die Hexe mit Hilfe ihres teuflischen Buhlen auf dich ausübt."

„Recht so! Recht so!" antworten ihm unzählige Stimmen, und selbst von den Giebeln herab erschallt Beifallsgeschrei.

Da macht Bartholomäus noch einen Versuch, das Schlimmste abzuwenden. „Ich beschwöre euch, haltet ein!" ruft er laut. „Ihr wißt nicht, was ihr tut. Bann und Interdikt wird über euch kommen. Das schuldlose Blut eures Opfers wird euch verderben. Ich bitte euch, laßt ab von der Untat... ich bitte euch noch einmal, ehe es zu spät ist."

Niemand antwortet. Eine Schar frecher Weiber schlägt ein spitzes gemeines Gelächter auf.

Der Sprecher von vorhin wendet sich zu Ilselin: „Nun mach' deinen Frieden mit Gott."

In diesem Augenblicke steigt der Mond über die Hausgiebel auf und streut sein mildes bleiches Licht über den düstern Platz, wo die Fackeln und Pechpfannen so rot brennen.

Jetzt erst sehen die Geyersbrunner zum erstenmal die Hexe genauer. Wie jung und zart sie ist, so jungfräulich und kindlich dabei! Soll dies Mädchen wirklich eine Unholdin sein! Es rinnt ein Murmeln durch die Menge, fast wie Mitleid hört sich's an. Aber alsbald kreischt boshaftes Weibervolk wiederum los: „Laßt euch nicht behexen! Schaut sie nicht an! Ins Feuer mit der Dirn'!"

Ilselin spricht nun mit erhobener, klarer Stimme:

„Ich sterbe gern, weil mein Tod nötig ist, auf daß vieler Gedanken offenbar werden und verborgene Unschuld an den Tag kömmt. Ich fürchte den Tod nicht, er führt mich ja zu meinem himmlischen Bräutigam. Nur eine Bitte habe ich noch vorher. Bindet mir die Arme los, auf daß ich frei zum Tode gehe. Ich gehe hin, wohin ich soll, nur laßt mich frei gehen."

Widersprechende Rufe erheben sich, die meisten fordern, daß man des Mägdleins letzte Bitte erfülle.

Ein Kreis von Stadtknechten mit gesenkten Speeren

stellt sich um Ilselin. Und nun löst man ihr die Hände. Sie breitet die Arme weit aus in Kreuzesform:

„O, mein allermildester Herr und Bräutigam! Nimm deine Braut zu dir!"

Jetzt kniet die Jungfrau vor Gotram nieder, der sich tief zu ihr beugt.

Bartholomäus aber zerrt an seinen Banden, daß ihm die harten Stricke blutig ins Fleisch schneiden, er ringt mit aller Macht gegen seine Fesseln, er keucht in kurzen Stössen: Herr, Herr!... Erbarmen!... Erbarmen!... Rette die Unschuld... Herr... Herr...!"

Vergebens. Gott schweigt. Die Bande lockern sich nicht. Der Magister muß machtlos zuschauen, bis die Qual ihm den Schaum auf die Lippen treibt und ihm auf Augenblicke das Bewußtsein raubt. Unbarmherzige Griffe halten ihn fest, daß er nicht umsinken kann. Er sieht, wie Gotram eben das Kreuzzeichen über Ilselin macht, während ihm helle Zähren über die blassen Wangen kollern. Ubald krampft sich mit beiden Händen um das hohe Kreuz, das er hält, und betet mit lauter Stimme.

Und nun wendet sich Ilselin zu Bartholomäus. Ihre Stimme zittert ein weniges, indem sie spricht: „Lebe wohl, Bartholomäus, für diese Erde! Auf Wiedersehen drüben beim Hochzeitsmahl des Lammes! Ich gehe voran, du wirst mir nachfolgen. Halt aus! Halt aus, sei getreu bis zum Tode, so wird dir die Krone der Gerechtigkeit beigelegt! Leb wohl, mein Bruder, du hast noch ein Werk hienieden zu tun, meines ist beendet! Leb wohl und Dank für deine Treue! Auf Wiedersehen!"

Bartholomäus versucht zu reden, aber nur ein rauhes Gurgeln entquillt seiner Kehle. Und dann wird's ihm auf einmal, als risse etwas in ihm, als flöge ein Schleier zurück, er schaut und er schaut... Ist das noch Ilselin oder ist's ein verklärter Geist? Ist es noch jenes Mägdlein, das er kannte, oder eine hehre erhabene Erscheinung aus den Zeiten der heiligen Märtyrer?

Auch die Menge sieht es und staunt. Aber der Satan hält sie in Banden, daß sie stumm und ruhig zuschauen, wie die Jungfrau jetzt fest und furchtlos die rohen Holzstufen hinaufgeht zur Höhe des Scheiterhaufens.

Oben stellt sich die Heldenmaid an den Pfahl, breitet abermals die Arme weit aus und ruft mit heller deutlicher Stimme und verklärtem Blicke:

„Komm, Herr Jesu, in deine Hände befehle ich mich!"

Noch einmal richtet sie die strahlenden Augen zur Erde und zur Menge, die sich atemlos um sie drängt. Dann redet sie:

„Ich verzeihe euch, denn ihr wißt nicht, was ihr tut! Ihr müßt so tun! Ich verzeihe euch! Komm, Herr Jesu Christ!"

Nun geht ein Wanken durch die Massen. Mitleidsvolle Stimmen erheben sich plötzlich. Eine seltsame Unruhe greift in die Reihen.

Die Führer bemerken es, sie geben dem Henker rasch einen befehlenden Wink.

Da knattert und knistert es schon im Reisig zu Füßen des Scheiterhaufens, rote Flammen lecken hindurch, und mit einem Schlage züngelt die Lohe hoch und höher empor wie eine blutlechzende Bestie.

Ein Aufschrei bricht von Hunderten von Lippen, grell und entsetzensvoll. Die Leute erschrecken vor ihrem eignen Tun — aber es ist zu spät, die Flamme umfaßt grausam das Opfer.

Und jetzt schallt durch den Qualm und die knisternde Glut Ilselins Stimme in der Weise des Brautliedes. Ein Windstoß treibt das Feuer auf die Seite. Man sieht die Jungfrau; sie steht lächelnd, ruhig in den Flammen wie unter Rosen und singt:

Mein Bräutigam, sei willkommen,
Du kommst in leuchtender Nacht...

Dann erstickt ihre Stimme — das Feuer vollendet sein fürchterliches Werk.

In diesem entsetzlichen Augenblicke hebt Herr Ubald sein Kreuz hoch empor und ruft weithin vernehmbar:

„Fahr' wohl, du Heilige Gottes! Fahr' wohl, du Braut des Herrn!"

Alles ist vorüber... Nur ein zusammengesunkener verglühender Haufe liegt im Dunkel des Marktplatzes. Die Fackeln und Pechkörbe sind erloschen. Fahl und bleich streift der sinkende Mond das Grauen.

Das Volk steht wie gelähmt unter dem Banne des schrecklichen Schauspiels. Einiges Schweigen lastet auf diesen betörten Menschen, bei denen jetzt allmählich die Erkenntnis der grauenhaften Tat einkehrt.

Auf einmal zerreißt Bartholomäi grelle Stimme das starre Schweigen. Irgend jemand hat die Fesseln von ihm gelöst. Nun steht er wie ein rächendes Gespenst vor

dem kohlenden Haufen. Seine blutende Rechte ist hoch erhoben, seine Augen glühen in unheimlich heißem Feuer; er schreit über den Marktplatz hin:

„Wehe euch Verfluchten! Wehe euch Mördern! Wehe euch! Fluch und abermals Fluch über eure Stadt!... Das Blut einer Heiligen wird... von euch... gefordert werden!..."

Dann wird es Nacht um seine Sinne, die Welt versinkt vor seinen Blicken, in schwerer Ohnmacht bricht er zusammen.

Die ernüchterten entsetzten Menschen aber weichen scheu zurück; sie fliehen nach allen Seiten, verfolgt von dem quälenden Rufe: „Das Blut einer Heiligen wird von euch gefordert werden!"

19

„Und also schließen wir diesen Bericht, indem wir wiederholen, was wir bereits gesagt haben. Es ist wider unseren Willen und unsere Meinung gehandelt worden, und wir bitten Deine bischöfliche Macht, gnädig zu überlegen, daß unsere Geyersbrunner baß gereizt und aufgestört waren und im Eifer für die vermeintliche gute Sache weiter gegangen sind, als sich mit Recht und Billigkeit verträgt. Wir sind auch völlig willens, alle nötige Buß und Sühnung auf uns zu nehmen, damit das arme Volk nicht allzu hart gepönt werde. Wir, die wir leider schon die Stadt verlassen hatten und nicht ahnen konnten, was das mißleitete Volk in seiner großen Liebe zu uns im Werke führte, versichern abermals hoch und teuer, daß wir zur Stunde unsere bewaffnete Macht aufgeboten hätten, um Deine bischöfliche Macht vor jeglichem Unbill zu schirmen, falls wir um die Dinge gewußt hätten. Aber in unserer schweren Betrübnis ob des Ausganges der Untersuchung sind wir allzu hastig fortgeritten, unbekümmert um alles weitere. Indem wir gleichermaßen bereit sind, die nötige Buß und Sühne zu tragen, daß unser selbsteigen Haus von den Verblendeten angezunden ward, wir immerhin selber schweren Schaden trugen, und daß außerdem unsere wenigen treuen Knechte, so in Geyersbrunn geblieben, mit Aufbot aller Kräfte Deiner bischöflichen Macht mindestens das Stadttor gehalten haben, sowie unser treuer Rolf in Ver-

teidigung Deiner Schützlinge sogar sein Leben dahingegeben hat. Indem wir dies all Deiner bischöflichen Macht zur Erwägung anheimstellen, erklären wir im voraus, daß wir uns in allen Dingen dem oberhirtlichen Willen unterwerfen."

Der blasse Kaplan hält mit Schreiben inne und blickt zu Isentrud auf, die ihm die Worte vorsagte.

Sie erhebt sich von ihrem Sessel und überfliegt mit den Augen das Pergament. Langsam liest sie alles nach, dann nickt sie gleichmütig, ergreift die frischgeschnittene Rabenfeder, die ihr der Schreiber bereits in die Tinte getaucht und setzt mit festem Zug ihren Namen darunter.

Nun ist alles soweit fertig. Die Tinte muß noch trocknen, dann kann der Bote kommen.

Die Gräfin macht eine kurze Gebärde, um anzudeuten, daß der Kaplan entlassen ist. Der gleitet demütig hinaus. Dann ist sie wieder allein im hohen Turmgemache, das sie heute morgen noch nicht verlassen hat, obwohl es schon über Mittag ist.

Isentrud wendet sich von dem Tisch ab, wandelt langsam, gedankenvoll einmal und zweimal im Raum auf und ab, tritt jetzt an eins der Fenster und blickt hinaus. Viel ist nicht zu erschauen, denn ein undurchdringlicher Nebel, mit feinem Regen vermischt, hüllt alles in gleichförmigen weißlichen Dunst. So recht hell ist's kaum geworden und kein anderer Ton stört die feuchte Stille draußen, als das gleichmäßige Rieseln und Tropfen, das sachte von oben her auf die Baumwipfel fällt. Der höchste Wipfel einer Riesentanne schmiegt sich ziemlich dicht an die Mauer des Turmes. Da kann Isentrud gerade die glitzernden Regenperlen sehen, wie sie eine nach der anderen von den steifen, starrgrünen Aesten und Aestlein herabgleiten. Das Spiel der Tropfen zieht ihre Blicke an; sie muß ihm folgen, ob sie will oder nicht. Immer einer nach dem anderen rollen sie herab, glänzen einen Augenblick durch den Nebel und verschwinden alsdann in der grauen Unendlichkeit. Wie das Leben der Menschen!

Isentrud legt die Stirn gegen den kalten Stein der Fensteröffnung. Ihre Schläfen hämmern, ihre Stirne brennt, und dabei fröstelt es sie, daß ein Schauer nach dem anderen durch die Adern rinnt.

Sie hat gesiegt! Ihr Wille ist geschehen. Die Hexe ist vernichtet, die ihres Sohnes Herz betört hat. Sie hat erreicht, was sie wollte, und eben auf die Art, wie sie es

wollte. Lando kann ihr keinen Vorwurf machen, mag er auch noch so sehr wüten. Ihr treuer Diener Hunold hat alles fürwahr trefflich eingerichtet. Sie hat ihn auch reichlich entlohnt und nun kann sie sich im stillen ihres Triumphes freuen. Wenn Bartholomäus auch nicht so schnell zu ihr zurückkehren wird, so ist doch der Stein des Anstoßes entfernt, und nichts hindert den Sohn später, sich der Mutter wieder zuzuwenden. Er wird geheilt werden durch die Ruhe langer Jahre; Isentrud aber kann warten, hat sie doch gesiegt!

Und sie meint auch im Rechte zu sein. Immer wieder redet sie sich vor, daß es ihre heiligste Pflicht war, so zu handeln. Ja, sie sagt sich das immer wieder und wieder vor, wie angstvolle Kinder im Dunkeln sich allerlei Sprüchlein vorsagen, um das Grauen zu bannen.... Und sie kann's doch nicht bannen! Es rieselt ihr durchs Gebein, es haucht ihr ins Gesicht, es steigt ihr glühheiß in den Nacken, es bellt hinter ihr drein wie ein bissiger Höllenhund....

Warum ist sie nur so? Als sie vor achtzehn Jahren die Nachricht erhielt, daß ihre Mannen auf ihren Befehl den Haldenhof niedergebrannt und, ihrer Meinung nach, alle Insassen dem Tod überliefert hatten, da jauchzte sie innerlich und kam sich selber vor wie eine gerechte Richterin, die zur Ehre Gottes die Sünde mit Feuer und Schwert austilgte. Warum ist sie heute so ganz anders? Vielleicht ist sie krank und alles nur der Vorbote des Fiebers, das sie packen wird?

Da kommt ihr plötzlich wieder die Erinnerung an jene Stimme, die sie zu hören wähnte, als sie mit Lando im Zelte stand und alles ihr zujauchzte.

„Heute ist dein letzter Freudentag. Palmarum vor der Karwoche."

Isentrud fährt sich mit einer sinnenden Bewegung über die Stirn. Wann war's eigentlich, daß sie in allem Glanz und Prunk die Huldigung des Volkes entgegennahm? Vor acht Tagen. Nur acht Tage, nur eine kurze Woche... und doch liegt für ihr Gefühl eine Ewigkeit dazwischen.

Ja, die Stimme scheint nicht so unrecht gehabt zu haben. Es läßt sich an, als ob die Karwoche kommen wolle. Und wiederum muß Isentrud grübeln und fragen: „Warum bin ich so anders geworden als damals, da ich mich über die Vernichtung des Haldenhofes und seiner Bewohner freute?"

In diesem Augenblick fängt unten im Tale das Mühl-

rad an zu klappern, das die Zeit über still gestanden. Jemand muß dem Müller Korn gebracht haben. Klapp, klapp, klapp, geht der vertraute Ton, der die Gräfin an alte Zeiten, an jene schönen Tage erinnert, wo Bartholomäus als Knabe so oft mit ihr von diesem Fenster aus dem Klappern lauschte. Wie sagte er doch von dem Geräusch?

„Ich hör's so gern, es ist so heimlich, und man hat doch fromme Gedanken dabei." „Und welche Gedanken denn?" fragte Isentrud, die damals eine stillglückliche Mutter war, obwohl sie es dem Knaben selten zeigte, wie glücklich sie in ihm war. „Und welche fromme Gedanken erweckt in dir denn das Mühlrad, mein Sohn?" Dann schüttelte Bartholomäus seine braunen Locken, er trug sie damals als eines freien Mannes Sohn lang und freiwehend, und sagte mit jenem Ernste, den er so oft über seine Jahre hatte: „Frau Mutter, wenn ich das Mühlrad höre, so denke ich immer der Mühlen Gottes! Die hört man nicht, aber sie mahlen doch, und sie mahlen langsam, aber sicher!"

Die Mühlen Gottes!...

Isentrud schauert abermals. Sie wendet sich hastig vom Fenster weg, setzt sich an den Tisch und hält sich mit beiden Händen die Ohren zu, um das Klapptlapp des Rades nicht zu hören.

Und wie sie da sitzt und den äußeren Klang abzuhalten strebt, da geht er doch in ihrer Seele weiter, und sie weiß auf einmal, warum sie so anders geworden ist, was in ihr treibt und arbeitet und tobt, daß sie ganz aus der sicheren Ruhe emporgeschreckt ward. Bartholomäus ist's, seine Art und Weise, sein Blick in alle Tiefen des Herzens und seine Rede von Gott und der Verantwortlichkeit des Menschen. Wie hat er doch gesprochen, als er vom Könige David erzählte, von seiner Erhöhung und von seinem tiefen Fall und von seiner Buße! Wie hat er alle Zuhörer ermahnt, den König in Israel nicht nachzuahmen, sondern sich demütig zu halten und nicht zu glauben, weil man fromm und gerecht sei, gäbe es eine andere Gerechtigkeit für die Auserwählten wie für die geringen Leute, die nichts von Gott oder wenig von ihm wissen!... Und wie hatte er von Satan gesprochen, der alles nach seinem Gutdünken und Ermessen regieren wollte, und als er wähnte, seinen eigenen, besonderen Himmel geschaffen zu haben, dafür die Hölle fand!

Klapp, klapp, klapp, so geht das Mühlrad drunten. Isentrud muß es hören, ob sie will oder nicht. Ob sie wohl zehnmal schreien möchte: „Sei still!". es geht doch weiter und immer weiter.

Die Mühlen Gottes!

O, diese Qual ist unerträglich! Ihr muß ein Ende gemacht werden durch Arbeit und Betäubung.

Isentrud rafft sich auf und nimmt das Pergament vor, in dem sie ihrem hochwürdigsten Oheim aufs klarste bewiesen hat, daß sie an allem Unheil von Geyersbrunn unschuldig war. Und ist sie es denn nicht bis auf einen gewissen Grad? Hat sie etwa Hunold befohlen, das Volk aufzuhetzen? Hat sie befohlen, daß man Ilselin auf den Scheiterhaufen führe? Hat sie gemeint, es wäre besser, dem Bischofe den Volksunwillen recht deutlich zu zeigen und ihn schließlich doch glimpflich wegzulassen? O nein! Sie hat mit keinem Wort etwas gesagt und befohlen, sie hat ihren Diener nur walten lassen und hat nicht „gemeint" und „geahnt", daß er so weit gehen würde, obwohl sie es von Herzen doch wünschte...

Wieder diese üblen Gedanken? Es muß wirklich ein Ende damit gemacht werden!

Hastig schaut die Gräfin nach, ob das Pergamen ganz trocken sei. Dann rollt sie es zusammen, windet die Seidenschnur darum und drückt ihr Insiegel darauf. Nachher tut sie es in die Umhüllung und läutet die Glocke. Der Bote, der bereits draußen harrte, tritt herein und nimmt den Befehl entgegen, unverzüglich mit dem Schreiben nach des Herrn Bischofs Lager vor den Buchbergen zu reiten.

Der Bote ist fort, Isentrud tut einen langen Atemzug. Dieser Teil ihrer Pflichten ist erledigt.

„Gräfin!" sagen da plötzlich zwei wohlbekannte Stimmen in ihrem Rücken.

Isentrud fährt herum. Sie gewahrt die Herren Ubald und Gotram, die an der Pforte des Turmzimmers stehen. Die Getreuen sehen seltsam aus; sie haben Pilgerkleider an, den Reisehut auf und den langen Stab in der Hand.

„Gräfin!" sagen sie abermals, wie mit einer Stimme.

Isentrud hat sich rasch gefaßt. Sie macht eine artige Handgebärde und fragt: „Was wünscht ihr, meine Herren?"

„Gräfin, gib uns Urlaub; wir wollen gehen."

„Ihr habt ihn. Wohin geht eure Wallfahrt?"

Ubald lächelt wehmütig. „Unser Ziel, Gräfin, ist ein sehr weites."

„Es heißt die Ewigkeit," erläutert Gotram.

Isentrud stutzt. Sie schaut ihre alten Ratgeber forschend an. „Was wollt ihr damit sagen?"

„Viel und wenig," spricht Ubald bedächtig. „Wir haben nur bei uns beschlossen, dich zu verlassen, da du unserer nicht mehr bedarfst."

„Und dies erfahre ich erst heute?"

„War keine Ursach', es dir früher zu künden," sagt Gotram, „da wir dazu keine Zeit hatten. Wir sind eben von Geyersbrunn gekommen, allwo wir dem seligen Ilselin bei seinem Martyrium beigestanden haben, auch nachher unseren Bartholomäum haben heimbringen müssen. War also ehender keine Zeit, dir unsere Sach' zu künden, Erlauchte."

Isentrud beißt die Zähne zusammen und sucht vergeblich nach einer Antwort. Indem bemerkt sie mit Staunen, wie die gutmütigen Alten verändert sind. Wer oder was hat sich übrigens nicht verändert in der letzten Zeit?

„Wir gehen," spricht Ubald, „weil es uns nicht mehr möglich ist, hier zu weilen. Wir werden uns unser Leben suchen, wo es uns Gott der Herr geben will. Sollen wir hungern, so ist's gut, sollen wir darben und frieren, so ist's noch besser, denn wir haben viele Schuld abzubüßen."

„Ihr?" entfährt es Isentrud unwillkürlich. Die beiden nicken ernst.

„Ja, Gräfin," sagt Gotram nun feierlich. „Ja, wir haben eine große Schuld zu büßen. Als du uns entließest, weil du meintest, wir wären als Seelenführer zu weich und nachgiebig, da hast du vollkommen recht gehabt. Und also tragen wir unsern Teil der Schuld so gut wie du an allem, was geschehen. Wir sind kleiner Leute Kind und stillen Gemüts. Da haben wir uns verblenden lassen durch deine hohe Art und von allem gottseligen Wesen, das du getrieben hast..."

„Und an dem vieles auch recht und gut und Gott wohlgefällig war," fällt Ubald ein. „So verblendet waren war nicht, daß wir Schwarz für Weiß gehalten hätten. Und noch zur Stund' sag' ich's, Gräfin, es ist viel Gutes in dir..."

„Und daß dies Gute siegen möge und du rechtschaffne Buße tun möchtest, das soll unser Gebet bei Tag und Nacht sein!" meint Gotram und faltet die Hände. „Aber unter

einem Dach können wir nicht mehr mit dir wohnen, Gräfin, nach dem, was unsere Augen in Geyersbrunn gesehen haben."

„Du kannst vom Seneschall nachforschen lassen, daß wir nichts mitnehmen, als was wir am Leibe tragen," redet Ubald weiter. „Wir wollen arm dahingehen wie die Jünger unseres Herrn. Nur, Gräfin, wenn's nicht zuviel verlangt wär', so bitt ich dich wegen meiner Malerei und dem Meßbuche, das ich empfangen habe. Laß es durch Eginolf, den jungen Kaplan, fertig malen. Der ist geschickt, ich hab's ihm gelehrt, und er allein weiß, wie man das Blau mischt und wie man das Gold aufs Pergamen setzt. Ich bitt' dich, Gräfin, laß nicht Herrn Boldewin an die Arbeit."

Isentrud macht eine kurze Bewegung. „Eginolf soll's malen," sagt sie kurz und heiser.

Herr Gotram aber hat auch noch eine Bitte. „Und wegen dem Gärtlein und seinen Kräutern, so mußt du es dem Seneschall überlassen, Gräfin, daß er einen richtigen Besorger finde. Ich hab' ihm genau auseinandergesetzt, wie der Karviol gepflegt wird und wie alles andere gemacht wird. Er wird schon jemanden finden."

„So soll's sein!" antwortet Isentrud abermals. Ihre Stimme klingt ganz eingerostet, so heiser ist sie.

Die beiden Herren blickten die Gräfin noch einmal recht herzlich und wehmütig an.

„Leb' wohl, Gräfin," nimmt Herr Gotram wieder das Wort. „Wir danken dir für alles Gute, so du uns erwiesen hast, und wir bitten dich von ganzer Seele um Verzeihung für das üble Beispiel, so wir dir gegeben haben."

„Gott sei mit dir, Herrin! Leb' wohl!" sagt Ubald.

Dann wenden sich beide zur Tür und heben sich still hinweg.

Isentrud hat sie nicht halten können. Regungslos blickt sie nach der Tür, hinter der die beiden würdigen Männer auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Die Gräfin ist allein, wie sie es ja gewünscht hat, sie kann sich nun Herrn Boldewin so oft rufen lassen, als ihr beliebt, und braucht niemals wieder dem stillen Vorwurf in den zwei alten Gesichtern zu begegnen.

Sie hat nun alles, genau wie sie es sich gewünscht hat. Es bleibt ihr kaum noch etwas zu begehren. Wenn jemand Erfolg hatte, so war sie es.

Und doch so todunglücklich.

Und warum fällt ihr immerzu krauses ungereimtes Zeug ein und Dinge aus ihrem früheren Leben, an die sie, weiß Gott, nimmer dachte? So steht ihr auf einmal im Sinn, wie sie ein ganz klein Mägdlein war, höchstens sechs Jahre alt, und so gern Kuchen und Konfekt aß. Und da war ihre alte Amme, Gott hab' sie selig, wie lang ist Frau Ida schon tot! Die hatte ihre eigene Art, Kinder zu kurieren, die zu viel Leckerbissen wollten. Sie ließ sie davon nehmen, bis es ihnen übel ward. Und dann sagte sie nur: „Hast deinen Willen gehabt und dich an allem überessen?" Und dann gab's bittre Rhabarber in Fülle, und es hieß immerdar: „Hast nun deinen Willen gehabt?" Bis man's nie wieder tat.

Sollte Frau Ida dem lieben Gott etwas abgelauscht haben? Macht der's am Ende auch so, daß er halsstarrigen Menschenkindern, die um jeden Preis ihren Kopf durchsetzen wollen, den Willen läßt, bis sie sich am gewünschten Leckerbissen den Magen verdorben haben und die bittere Medizin schlucken müssen, die sie sich selber verdienten?

Nun, wie dem auch sei, jetzt ist es zu spät, geschehene Dinge rückgängig zu machen. Es ist zu spät! Das rollende Rad kann niemand mehr aufhalten, den fallenden Stein keiner mehr fangen — es ist zu spät! Die Schicksalswürfel sind gefallen!

Frau Isentrud krampft sich zusammen und geht, starr und ruhig wie immer, aus dem Turmzimmer hinaus, um ihre täglichen Pflichten zu erfüllen. Es soll niemand ahnen, wie es ihr ums Herz ist. Ihr Antlitz, das immer unbewegt war, wird nun zur Maske verhärtet.

Die Mühle Gottes hat angefangen zu mahlen.

Drunten im Tal aber geht das irdische Mühlrad immer weiter, und man hört durch alles Regengerieseln und durch die wallenden Schwaden des Nebels hindurch sein ewiges unermüdliches eintöniges Klappklapp.

∞∞

Bischof Lando sitzt in seinem Zelt weit draußen in den Buchbergen. Der Nebelregen der letzten Tage hat sich heute nacht in Schnee verwandelt, der am Tage wieder geschmolzen ist, denn noch ist es zu früh für strenge Kälte. So schaut's traurig aus in den weiten Buchwäldern um das Raubnest herum, das auf seiner Berghöhe trotzt und

doch bald fallen wird. Alle Vorbereitungen zum Sturm sind getroffen.

Drunten aber, da ist der Boden weiß und schwarz gefleckt, je nachdem der Schnee liegen blieb oder schmolz. Kahl, nackt und dunkel stehen die Gerippe der entlaubten Bäume dazwischen. Oben am Himmel sieht's auch fleckig aus, indem fortwährend festgeballte weiße Wolken über das frostige Blau des Winterfirmaments eilen und eine kalte nüchterne Sonne darüber leuchtet.

Der Bischof ist ein abgehärteter Mann. Ihn ficht weder Sommer noch Winter, weder Hitze noch Kälte groß an. Er sitzt im Harnisch auf dem schmalen Feldbett, hat einen Tisch vor sich, der mit allerlei Schriften bedeckt ist, und fragt nicht um den Mantel, während seine Kapläne sich mit wärmenden Hüllen versehen haben, indessen sie schweigend die Antworten niederschreiben, die ihnen ihr Herr aufgab.

Lando aber achtet auf nichts. Er sitzt und zerknittert mit der Hand ein Pergamen und murmelt Worte vor sich hin, die seine Kapläne lieber gar nicht gehört haben wollen. Sie beugen sich tief nieder, um möglichst wenig von den Reden zu vernehmen, die Lando recht freigebig gegen eine gewisse hohe Frau richtet. Sie hat ihm geschrieben, und so glatt hat sie sich aus der Schlinge gewunden, daß ihr gar nicht beizukommen ist.

Da hört man die Wachen des Lagers anrufen, und ein Knappe tritt ins Zelt.

„Hochwürdigster Herr, draußen steht ein Priester mit einem Knaben, die wollen dich sprechen."

Lando fährt auf. „O ... ein Priester und ein Knabe? ... Laß sie ein!"

„Wird wohl der arme Bartholomäus sein!" sinnt der Bischof und bereitet sich vor, den Gebeugten tröstlich zu empfangen.

Aber dann hält er den Atem an und sieht und staunt. Ist dieser hochaufrechte Mann mit dem verklärten Antlitz wirklich der, den er erwartete? Oder ist's einer, den er gar nicht kennt, ein Fremder, der nur zufällig Bartholomäi Züge trägt? Und ist der blasse, ernste Knabe mit den vergeistigten Augen wirklich das harmlos fröhliche Vöglein Christi?

Ja, sie sind's, denn Bartholomäi wohlbekannte Stimme

tönt an des Bischofs Ohr, während die beiden Ankömmlinge vor dem tapferen Oberhirten niederknien.

„Hochwürdigster Herr, unser gütiger Vater! Hier sind wir, um von dem Martyrtode einer Heiligen zu berichten."

„Ho... ohoo...!" Lando ringt nach Worten, er kann nur stumm das Segenszeichen über die beiden machen.

Dann sagt er langsam, ehrfürchtig: „Ich schaue bereits die ersten Früchte ihrer Fürbitte an euch."

„Ja, du siehst sie, Vater! Denn wahrlich, unwürdig wären wir, käme auch nur ein Laut der Klage aus unserm Munde..."

Hier stockt des Magisters Rede. Von des Bischofs gütigem Auge getroffen, regt sich das menschliche Herz in ihm, er fängt an zu weinen. „O, wie schön ist sie gestorben... wie verklärt!" schluchzt er.

Der Bischof legt ihm sanft die Hand auf die Schulter und zieht ihn neben sich nieder.

„Komm her, sitz her, mein armer Sohn, und berichte mir alles, wie es geschah. Noch weiß ich ja von dem Furchtbaren nur die notdürftigsten Dinge. Du mußt mir's berichten... Und ihr," der Bischof wendet sich an die beiden Kapläne, „ihr nehmt den Buben da mit euch und seid gut zu ihm, er hat's nötig... Geh' mit ihnen, mein Söhnlein!" sagt er milde zu Benno und streichelt ihn sanft übers Haupt. Man sollte nicht meinen, daß die Hand, die so tüchtige Schläge austeilen kann, so beinahe weiblich zart anfassen könnte.

Benno küßt stumm die väterliche Rechte und entfernt sich mit den Kaplänen.

„Nun sprich und erzähle mir alles, was geschah," fordert der Bischof den Magister auf.

Bartholomäus berichtete alles. Er spricht ganz ruhig, manchmal feierlich, wie einer, der das Höchste schauen durfte. Lando hört ihm zu, er faltet die Hände zu stummer Andacht und wirft nur hie und da ein Wort dazwischen.

Endlich ist Bartholomäi langer Bericht zu Ende. Es entsteht eine Stille zwischen den beiden. Dann spricht der Bischof:

„Die Braut ist bei dem Bräutigam. Wohl ihr! Möge sie für uns bitten... Und nun zu dir, mein Sohn. Was gedenkst du zu tun?"

„Wie ich dir bereits andeutete, mein Vater! Ich werde in die Einöde gehn, in die Stille, um meine Seele mit

Gott auseinanderzusetzen. Auf die Halde will ich mich zurückziehen und in den Räumen leben, wo Ilselin hauste. Dort will ich in Gebet und Betrachtung warten, bis Christus zu mir redet. Noch hat er's nicht getan, ich bin aber der festen Zuversicht, daß er sich mir offenbaren wird. Sie hat's ja vor dem Tode verkündet. Und wo wäre das besser als in der Einsamkeit und da, wo er so oft zu ihr sprach. Jetzt bin ich noch wie die Jünger, die vom Tabor herab in alles irdische Leid mußten und die Passionszeit durchmachten. Aber es ist mein Karsamstag, der Karfreitag ist schon vorbei... ich harre der Auferstehung, und ich habe die gewisse Zuversicht, daß sie sein wird!"

„Wohl, mein Sohn, ich glaube es mit dir. Und wie gedenkst du es mit deiner Pfarrei zu halten?"

„Mit deiner Erlaubnis, mein Vater, möcht' ich sie so lange verwalten lassen. Ich habe wackere Verweser gefunden, die Herren Ubald und Gotram."

Bischof Lando nickt freundlich zustimmend.

„Sie sind zu mir gekommen," fährt der Magister fort, „und wollten durchs Land betteln gehn. Aber ich hab' sie zurückbehalten, sie sind zu alt dafür, und in Wolfsweiler können sie Gutes tun. Die Leute werden ihnen zuhören, da sie alles von ihnen wissen. Sie werden im Pfarrhause wohnen, meine Muhme wird sie betreuen, und" — es gleitet schier ein Lächeln über Bartholomäi Gesicht — „Herr Ubald wird bei mir Pergamen und Federn, Pinsel und Farbe finden, um ein Missale zu schreiben, und Herr Gotram wird im Hausgärtlein alle heilsamen Kräuter ziehen können. Laß diese beiden meine Pfarrverweser sein."

„Sie sind's von heute ab... Und du willst ganz allein da oben hausen?"

„Nicht ganz allein, Benno will mich begleiten. Der Bub' ist wie verwandelt, seit alles über uns erging."

„Ja, ja, das merk' ich schon! Sein Vater ist also immer noch todsiech?"

„Ja, hochwürdigster Vater! Gleichwohl hat er darauf bestanden, von Kreuzheil nach seinem Hof gebracht zu werden. Ob er leben wird, ob er nach langem Leiden dem Tode verfällt, wir wissen's nicht. Er wollte daheim sein, und er ist's, nachdem er den Hof durch seinen jüngeren Bruder besorgen läßt. Da kann er ruhig sein. Seinen Benno hat er Gott geweiht. Und ich möchte den Knaben prüfen... ich glaub's auch, daß er vom Herrn erkoren ist."

„Meinen Segen hat er! Es wird wohl so am besten sein, wie du es machen willst."

„Dort oben bin ich auch nicht unnütz, mein Vater, denn ich kann die Holzfäller und die verstreuten Einödhöfe betreuen und für die Bewohner des Waldes in Pater Sereni Kapelle die heilige Messe lesen."

„Tue das, mein Sohn... Weißt du übrigens, Bartholomäus, daß dein Haar grau geworden ist?"

„Nein, hochwürdigster Vater. Es wird aber wohl so sein, und es stimmt zu allem, was ich durchlitten habe."

„Es ist ein Malzeichen Gottes, das er dir auf's Haupt gab, um dir zu beweisen, daß du gereift bist und bald würdig befunden, seine Stimme zu vernehmen."

„Möge es also sein, hochwürdigster Herr!"

∞∞∞

Die Tage und Wochen vergehen, der Winter tritt seine rohe Herrschaft an.

Allerlei ist mittlerweile geschehen. Das Raubschloß wurde von Lando genommen und zerstört. Der Winterschnee legt sich auf die geschwärzten Ruinen der Burg, deren Insassen teils erschlagen unter den Trümmern liegen, teils als Gefangene dem verdienten Urteil entgegensehen.

Im Pfarrhaus zu Wolfsweiler wohnen die zwei Getreuen. Muhme Berta sorgt für sie und betet mit ihnen gar oft und inbrünstig für den vielgeliebten Bartholomäus, der oben auf der Halde in stiller Einsamkeit auf die Stimme Gottes wartet.

Die Leute von Wolfsweiler haben die zwei Alten liebgewonnen. Sie neigen ihnen von Herzen zu, hören auf ihre Ermahnungen und kommen fleißig zur Kirche.

Am liebsten aber sieht man Herrn Ubald und Herrn Gotram auf dem Freihof, wo es zwei Kranke zu trösten gibt. Die alte Ahne, die immer noch gichtbrüchig zu Bette liegt, und Dieter, den der böse Pfeil gar schwer geschädigt hat. Der starke Mann von früher ist jetzt nicht mehr zu kennen, so bleich, so schwach schleicht er umher. Oder er sitzt im Lehnstuhl, von hohlem Husten geplagt, der aus der verletzten Lunge pfeift. Die Leute meinen, er würde das Frühjahr kaum erleben. Aber Dieter schleppt sich hin, sagt wenig und klagt nie. Er hört nur gar zu gern auf die treuen Worte der alten Herren. Die tun ihm gut in ihrer schönen Schlichtheit.

Und auch in Geyersbrunn liegt der Schnee hoch und fest. Der Frost pfeift um die Türme im harten Nordwind. Die Dohlen, die vom Geyerhause geflohen sind, kreischen und krächzen jetzt von andern Hausgiebeln herunter. Das ist die einzige Musik, die durch die stumme Luft des Städtleins klingt, denn alle Glocken haben ihr Geläut eingestellt, kein Orgelspiel mehr schallt aus den verschlossenen Kirchen. Lando hat sein Wort wahr gemacht. Der große Bann ist über die Stadt verhängt, die sich gegen ihren Oberhirten empört und ihre Priester schimpflich verjagt hat. Jetzt ist aller geistliche Trost verschwunden und vergangen und nichts ruft die Vertriebenen zurück. Und die Geyersbrunner haben doch gedacht, ihre Gräfin würde ihnen helfen!

20

Es ist still auf der Halde, so feierlich still, als raune die Waldeinsamkeit in hauchleiser Art: Es schläft ein Geheimnis unter meiner weißen Decke! Das Leben unter unserem Bartuch ist nicht tot, es schlummert nur und harrt der Auferstehung. Darum weckt es nicht vor der Zeit! Stille, fein stille.

Der Frost scheint hier oben gar nicht so hart, weil die hohen Tannen und ragenden Bergwände den grimmigen Nordwind abhalten. Es wäre ja übel, wenn der Wind das Schlummernde stören wollte. Deshalb faltet er seine Schwingen und huscht lautlos über die Halde.

Schneeweiß und daumenweiß liegt's über allem, gleich einer königlichen Decke von lichtem Samt. Man ist kaum imstande, etwas von dem zu unterscheiden, was darunter sich verbirgt. Nur leise Erhöhungen zeigen, wo die Gartenbeete sind, die Ilselin pflegte. Da, wo die Schwertlilien in ungebändigter Kraft dem Beet entwuchsen und den Berg hinabwuchern, stehen nur einzelne dürre Stengel aus dem Schnee heraus.

Und alles ist so still, so feierlich gehalten, wie das Heilige Grab an jenem Samstage, da der Leib des Herrn darin ruhte, um nach langer Qual und Marter zur glorreichen Auferstehung zu genesen.

Karsamstag! Das ist's, was Bartholomäo immer im Sinne liegt, wenn er sich der großen Erwartungsstille um ihn her bewußt wird. Karsamstag! Und er kann von diesem Eindrucke nicht loskommen, obwohl man doch erst

in der Adventzeit ist. Aber ist Advent nicht auch ein Warten auf das kommende Leben Gottes, das sich aus dem Schoße der Jungfrau zur Herrlichkeit entringen soll? Für Bartholomäus ist alles ein stiller heiliger erwartungsvoller Karsamstag.

Sein Leben ist so einfach in Ilselins Haus. Er hat die Schlafkammer der frommen Maid dem Knaben Benno eingeräumt. Er selber betritt sie nicht. Nur der unschuldige Atem des Buben darf in dieser geweihten Luft wehen. Bartholomäus schläft die wenigen Stunden, die er dem Schlummer widmet, auf der Bank mit den geschnitzten Geierköpfen, wo er das erstemal gelegen hat, als er im Traumwachen den Freihofbauern sah und zuhörte, wie Ilselin den bösen Geist des Oheims bannte.

Wie lang ist das her... wie lange... und doch nur ein paar Monate! Aber was ist lang und was ist kurz angesichts der Ewigkeit, deren Licht um Bartholomäus schimmert?

Morgens, wenn der späte Tag sein erstes Licht über die weiße Decke der Erde wirft, geht der Priester mit seinem Ministranten nach Pater Sereni Kapellchen. Der Weg ist kurz; Benno hat ihn notdürftig von Schnee freigemacht, so daß man hingelangen kann. Dort liest Bartholomäus seine Messe. Meistens ist er allein, mit Ausnahme des Sonntags. Aber am Werktage findet sich doch oftmals ein Jäger oder Holzknecht ein, der andächtig betet und achtsam lauscht. Nachher erzählt er den Seinen, wie der Priester mit dem jungen Gesicht und dem grauen Haar so wundersam dreinschaue, und wie seine Augen leuchteten, als ob er immer auf Gott warte.

Nach beendigtem Opfer gehen Bartholomäus und Benno wieder der Halde zu, und das einfache Tagewerk beginnt. Der Mann hilft dem Knaben Holz hereintragen und spalten. Dafür nimmt sich Benno der Küche an und bereitet in Ilselins Schüsseln die einfache Speise. Er sorgt auch für Ilselins Geißen, die sich, angelockt durch menschliche Nähe wieder aus der Wildnis eingefunden haben.

Später am Tag unterweist Bartholomäus den Schüler im Schreiben und Lesen, er kündet ihm die Lehren und Berichte der Heiligen Schrift, er betet mit ihm in die Tagzeiten. Er freut sich an der zunehmenden Klugheit, dem begreifenden Verständnisse des Knaben. Benno wächst sehr

stark in der reinen Bergluft. Er ist kaum ein Knabe mehr zu nennen, der beginnende Jüngling zeigt sich schon in ihm.

Die zwei Einsamen reden oft von Ilselin. Obwohl der Magister ihr Sterben mit Augen sah, kann er doch nicht recht daran glauben, weil ja nichts von der Jungfrau übrig blieb, das den Tod anzeigen könnte. Die lodernde Flamme hat alles Irdische aufgezehrt, und da ist's Bartholomäus gar manchmal, als ob Ilselin doch nicht gestorben wäre, sondern nur gleich Elias im feurigen Wagen zu ihrem Bräutigam entrückt worden sei, um hier und da noch heimlich alle Stätten ihres Erdenwallens zu besuchen. Will's ihm nicht zeitweise bedünken, als höre er sie in des Waldes Tiefe singen? Haucht es ihn nicht manchmal so vertraut an, wenn er im Haus umhergeht, als ob Ilselin ganz sacht und leise neben ihm wandelte, und ihn mit den blauschimmernden Augen anschaue, und nur seine Blindheit vermöge sie nicht zu gewahren? Und dann wundert er sich, wie ruhig sein Schmerz geworden ist, wie still seine Seele. Und es hat doch früher in ihm getobt und gerast! Früher, ja früher!

Es geht ihm jetzt wie den einzelnen scharfgezackten Bergen, die aus den runden Hügelformen seines Landes emporragen. Ehemals waren die Vulkane und spien Feuer und Flamme, jetzt ruhen sie friedlich und tragen eine Krone von heimlichen Wäldern auf den Stirnen.

Bartholomäus wundert sich wohl ob der Veränderung, allein er forscht nicht weiter darum. Er wühlt nicht in seinem Innern. Er überläßt einem Stärkeren die Führung und rastet und ruht in Gott. Und sein Vertrauen, seine Sicherheit sind so groß, daß er nimmer fragt noch erwägt, wann Christus wohl sein Schweigen brechen wolle. Bartholomäus schweigt ebenfalls seinem Herrn gegenüber. Aber er schweigt mit dem großen Schweigen des Glaubens, das den Finger an die Lippen zwingt, während sich die Seele vor Gott neigt. Und das ist etwas sehr Großes, sehr Hohes.

Vollständige Ruhe und Heiligung aber findet der Gottergebene nur in der Nacht, wenn er den müden Knaben zum Lager schickte und nun, allein mit dem Ueberirdischen, die Stunden verrinnen läßt. Draußen wird's eben nie ganz Nacht. Wenn auch der Mond nicht immer scheint, so leuchtet doch der Schnee, und die Sterne flimmern und blitzen in funkelnder Helle auf das kristallklare Weiß hernieder.

Bartholomäus geht oft vor die Türe und schaut zu ihnen hinauf. Da stehen sie am tiefschwarzen Himmel, einzeln oder zu Bildern geordnet, ein jeder Stern nach seiner Art; einer mit rötlichem, einer mit grünlichem Licht, einer ganz reines Gold. Zwischen ihnen ergießt sich der bleiche Strom der Milchstraße mit seinen Millionen von Sternlein... Und zu denken, daß jenseits dieser Pracht erst die Schwelle des Himmelreiches beginnt! Und das Leuchten der Ewigkeit, wo der dreieinige Gott über den jauchzenden Chören der Seraphim und Cherubim thront, in unbegreiflicher Herrlichkeit und Majestät!

Aus dieser Höhe stieg der Sohn hernieder. Er ward Mensch, er lebte gleich Menschen, nur ohne Sünde, und er starb für die Menschen und um ihres Heiles willen.

Bartholomäi Herz schmilzt immer mehr vor dieser Liebe, die so weit, so tief, so unergründlich ist, wie der gestirnte Himmel über ihm.

„Herr, vergib mir, wenn ich in frevlem Ungestüm dich drängte und bestürmte. Wenn ich armes blindes Erdengewürm von deiner Weisheit erkämpfen und erringen wollte, was sie mir vorenthält. Herr, ich bin stille geworden und ich harre deiner Stunde. Sende sie mir, wann es dir genehm ist, wann du es gut für mich findest. Ich will nicht mehr meinen Willen, sondern den deinen! In dir und in deiner Liebe kann ich ruhen, bis es dir gefällt, mir mehr zu offenbaren. Amen!"

Das ist ein anderes Gebet, als Bartholomäus noch vor kurzem gebetet hat.

Und die stillen schneeweißen Tage, die stillen sterndurchflimmerten Nächte verrinnen sachte nacheinander, so wie die Perlen des Rosenkranzes durch eines andächtigen Beters Finger laufen, daß er's kaum gewahr wird, wenn die Gesetze am Ende sind...

Weihnachten ist vorbei, das neue Jahr bricht an, Epiphanie und Lichtmeß sind vorüber. Da beginnt ein sachtes Verändern in die Schneedecke zu kommen, sacht und unvermerkt. Nur nach und nach gewahrt Bartholomäus, wie drunten in der welligen Ebene, die er von der Halde überschauen kann, dunkle Flecken im eintönigen Weiß auftauchen. Die Luft um ihn nimmt den eigentümlich herben Geruch an, der allem Auftauen vorangeht.

Und dann beginnt's überall zu rieseln, zu rauschen, zu

strömen, Wasser an Wasser läuft über den Schnee. Dunkle Wolken ballen sich am Himmel, und endlich setzt der Sturm ein und braust von Westen her mit tiefen Orgeltönen über alle Berge und rauscht in allen Wäldern, daß ihre Wipfel sich beugen. Er tobt wider die Mauern des einsamen Hauses, daß es in seinen Grundfesten erbebt und man zeitweise meinen sollte, die letzten Reste des Haldenhofes würden hinweggefegt.

Aber der ist zu gut gebaut. Wie manchem Frühlingssturme trotzten seine Steine. Auch diesmal wird er die wetterfesten brandgeschwärzten Mauern halten.

Wenn Bartholomäus in der Nacht dem Dröhnen und Brausen, dem Orgeln und Pfeifen des Sturmes lauscht, so denkt er, wie Ilselin bei solchen Nächten ganz allein hier oben war, und wie die zarte Magd sich doch nicht fürchtete, wenn sie das Getön hörte, weil ihr himmlischer Bräutigam sie beschirmte.

Bartholomäo geht mit der Stimme des Windes die Weise des Brautliedes durch den Sinn. Er gedenkt, wie sie damals gesungen hat, ehe Isentrud ihn holen ließ, da er zum letzten Male hier oben bei Ilselin war, als der Regenbogen über dem Walde stand. Da hat sie aber noch ein Lied gesungen, zuallererst: das Lied von ihrem Bräutigam und wie er zur Werbung durch die Sturmnacht zu ihr kam und an die Tür pochte.... Wenn Bartholomäus an dieses Lied denkt, beginnt sein Herz zu beben. Wird Christus vielleicht auch einmal für ihn anklopfen?...

Aber Christus kommt nicht; nur die Naturkräfte tun ihr vorgeschriebenes Werk, bis eines Tages alles getan ist. Die Erde ruht neu gewaschen und gebadet, des weißen Kleides beraubt, demütig in den übriggebliebenen Fetzen des Winters, mit fahlen Farben vor dem nahenden Frühlinge da. Wie dürftig ist ihr Gewand! Nur verdorrtes Gras, kahle Zweige, entlaubte Bäume, welke Blätter! Grau und nackt, wie ein armes Bettelkind, liegt sie vor der matten Sonne, die schüchtern durch den Dunst des Himmels blickt. Sie scheint der hohen Schwester zuzurufen: „Erbarme dich meiner Blöße!“

„So recht wie eine Büßerin zu Füßen Christi!“ denkt Bartholomäus, als er gegen Abend vor dem Hause steht und all die Armut betrachtet.

Die Luft aber ist verheißungsschwer um ihn. Vom kahlen Baume herunter klingt die Stimme der Amsel, vor

sichtig prüfend, ob sie ihr Lied noch kann. Aus der grauen fahlen Erde steigt ein würziger Hauch empor. Es liegt wie eine Ahnung von Veilchenduft darinnen.

Benno tut soeben Schneeglöckchen und silberige Weidenkätzchen in den Krug am Kruzifix, wo Ilselin ihrem leidenden Bräutigam immer Blumen hinbrachte. Und es will Bartholomäum bedünken, als ob die kahlen Baumzweige nicht mehr so kahl wären, ihre braunen Knospen scheinen gewachsen. Nein, so ganz verlassen ist die Erde doch nicht! Sie hat eine Gnade, die sich ihrer annimmt!

∞∞∞

Nicht so lange darauf, als Bartholomäus gar nichts erwartet, als er nur sein Gebet gesprochen hat wie ein gehorsames Kind, das auf die Augen des Vaters schaut, da tut Christus, wie er so oft tut. Da kommt er zu dem Ahnungslosen und bricht sein langes Schweigen.

Also aber geschieht's: Bartholomäus kniet vor dem Kruzifix, das an der Wand des Wohnraumes angebracht ist. Um ihn ist eine stumm aufhorchende schwarze Nacht, von geheimnisvollem Werden durchbebt.

Da faßt ihn plötzlich eine fremde Macht mit unwiderstehlichem Griff und entrückt ihn allem Sein, so daß er nicht weiß, ob er noch im Leib oder außer dem Leib ist. Er meint, er könne kein Glied regen, dafür aber wächst sein Fühlen und Empfinden zu ungeahnten Höhen empor. Er spürt plötzlich eine Welt um sich, und doch vertraut, in die er eintritt, die ihn mit rätselhaftem Leben umschließt und umfängt. Schwebt er oder kniet er? Hält ihn die Erde noch oder läßt sie ihn los? Er sieht und sieht doch nicht; er ist da und doch nicht da.... Obwohl er weiß, daß er im Haldenhof ist und er jedes Gerät an den Wänden erkennt, obwohl er die Atemzüge des schlafenden Benno durch die Bretterwand hindurch hört, ist er doch nicht anwesend, wie man im gewöhnlichen Sinn anwesend ist.

Nach und nach aber versinkt alles ins Wesenlose, es wird eine immer größere Stille, ein immer feierlicheres Schweigen um ihn, bis alles Irdische wie ausgelöscht ist, ohne deshalb ganz verschwunden zu sein.

Und dann kommt die Stimme!

Sein leibliches Ohr vernimmt sie zwar nicht, trotzdem hört er jedes Wort. Und die Stimme spricht:

„Sohn, du hast vieles lernen müssen, ehe ich zu dir reden konnte! Ich bin das Wort und die Wahrheit. Ich

kann aber nur zu solchen reden, die schweigen, anstatt zu drängen, die gehorchen, anstatt zu stürmen, die warten, anstatt zu eilen. Sohn, du hast nicht bedacht, welch ein Unterschied ist zwischen dem Geschöpf und dem, der da war, der da ist und der da sein wird! Deine Augen waren kurz und gingen nur auf den Eintag, auf das flüchtige Heute. Ich aber schaue auf die Ewigkeit und das unsterbliche Morgen.

„Du hast gewähnt, alles müsse nach deinem Willen geschehen und nur du wüßtest, was dir frommt und anderen not tut. Deshalb ließ ich dich eine Weile allein laufen, damit du deiner Ohnmacht inne würdest und nach meiner Hand haschtest. Und nun, da du gelernt hast deiner eigenen Kraft mißtrauen, wirst du auf meine Kraft hoffen und fühlen, wie sie in den Schwachen mächtig ist. Darum, Sohn, merke dir dies: Nur in der Ruhe des Glaubens wirst du handeln können. Nur in der Kraft der Liebe kannst du leben. Nur in Erkenntnis deiner Schwäche kannst du siegen. Harre aus in dem Gewonnenen. Ueber ein Kleines wird dein Kampf zu Ende sein. Wenn du getreu befunden wurdest, werde ich dir beilegen die Krone der Gerechtigkeit."

Die Stimme schweigt.

Bartholomäus fühlt eine körperlose und doch körperhafte Gegenwart an sich vorübergleiten.

Christus war da! Er hat gesprochen! Und dann erfaßt die geheimnisvolle Kraft Bartholomäi Seele abermals und trägt sie jählings auf Adlerschwingen, hoch, hoch über alles Irdische... in unabsehbare Tiefen... in ungeahnte Höhen... ganz nahe zur Gottheit... Und er sieht den, der da war, der da ist, der da sein wird am Webestuhl der Menschengeschicke....

Er sieht — — —

Schon graut der Morgen, da kommt Bartholomäus wieder zum Bewußtsein der irdischen Dinge. Er weiß und fühlt, wo er ist.

Langsam prüfend regt er seine Glieder. Sie gehorchen ihm wieder. Er ist also ganz Mensch, ungeteilt in der Einheit von Leib und Seele. Vorher war's anders. Aber der schmerzlich herrliche Augenblick der Zweiteilung ist vorüber.

Es wird ihm langsam klar, wessen er gewürdigt wurde,

so weit wenigstens das arme Menschenhirn sich klar werden kann über Unaussprechliches, Unbegreifliches.

Da liegt er mit der Stirne am Boden und stammelt: „Herr, Herr, ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit, die du mir erwiesen hast."

Als Benno später aus der Kammer heraustritt, um seinem geistlichen Vater, wie er Bartholomäus jetzt immer benennt, zu dem heiligen Meßopfer zu folgen, da blickt er ihn an und staunt. Es ist etwas Seltsames, Merkwürdiges an ihm.

„Mein Vater," sagt er endlich schüchtern und ehrfurchtsvoll, „hast du heute nacht etwa Gott schauen dürfen?"

Bartholomäus neigt demütig das Haupt. „Ich glaube, daß ich Unaussprechliches schauen durfte," antwortet er bescheiden.

„Ich wußt' es ja," äußert der Akolyth. „Denn dein Angesicht leuchtet wie das Mosis, als er vom Sinai herabkam."

„Wahrlich, mein Sohn, kann es leuchten, denn hier war mehr denn Sinai. Hier war nicht nur das Gesetz, sondern auch des Gesetzes Erfüllung in der Liebe Gottes."

Mehr sprechen die beiden nicht zusammen, da sie nun durch die Waldwege nach der Kapelle gehen. Und siehe! Auch in der Natur hat Gott ein liebliches Wunder gewirkt, indem über Nacht alles erblüht und entknospt zu sein scheint.

Zarte Schleier von werdendem Grün liegen um die braunen Aeste der Buchen. Hell sproßt es aus den Spitzen der Tannenzweige. Farbige Blumen heben schüchtern die Köpflein zwischen den Moospolstern des Waldbodens. Blaue Enzianen drängen sich auf den Wiesen. Zum Aufstieg der Sonne aber jubelt ein Vogelchor, und das Weihrauchopfer feiner Dunstwölkchen steigt von der lenzduftenden Erde zur Höhe.

„Alles freut sich ob der Auferstehung des Herrn," sagt Benno vor sich hin.

Bartholomäus aber, der sich nur langsam erst wieder im Irdischen zurechtfinden kann, besinnt sich plötzlich, daß heute ja Sonntag ist, und der Sonntag aller Sonntage, der dreimal heilige Ostertag! Auferstehung!

Das Kapellchen ist mit Andächtigen gefüllt. Sogar draußen knien noch solche, die nicht hinein konnten. Alle sind sie gekommen, die Bewohner der Einödhöfe, die Jä-

in der Wildnis hausen, sind heute da. Und sie haben das Gotteshäuslein geschmückt, so gut sie nur konnten. Tannengewinde schlingen sich um die Pforte. Kränze vom ersten Grün hängen an den Wänden. Blumen und blühende Dornzweige stehen in Krügen auf dem Altar. Opferwillig gespendetes Wachs brennt in hohen Kerzen daneben. Die Menschen haben ihr bestes Gewand an. Helle Osterfreude glänzt in ihren Augen, während sie einander grüßen.

„Eja! Eja! Freut euch! Christus ist erstanden!"

„Eja! Eja! Freut euch! Er ist wahrhaftig auferstanden!" jubeln die Gegrüßten zurück.

Und für diese glückstrahlenden Menschen wird Bartholomäus das heilige Opfer darbringen, dieser freudetrunkenen Gemeinde wird er vom Auferstandenen reden. Das wird ihm heute leicht werden. Fast muß er heimlich lächeln, wenn er an die Predigt denkt, die er gestern früh entworfen hat. Wie anders wird er heute sprechen.

Heute weiß er ja in Wahrheit, was dies hohe Fest bedeutet, Ostern! Auferstehung! Sonntag aller Sonntage!

Er legt die Festgewänder an, er geht zum Altare und beginnt mit der heiligen Handlung, indessen die Gemeinde in ein jubilierendes Freudenlied ausbricht. Nachher betet er die Orationen und ermahnt in der Epistel alle Gläubigen, den alten Sauerteig auszufegen.... „Lasset uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteige der Schalkheit und Bosheit, sondern im ungesäuerten Brote der Reinheit und Wahrheit."

Das Graduale folgt nun und die Sequenz, auf die sich Benno ungemein freut, denn dabei ist er nicht nur Ministrant, sondern auch Chorführer, indem er seine Flöte ergreift und einigen Knaben, die häufig zum Haldenhof kommen, den Gesang begleitet, den Bartholomäus liebevoll und gütig den Wißbegierigen eingeübt hat.

„Victimae paschali laudes immolent Christiani."

Bartholomäus lauscht den Strophen, wie sie steigen und anschwellen und einander ablösen und seine Seele frohlockt und sein Herz jubelt mit.

„Dic nobis, Maria, quid vidisti in via?

„Sepulchrum Christi viventis et gloriam vidi resurgentis."

So singen sie vom Auferstandenen in der kleinen Kapelle, wo ehemals Pater Serenus zelebrierte, wo die viel-

betrübte Ilse der Messe heimlich beiwohnte, wo Ilselin kniete und den Leib ihres göttlichen Bräutigams empfing, ehe sie hinausschritt auf dem bittern Leidenswege. Und hier hat Bartholomäus nun des Herrn Wort zu künden.

Die Sequenz ist zu Ende. Die lerchenhellen Knabenstimmen verklingen, vom zarten Trillern der Flöte begleitet.

„Tu nobis victor Rex miserere. Amen, Alleluja."

Und da will es dem Priester bedünken, als ob rings aus dem frühlingsduftigen Walde unzählige Stimmen antworteten: Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Er lächelt in seliger Freude, tritt vor und singt die heiligen Worte des Osterevangeliums, dem die Gemeinde stehend lauscht, wie es wackern Kriegern Christi geziemt, wenn des Feldherrn Befehle verlesen werden.

Alsdann legt Bartholomäus die Kasel ab, kreuzt die Stola über der Brust, verkündet die frohe Botschaft noch einmal in deutscher Sprache und beginnt seine Predigt, wobei ihm beständig eine Aufforderung zur Freude und zum Frohlocken über die Lippen kommt.

„Geliebte im Herrn! Christus ist auferstanden, des wollen wir uns freuen und fröhlich sein, denn er ist, um mit Sankt Paulus zu reden, der Erstling geworden unter denen, so da schlafen. Er war Gott, aber er war auch Mensch. Er wollte es sein, um unseres Heiles willen. Und deshalb unterwarf er sich als Sündloser der furchtbaren Buße, die wir armen Sünder im Tode zu zahlen haben.

„Er litt und starb. Aber er überwand den Tod! Und darum sterben wir nicht mehr ohne Hoffnung, denn unser Heiland ist auferstanden, und wir wissen, daß wir ihm darin nachfolgen werden, wenn wir in treuem Gehorsam den Weg gegangen sind, der über Golgatha führt.

„Vor seinem Tode, in der Nacht, da er verraten ward, hat unser Mittler und Sühner das hohepriesterliche Gebet für uns gesprochen. Er hat gebetet: Mein Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast! Darum freut euch, Geliebte im Herrn, und abermal sage ich euch, freuet euch! Ihr seid zur Herrlichkeit der Auferstehung berufen! Und nicht dünke es euch hart oder bitter, daß ihr zuvor im Feuer der Trübsale geläutert werdet, sondern danket Gott, daß ihr gewürdigt werdet, den königlichen Weg des heiligen Kreuzes zu gehen.

„Eng ist der Weg und schmal die Pforte, die zum ewigen Leben führen, aber herrlich das Ende und wunder-

bar der Lohn, der des standhaften Bekenners harrt. Darum sage ich noch einmal, freut euch, wenn ihr der Leiden gewürdigt werdet!

„Wir armen, elenden Menschen sind ja durch die Sünde von Gott getrennt. Gleich Taubstummblinden wanken wir in Nacht und Finsternis und Verlassenheit durch das Leben. Wir sehen und hören nichts vom Ueberirdischen. Darum meinen wir, Gottes Wege seien dunkel und seine Lasten seien schwer! Aber wir haben einen Führer, den wir zu uns berufen können, auf daß er unsere Hand ergreife und uns durch Nacht und Nebel leite. O folgen wir dem göttlichen Führer, dem Herrn Christus! Er bringt uns dahin, wo unsere Augen aufgetan werden, die Herrlichkeit des Himmels zu schauen, wo unsere Ohren geöffnet werden für die Lobgesänge der Cherubim und Seraphim, wo unsere Zunge gelöst wird, um in das jauchzende Alleluja einzustimmen.

„Doch vor der Herrlichkeit müssen wir durch den Tod! Auch durch den Tod unseres eignen Ich. Wir müssen uns selber abgestorben sein, dann ist der Sieg unser, ja das ewige Leben beginnt schon im Diesseits in uns zu wirken. Es wirft seine Strahlen voraus.

„Geliebte im Herrn! Wer sich selber an das Kreuz geschlagen hat und geduldig sein böses Ich verbluten läßt, der kostet himmlischen Frieden. Wohl fühlt er noch den Schmerz, aber er schaut gleichsam vom Himmel aus zu, wie ihm Leid geschieht, und er lächelt am Kreuze, denn er hat sich Gott anheim gegeben. Er weiß, daß alle Dinge zu seinem Besten dienen. Ihn ficht weder Kälte noch Blöße, weder Hunger noch Durst, weder Krankheit noch Tod etwas an. Er ist aufs neue geboren, und wer also umgeboren wurde, ist eins mit Gott.

„Ein solcher Mensch kann auch in Wahrheit das Gebet des Herrn sprechen. Denn, wenn er sagt: Vater unser, der du bist im Himmel! so wird er lächeln wie das Kindlein in Mutterarmen. Er hat ja die geheime Kenntnis Gottes empfangen, die ihm der Sohn vermittelte! Und so wird er jede Bitte mit besonderer Inbrunst, mit steigender Andacht und innerer Seligkeit aussprechen, bis er jubelnd die letzten Worte ruft: Erlöse uns von dem Uebel!

„Erlöse uns von dem Uebel! Erlöse uns, o Herr, von der Sünde und allen irdischen Mängeln und Unvollkommenheiten! Führe uns dahin, wo alle Tränen abgetrocknet

werden, wo kein Haß und kein Neid, kein Kampf und kein Streit mehr sein werden, wo wir der Sonne nicht mehr bedürfen, denn das Licht des Lammes wird uns erleuchten! Sieh, Herr, wir sind geduldig den Kreuzweg dir nachgegangen, wir haben unser Ich mit all seinen Lüsten gekreuzigt, wir haben auf dich gehofft, dir vertraut, wir waren getreu bis zum Tod, nun laß uns auch bei dir sein! Hell sprudelt der Strom des Lebens in deiner Stadt! Geheimnisvoll rauscht der Hauch des Heiligen Geistes in ihren Palmenhainen. Wie Perlen und Edelgestein leuchten ihre Tore! Selig, dreimal selig! klingt der Chor der Scharen, die ihre Kleider im Blut des Lammes gewaschen haben. Der Geist und die Braut aber sprechen: Komm! zu allen Erlösten! Und wir streben dem Rufe nach! O Herr, laß uns, die wir dir nachzufolgen trachten, durch Leiden und Kreuz zur Herrlichkeit der Auferstehung gelangen, auf daß wir bei dir seien als die wahrhaft Auferstandenen, in alle Ewigkeit! Amen."

21

Der große Bann lastet immer noch auf Geyersbrunn. Nichts wußte die Stadt von Weihnachten und nichts weiß sie von Ostern. Die gnadenreiche Geburt des Erlösers, sein bitteres Sühneleiden und seine glorreiche Auferstehung gelten nichts für die Verfluchten, über denen ein dreifaches Wehe liegt. Die Kirchen bleiben verschlossen; ihr Geläute ist verstummt. Die Orgel tönt nicht mehr, und die frohe Botschaft des Evangeliums wird nicht mehr von den Kanzeln verkündet. Jetzt, mit dem Frühling, beginnt allerorten Gras und Unkraut vor den unbetretenen Kirchenschwellen zu sprossen. Und drinnen, in den schweigenden verstaubten, grabeskalten Hallen brennt kein ewiges Licht mehr vor den leeren, allen Schmuckes baren Altären.

Starres Schweigen brütet auch ob der Stadt, die sich langsam, langsam, als es zu spät war, des ungeheuren Frevels bewußt ward, den sie begangen. Ihre Bewohner schleichen umher wie schuldbewußte Schatten oder treten mit ingrimmiger Wut und verbissenem Trotz über das Pflaster. Aber niemand hat Lust zum Reden. Keiner bleibt bei dem Nachbar stehen und plaudert mit ihm über dies und das, wie in besseren Zeiten. Ungesellig und

finster geht einer am andern vorbei, kaum daß er ihn grüßt oder für seinen Gruß dankt.

Nur in den Schenken und draußen, in der abgelegenen Gasse, wo das Dirnenhaus ist, da geht's öfters recht laut und lärmend zu. Aber das ist nur der Verzweiflungsschrei nach Betäubung, dem nachher um so tiefere Niedergeschlagenheit folgt.

Und die Mütter weinen indessen: „Wehe unseren Kindlein! Selig die Unfruchtbaren in solchen Zeiten!" Denn nur die Nottaufe können sie ihren armen Würmlein geben und keins der Neugeborenen erhält das Sakrament der Taufe regelrecht gespendet. Und die Witwen, die Waisen klagen: „Wehe unseren Toten!" Denn kein christliches Begräbnis wird den im Bann Gestorbenen zuteil, die gleich Hunden eingescharrt werden, ohne letzte Wegzehrung, ohne letzte Oelung, ohne Seelenmesse. Und die jungen Leute, die einander lieben, tun sich zusammen wie die Heiden, denn kein Ehebund wird vor den verwüsteten Altären der priesterlosen Stadt eingesegnet.

Und die Sünder dürsten vergeblich nach dem Sakrament der Buße, die Gottsucher hungern umsonst nach dem Brot der Engel...

Geyersbrunn ist verflucht!

Und die Bürger hatten doch so fest auf ihre Gräfin vertraut, so sicher auf ihre mächtige Hilfe, ihren stets bereiten Schutz gezählt!

Diesmal aber haben sie sich verrechnet. Isentrud konnte den Bann nicht aufhalten noch hindern. Zu allen Klagen und Vorstellungen, die an sie gelangen, hat sie nur ausweichende Antworten und Vertröstungen auf bessere Zeiten. Schließlich verspricht sie, gelegentlich beim Bischof vorstellig zu werden. Als aber die Geyersbrunner dringlicher mahnen, erhalten sie von ihrer Schirmfrau einen Bescheid ähnlich jener Antwort, die sich Judas seinerzeit von dem Hohen Rate holte, als er reuig vor ihm erschien: „Siehe du selber zu!"

Da beginnt ein heißes Grollen in den wilden Herzen zu gären, die so bereitwillig der Gräfin zuliebe Mord und Aufruhr auf sich genommen hatten. Mit bittern haßvollen Worten spricht man in Winkeln und Ecken von der furchtbaren Enttäuschung, vom trostlosen Ende aller Geschehnisse.

Isentrud zeigt sich nie mehr in der Stadt noch an

ihrer Grenze, um nicht selber dem Bann zu verfallen. Sie meidet Geyersbrunn wie eine Pesthöhle. Und sie tut gut daran, denn übel wäre sie jetzt aufgehoben bei denen, die ihr noch vor kurzem so begeistert zujauchzten.

Und diesmal sind die Geyersbrunner gewissermaßen im Recht, wenn sie Isentrud zürnen. Obwohl die Gräfin beileibe nicht in klaren Worten befohlen hat, man solle den Bischof molestieren, Bartholomäum beschimpfen oder gar das Ilselin eigenmächtig hinrichten!

Gott der Herr scheint sich übrigens auch auf die Seite seines Gesalbten zu stellen, denn in der Natur beginnt der Fluch ebenfalls zu wirken.

So schön und vielversprechend der Lenz anfing, so unhold zeigt er sich später. Nach einem hastigen überreich blühenden Gedeihen setzt plötzlich eine hartnäckige Trockenheit ein, begleitet von einer ganz ungewöhnlichen Hitze. Gerade jetzt, wo befruchtender Regen dem Boden not täte, brennt die Sonne von früh bis spät mit unverminderter Glut, kein Tropfen der Erquickung fällt auf die lechzenden Fluren. Immer trockener, immer dürrer werden Feld und Wiesen. Das Korn hängt verwelkt die leeren Aehren, die Matten sehen zu Anfang Juni schon so braun aus wie im Herbst. Alles Vieh muß nach und nach geschlachtet werden, da kein Futter mehr aufzutreiben ist. Grün und runzlig fällt das Obst von den verstaubten Zweigen. Das Wasser des Flusses nimmt nur noch ein kleines Rinnsal im versandeten Bett ein. Und die Sonne brennt immer noch, und der Himmel wölbt sich in erbarmungsloser eherner Wolkenlosigkeit über dem verfluchten Gau.

Schon längst ist eine Gesandtschaft demütiger Büßer nach dem Bischofssitz abgegangen. Jedoch Lando ist abwesend. Dringliche Angelegenheiten riefen ihn über die Alpen. Wenn er aus Rom zurückkehrt, wird er sich der Sache annehmen und sich überlegen, ob er der gottesschänderischen Stadt vergeben wolle. Einstweilen aber kann niemand den Geyersbrunnern helfen. Was man sich einbrockt, das muß man ausessen!

Endlich beginnen die Brunnen der Stadt zu versiegen. In den wenigen, die noch bleiben, ist das Wasser trüb, lau, bradig. Nur der wütendste Durst könnte sich daran genügen. Und doch müssen die Geyersbrunner damit vorlieb nehmen, ja sogar den Kindlein, die vergeblich nach

Milch schreien, davon Mehlsuppen kochen. Die Brüste der Mütter sind verdorrt, und die Kühe und Geißen sind längst geschlachtet, eh' sie verhungerten.

Ein fauliger Qualm steigt aus den engen überhitzten Gassen zu Höhe, die Luft scheint von übeln Gerüchen geschwängert, weil ja auch um die Stadt so viel verendete Tiere liegen, die der Not erlagen. Und da kommt das Schlimmste: böses Fieber und würgender Tod!

In jedem Hause liegen Kranke, aus jedem werden nächtlicherweile die Toten zum ungeweihten Begräbnis hinausgeschleppt. Kein Heilmittel hilft gegen das Fieber. Nur eine Wetteränderung könnte helfen. Aber die Sonne brennt weiter, der Himmel bleibt verschlossen.

Auf dem Marktplatze, so recht in der Mitte, steht ein großer schwarzer Brandfleck, tief ins Pflaster eingeglüht. Die Leute sagen, er sei nicht auszutilgen. So oft man versucht hätte, ihn zu löschen, sei er immer wiedergekommen. Nun läßt man ihn, wie er ist, und duldet in dumpfer Verzweiflung das Kainsmal als ein Wahrzeichen des zürnenden Gottes.

Gleich nach Ilselins Tode hatten sich ein paar treue Seelen gefunden, die nicht in alle Greuel gewillt hatten und die alle kommenden Strafgerichte vor Augen sahen. Die schlichen nächtens heimlich auf den Marktplatz, erhoben ihre Hände zu Gott, beteten Sühnegebete und flehten um Erbarmen mit den Verblendeten. Aber Gott hörte sie nicht. Doch hielt er in seiner Gnade die Seuche von ihnen fern, und er verleiht ihnen die Kraft, ihr Gebet fortzusetzen. Sie dürfen es jetzt am hellen Tage tun. Niemand hindert sie. Im Gegenteil: erst einzeln, dann immer zu mehreren gesellten sich ihnen andere Beter bei. Und nun ist gegen Abend der ganze Marktplatz voll knieender tiefgebeugter Gestalten. Wo der schredliche Brandfleck ist, da ragt ein großes rohgezimmertes Bußkreuz. Die Beter schlagen davor die Stirn auf die harten Pflastersteine, sie schlagen sich an die Brust, sie geißeln ihre entblößten Schultern, daß der dumpfe Ton der niederklatschenden Peitschen weithin schallt, und sie rufen und schreien, indessen das Blut an ihnen niederläuft: „Erbarmen, o Herr!"

Aber die Zeit der Gnade ist vorüber für Geyersbrunn, wie einst für jene Stadt, die die Propheten tötete und steinigte. Die Reue pocht zu spät an die Herzen des Volkes, der strafende Himmel mildert weder Hitze noch

Dürre, hemmt nicht Mißwachs noch Hunger, nicht Seuche noch Tod.

Auch im Gebirge spürt man die Trockenheit. Doch halten die Wälder genug Feuchtigkeit, um die Quellen zu speisen, die noch immer zu Tal springen, wenn auch ihr Silberfädlein erheblich dünner geworden ist.

Aber wo die Sonne ungehindert brennen kann, da tut sie auch in Wolfsweiler und auf der Halde ihr Werk. Die Bauern wissen kaum, ob sie eine Ernte einbringen werden. Herr Ubald hält abwechselnd mit Herrn Gotram Bittgebete in der Kirche.

Oben auf der Halde schaut's traurig aus. In Ilselins Garten sind die Schwertlilien verdorrt, die Rosengebüsche versenkt. Benno findet keine Blumen mehr für den Krug am hohen Kruzifix. Mehreremal am Tage schleppt er Wasser herbei, um wenigstens ein paar Kräuter und Gemüse zu retten, und er seufzt so oft er an den geborstenen Brunnentrog geht; denn der ist nur halb voll, und kein munteres Rinnsal plätschert von ihm aus durch die Wiesen wie ehemals.

Nur der Heidenbrunnen hat aller Hitze getrotzt. Sein schwarzdunkler Schacht steht noch immer glatt voll unbewegten unheimlichen Gewässers. Es begehrt aber keiner darnach!

An einem heißen Morgen kehrt Bartholomäus mit Benno von der Kapelle zurück, wo das heilige Opfer dargebracht wurde. Schon jetzt drückt die Luft mit bleierner Schwüle auf die Natur, so daß der Priester öfters rasten und sich die glühende Stirn wischen muß, ehe er heimgeht. Er holt tief Atem dazu, als er um die Ecke biegt, die zum Eingang seiner Behausung führt.

Plötzlich schrickt er zusammen.

Ist's Wahrheit? Aefft ihn ein Trugbild? Hat er eine Erscheinung? Er weiß es nicht, aber es will ihm bedünken, als ob nichts Natürliches der grauen Gestalt anhafte, die unbeweglich, wie aus Stein gehauen, auf der Schwelle seines Wohnraumes kauert, die Arme auf die Knie gestützt, den Kopf mit dem breitrandigen Pilgerhut in die Hände vergraben.

Was ist das? Was bedeutet das?

Auch Benno sieht wie Bartholomäus den Fremden, er flüstert: „Vater, da ist ein Pilger!"

„Gott zum Gruß, ehrwürdiger Waller!“ redet Bartholomäus die hingesunkene Gestalt an.

Langsam hebt sich das Haupt des Fremden. Ein bleiches abgemergeltes Antlitz schaut aus weißem Haar und weißem Bart empor.

„Nenne mich nicht ehrwürdig,“ spricht eine Stimme, die klingt, als ob sie schier das Reden verlernt hätte und sich nur schwer in ausgesprochene Laute fände. „Nenne mich nicht ehrwürdig, mein Vater, sondern nenne mich, wie ich bin, und sprich: Elender, Verworfener, was hast du hier an der Schwelle der Unschuld zu schaffen?“

Bartholomäus stutzt. Ist der Fremde wahnsinnig? Aber nein! Seine Augen blicken klar und vernünftig. Nur schauen sie drein, als hätten sie ungezählte Tränen vergossen.

„Wer du auch sein magst, du Armer, und was du auch gefrevelt hast, die Barmherzigkeit Gottes ist größer als all deine Schuld, wenn du nur Reue hast und wahrhaft Buße tust!“ erwidert Bartholomäus milden Tones. „Darum wiederhole ich im Namen meines Herrn: Gott grüße dich!“

„Du sprächest nicht also, wüßtest du, wer ich bin!“ sagt die hohle Stimme. Der Pilger erhebt sich langsam zu seiner vollen Höhe. Er ist sehr groß, sogar noch groß in der gebeugten Haltung. Etwas in seinem Ausdruck und Gehaben verrät, daß er ehemals zu den Hohen und Herren gehörte.

Bartholomäus streicht sich über die Stirn, denn ihm ist, als ob er diesen Mann schon einmal gesehen haben müsse, als ob er ihm bekannt sei — und doch weiß er nicht wann und wo, denn seine Züge sind ihm fremd.

So stehen beide eine Weile stumm einander gegenüber.

Endlich ermannt sich der Priester: „Willst du nicht eintreten und meine Gastfreundschaft annehmen?“ fragt er.

Der Pilger schüttelt das Haupt.

„Und weshalb kamst du her? Was begehrst du?“ fragt Bartholomäus, dem es beinahe unheimlich wird, während Benno sich scheu an ihn drückt, weil ihm der Fremde gar nicht gefällt.

Der Angeredete gibt zuerst keine Antwort. Es scheint, als müsse er sich zum Sprechen zwingen. Endlich sagt er:

„Du bist wohl Bartholomäus, des Wolfgang Sohn, den die Gräfin Isentrud an Kindes Statt annahm?“

„Ja, ich bin es.“

„Und du hausest jetzt hier und versiehst die Kapelle?“

„Ja, bis Pater Serenus zurückkommt.“

„Dann kannst du ruhig hierbleiben, denn Pater Serenus kommt nicht wieder. Er ist tot."

„Tot?... Weißt du das gewiß?"

Der Fremde nickt, er nickt wie ein grauer Schatten.

Da fängt Benno an zu weinen.

„Ich weiß es gewiß," fährt der Pilger fort, „denn ich habe ihn sterben sehen. Er kam von Rom, wo der heilige Vater ihn rechtfertigte gen alle Angriffe. Unterwegs starb er. Ich war dabei."

„Und also bist du gekommen, mir es zu künden?" fragt Bartholomäus und faßt nach dem schmerzenden Kopf. Es tut ihm weh, so angestrengt muß er sich besinnen, ob er diesen geheimnisvollen Menschen gar nicht kennt, ob er ihn nicht einmal schon gesehen hat.

„Ja, ich kam, es dir zu künden... aber ich kam auch ...." Der Fremde stockt, wie in Sinnen verloren, dann knickt er langsam zusammen. Er sinkt zur Erde, liegt mit der Stirn wider die Schwelle des Haldenhofes und stöhnt: „O, ich elender Sünder!"

„Benno," flüstert Bartholomäus dem weinenden Knaben zu, „geh' ein wenig abseits, laß mich allein mit ihm!"

„Wird er dir nichts tun, mein Vater?" flüsterte der besorgte Knabe zurück.

Bartholomäus schüttelt das Haupt, der Schimmer eines Lächelns gleitet über seine Züge. Er winkt mit der Hand, und Benno geht gehorsam fort, aber nicht ganz außer Augenweite. Er kniet in Ilselins Garten nieder, wo die verdorrten Schwertlinien stehen und die versengten Rosenbüsche. Dort kniet er hin und betet für seinen lieben geistlichen Vater, daß er die Seele des Büßers rühren und trösten möge. Er betet auch für den Pilger und für die Ruhe des guten Paters Serenus, falls dieser noch eines Gebetes bedürfe und nicht stracks in den Himmel gefahren sei.

Mittlerweile neigt sich Bartholomäus zum Pilger herab und rührt ihn leise an der Schulter.

„Mein Sohn," spricht er mit der Obermacht des Geweihten Gottes, „mein Sohn, dich drückt ein schweres Verbrechen, eine große Schuld. Aber du bereust mit bittern Tränen, du siehst ein, welch ein Sünder du bist. Nun wohl, da höre, was die heilige Kirche durch mich, ihren Diener, zu dir spricht. Rede und sage mir alles, was auf

deinem Herzen lastet, damit ich dir die Lossprechung im Namen Gottes gebe."

Der Fremde erhebt sich halb und stützt sich auf einen Ellenbogen. Sein Kuttenärmel schiebt sich dabei zurück, und man sieht an seinem Handgelenk die tiefen Eindrücke von harten Fesseln. Wie lange mag er das Eisen getragen haben, daß es so in sein Fleisch schnitt! Er schaut Bartholomäum prüfend und nachdenklich an. „Ja, dir kann ich's sagen, was mir das Herz abdrückt," spricht er langsam. „Du siehst aus wie ein Heiliger."

„Ich bin kein Heiliger, ich bin nur ein armer sündiger Mensch, der die Gnade Gottes erfahren durfte. Aber ich bin auch ein Priester, in meiner Hand liegt die Lossprechung. Bekenne deine Sünde, auf daß du die Lossprechung empfangest."

„Ich will dir bekennen!" sagt der Pilger und steht mühselig auf.

Bartholomäus deutet nach dem Innern des Hauses. Da schaudert der Fremde.

„Nicht hier herein! Ich bin es nicht wert, diese Schwelle zu überschreiten!" erklärt dieser und wendet sich nach der zerfallenen Seite des Hofes. Dort ist ein ödes Viereck, ohne Dach und Fach, nur von rauchgeschwärzten Mauern umfangen. Benno und Bartholomäus haben es ausgeräumt, damit die wuchernden Sträucher und Unkräuter nicht allzuviel Feuchtigkeit an die Wände ziehen, die noch stehen. Zu Ilselins Zeiten war's dicht bewachsen. Jetzt liegt nur noch der Schutt an der Erde und einige halbverkohlte Balken. Der Fremde macht erst Miene, da hineinzugehen, aber da weicht er abermals scheu zurück.

„Nein ... da nicht ... da nicht ... da war das Wohngemach, drüben ist die Küche ..." sagt er heiser und schrickt beim Klang der eigenen Worte zusammen.

Bartholomäus deutet jetzt auf eine rohgezimmerte Bank, die unter halbverdorrten Holunderbüschen steht.

„So laß uns hierhin gehen, mein armer Bruder!" schlägt er vor. „Und ich wiederhole dir's, wenn deine Seele auch blutrot ist, so soll sie doch schneeweiß werden, im Versöhnungsblut des Lammes gewaschen!"

Dann setzt sich der Priester auf die Bank. Der Fremde kniet neben ihm nieder, nähert seinen Mund dem Ohre Bartholomäi und beginnt zu reden.

Lange, lange spricht er und lange antwortet Bartholomäus.

Benno hat sich aus weiter Ferne vergewissert, daß der Fremde seinem geistlichen Vater nichts anhaben will. Da geht er, nachdem seine Gebete zu Ende, und schöpft Wasser, um den Garten zu tränken. Er wandelt auf und ab vom geborstenen Brunnentrog zum Garten und trägt seine Eimer und singt dabei. Er hat wieder angefangen zu singen, nachdem die ersten Trauermonate um Ilselin vorüber sind. Und sein Lied tönt zu den beiden Männern hinüber:

O, der Höllenschlund ist tief und weit
Und groß ist des Menschen Schuld.
Doch größer ist Gottes Barmherzigkeit,
Und weiter ist seine Huld.
Und was auch die Hölle an Listen versucht,
Die Stärke des Herrn schlägt sie doch in die Flucht.
Und sendet sie all ihre Knechte zu Hauf,
Sie kommt gegen Gottes Gewalten nicht auf!
Ja, der Höllenschlund ist tief und weit,
Und groß ist des Menschen Schuld,
Doch größer ist Gottes Barmherzigkeit,
Und weiter ist seine Huld.

Endlich ist Bartholomäus mit seinem Büßer fertig. Er macht das Kreuz über ihn und hilft ihm von den Knien aufstehen, denn der Pilger ist schwach und steif wie einer, der jahrelang der Bewegung entriet. Tiefe Ergriffenheit liegt auf Bartholomäi Zügen, Tränen laufen über des Fremden Antlitz, aber es scheint doch mehr eine hehre tröstliche Empfindung, die in den beiden ist, und kein harter Kummer.

Sie nähern sich nun dem bewohnten Teil des Hofes. Benno bemerkt, daß Bartholomäus den Fremden mit einer gewissen Ehrfurcht stützt und leitet, obwohl der in seiner Demut immer dagegen wehrt.

Als sie ganz nahe am Knaben sind, spricht Bartholomäus:

„Und weiter hast du keine Botschaft vorausgesandt?"

„Nur das Zeichen, von dem ich dir sprach. Meine Hand taugt nicht mehr zum Schreiben; ich denke aber, das Zeichen redet für mich."

„Wohl, wohl! Aber es müßten doch noch andere Vorbereitungen getroffen werden."

„Das überlasse ich dir, mein Vater. Du bist weiser denn ich."

Bartholomäus denkt ein Weilchen nach, dann sagt er: „Einstweilen möchte ich dich bitten, auf einige Tage hier zu bleiben und mein Gast zu sein, bis wir alles geregelt haben."

„Dein Gast will ich sein insofern, als ich ein Stück Brot und einen Trunk Wasser von dir annehme und im Schatten deiner Mauer mich zur Nacht hinlege. Aber hinein zu dir gehe ich nicht, dessen bin ich nicht würdig."

„Wie du willst..." Bartholomäus will einen Namen aussprechen, aber der andere winkt hastig ab.

„Nenne mich nicht, ehe ich mich selbst genannt habe. Jetzt ist es noch zu früh. Sage Sünder und Büßer zu mir."

„Das werde ich nicht tun. Ich werde Bruder zu dir sagen, wie man es zu Pilgern und Wallern sagt."

Der Fremde neigt demütig das Haupt. „Wie du für gut hältst," entgegnet er leise.

Der brennende Tag geht zur Neige in Staub und roter Sonnenglut, wie all die Wochen her. Sein heißer Atem gleitet über das Gebirge wie über das wellige Hügelland, daß alles Pflanzenleben angesengt steht. Er haucht mit giftigem Brodem über der verfluchten Stadt Geyersbrunn, er brütet in fahlem Dunst über ihr.

Gräfin Isentrud steht im Schloßhof und schaut nach dem Brunnen, dessen Wasser immer noch reich, klar und kühl zur Höhe kommt. Das ist kein Wunder; ist er doch so tief angelegt, daß es lange dauert, bis ein hineingeworfenes Steinchen seine Tiefe erreicht. Und über ihm wölbt sich das hohe feste Schutzdach zur Abwehr aller Sonnenstrahlen. Die mächtige Linde des Hofes aber ist ganz verbrannt; ihre Aeste sind teils kahl, teils mit gelben und braunen zusammengerollten Blättern verunziert. Staub und wieder Staub liegt in der Luft und trübt die Fernen, so daß die Sonne wie eine glührote Scheibe am Horizont steht. Alle Steine der Gebäude sind grau, und es ist nicht gut an sie rühren, so strahlen sie die empfangene Hitze aus. Grau ist die Luft, grau sind die Steine, grau die Erde, wo der Staub gleich mißfarbenem Mehl fußhoch liegt.

Isentrud ist in diesen Monaten sehr abgemagert. Die Knochen ihrer Wangen treten hervor, ihre Augen liegen tief in den Höhlen, so daß die ewig gesenkten Lider eine Wölbung bilden, die aus Schatten hervortritt. Starr und verhärtet scheint ihr Antlitz. Sie könnte, wie sie da steht und der Staub sich an sie hängt, mit den grau bestäubten Gewändern geradeso gut aus Stein gemeißelt sein und als Bildsäule dienen.

Ihr Gesinde steht schweigend um sie her. Schon lange wagt niemand mehr ein Wort in ihrer Gegenwart zu flüstern. Scheu und heimliches Mißtrauen bindet alle. Sogar Alix hat das Lachen verlernt; sie blickt drein wie ein verängsteter Vogel, der die Katze nahen sieht.

Nur wenn die Gräfin winkt, bewegen sich die Menschen und verrichten ihren Dienst.

Zur Zeit heißt es die Durstigen tränken. Alle Talbewohner kommen herauf, um sich reines Wasser zu holen, da unten die Brunnen versagen und niemand aus dem spärlichen Rinnsal des Flusses trinken will, der von der verseuchten Stadt hertreibt. Unaufhörlich geht die Winde, um die schweren Schöpfeimer heraufzubefördern. Mit leise gurgelndem wohltätigen Plätschern rinnt die Labung dann in Krüge und Töpfe, die von bittenden Händen emporgehalten werden.

Das Knarren der Winde, das Plätschern des Wassers sind die einzigen Laute, die in der todesstillen Luft erklingen. Denn auch das Mühlrad im Tale schweigt. Woher sollte das Korn zum Mahlen kommen, selbst wenn das Rad in dem niederen Flusse gehen könnte?

Es ist um die Stunde, wo manchmal Pilger und Fremdlinge Nachtherberge heischen. In letzter Zeit waren's ihrer auch nicht viele. Heute aber schreitet ein schlanker Bursche durch das Tor, mit dem Bündel auf dem Rükken. Jetzt neigt er das Knie vor der Gräfin.

„Kennst du mich noch, hohe Frau?" sagt er und küßt den Saum von Isentruds Mantel.

Die Gräfin vergißt nie ein Gesicht, das sie einmal gesehen hat, und so antwortet sie denn augenblicklich:

„Wohl kenne ich dich! Du bist Gottlieb, der Steinmetz, der im vorigen Sommer hier krank lag und dem ich Empfehlbriefe an die Bauhütte in Ulm mitgab."

„So ist's, hohe Frau! Und deine Empfehlung hat mir geholfen. Ich komme, dir zu danken."

„Es freut mich, daß du dankbar bist. Solches Gefühl ist selten bei den Menschen."

„Gräfin, ich wäre der Hölle würdig, vergäße ich deiner Güte. Wahrlich, das Glück hat mich geleitet vom Augenblick an, wo ich, geheilt und mit Zehrpfennig versehen, von Geyersbrunn schied. Ich bin jetzt Gesell an der Hütte, und mehr als das, die Meisterstochter wird mein Weib; zu Micheli soll der Verspruch sein. Alles hab' ich dir zu verdanken. Deshalb ließ es mir keine Ruhe. Ich mußt' es dir künden. Ich kann jetzt auch den Zehrpfennig zurückerstatten."

„Behalt' ihn, mein Sohn, oder gib ihn den Armen, das ist noch besser."

„Ich werde tun, wie du sagst, Gräfin. Aber eins mußt du von mir annehmen, ich hab's in meinen Freistunden für dich geschnitzt."

Gottlieb zieht ein kleines Bild der Mutter Gottes aus dem Bündel. Es ist fein und zierlich aus schneeweißem Lindenholz gefertigt.

„Nimm die schlichte Gabe gütig an, hohe Frau," sagt er fast bittend. „Ich hab's für meine Wohltäterin gemacht. Es ist aus einem Stücke Holz geschnitzt."

Etwas in dem warmen Herzenstone des Gesellen ergreift Isentrud mehr, als sie sagen kann. Wie lang ist's her, daß sie solchen Ton nicht mehr hörte? Sie muß einen Augenblick mit der aufsteigenden Rührung kämpfen, ehe sie antwortet:

„Ich danke dir, mein Sohn. Gern nehme ich deine Gabe an, sie wird auf meinem Hausaltärchen stehen."

„Du beglückst mich, Gräfin! Es ist schön von dir, daß du das Geschenk des gemeinen Mannes nicht verschmähst."

Isentrud macht eine leicht abwehrende Gebärde, dann sagt sie, nach rückwärts gewendet:

„Bereitet Gottlieb eine Kammer im Schloß, er soll als mein Gast bei mir wohnen, nicht im Pilgerhaus ... Und du, mein Sohn, ruhe dich aus und erquicke dich, bevor du zur Abendmahlzeit kommst."

„Gern, hohe Frau. Aber vorher muß ich noch um Gehör bitten, da ich dir etwas zu sagen habe, nur dir allein."

„Für mich allein?... Und wer hat dir denn solchen Auftrag gegeben?" Isentrud richtet sich steif zur Höhe

bei diesen Worten. Ein mißtrauischer Zug tritt in ihr Antlitz.

„Es war ein ehrwürdiger Waller mit eisgrauem Haar und Bart. Er gesellte sich in der letzten Herberge zu mir, da er hörte, wie ich den Leuten vom Ziele meiner Wanderschaft erzählte. Er begehrte von dir zu wissen, und ich sprach so freudig von dem, was mich bewegte. Er hörte es gern, daß ich dich lobte. Er wollte auch wissen, ob du in allen Stücken eine rechte Witwe seiest, und seine Augen wurden feucht, als ich sagte, du hieltest die Treue dem Verstorbenen, wie es sich ziemt."

„Nannte er dir nicht seinen Namen?"

„Nein, hohe Frau! Er muß lange siech oder in schwerer Kerkerhaft gewesen sein, denn seine Gestalt ist gebeugt, und man sieht sogar die Spur von Ketten an Hand und Fuß."

„Woher kam er?"

Isentrud spricht's mühsam. Ihre Lippen sind plötzlich wie ausgetrocknet, ihr Herz klopft ungestüm.

„Aus dem Welschland kam er, hohe Frau, und er trug mir auf, dir zu sagen, du würdest bald Nachricht von dorten erhalten, Nachricht, die dich sehr genau anginge. Zum Zeichen dessen sollte ich dich unter vier Augen sprechen, dir vorher aber sagen, du solltest an den Karfunkelstein denken, der zwischen den beiden Demanten ruht...."

Gottlieb bricht jäh ab, denn Isentrud schwankt plötzlich und wäre hingefallen, wenn ihre Frauen sie nicht aufgefangen hätten. Sie lassen ihre Herrin sachte auf den breiten gemauerten Brunnenrand niedergleiten und spritzen ihr Wasser ins Antlitz. Da erholt sie sich rasch wieder. Ungestüm macht sie sich von den stützenden Händen los.

„Laßt mich, mir ist ganz wohl... es war nur die Hitze!" stößt sie hervor und wendet sich dann zum erschrockenen Gesellen.

„Komm mit mir!" befiehlt sie kurz und rauscht davon, daß ihre schleppenden Gewänder den Staub aufwirbeln.

Gottlieb muß sich eilen, ihr nachzukommen. Ehe er sich's nur versieht, ist er im hohen Turmzimmer, dessen Riegel die Gräfin vorschiebt, nachdem sie hastig dem wachehaltenden Edelknecht ein paar geflüsterte Worte zugeworfen hat.

Dem Steinmetzen wird es beinahe bang, so allein mit der Gestrengen zu sein. Aber sein Vertrauen ist groß.

Lächelnd neigt er das Knie, wie er es für geziemend hält. Dann holt er aus einem Beutelchen, das er auf der Brust unter dem Gewande trägt, ein kleines, ganz kleines Ding hervor, das in seiner breiten derben Hand wundersam blitzt und funkelt. Es ist so ein Ding, wie es die Goldschmiede machen, damit es Frauen und Fräulein am Kettlein tragen: klein und zier, in edlem Golde gefaßt, mit einer Perle als nickendem schwebendem Anhänger. Im Kleinode selber funkelt ein Karfunkelstein zwischen zwei Demanten.

Isentrud sitzt im hohen Lehnstuhle. Zum Glück, denn sonst wäre sie abermals umgesunken, als sie das Wahrzeichen erblickt, das der fremde Waller dem Steinmetzen gegeben. Wie lange ist's her, seit dieser Schmuck auf ihrem Herzen ruhte! Wie lange ist's her, seit sie ihn einem mitgab, der nie wieder zu ihr zurückgekommen ist.

Sie nimmt das Ding mit scheuen spitzen Fingern aus der Hand des Gesellen; sie dreht und wendet es, sie schaut es von allen Seiten an — aber wenn sie auch hätte zweifeln wollen, ob es das rechte sei, so könnte sie es nicht; denn fein und klein, beinahe unsichtbar, ist auf dem Goldrande, rückwärts, wo er am breitesten ist, eingeritzt: „J." und „H." — Isentrud und Heinrich.

Es dauert lange, bis die Gräfin vom Kleinod aufsieht. Endlich sagt sie mit heiserer kraftloser Stimme:

„Nun sprich! Welche Botschaft bringst du mir?"

„Keine, erlauchte Herrin! Ich sollte dir nur unter vier Augen dies Kleinod geben. Mehr weiß ich nicht, und mehr ist mir nicht aufgetragen worden."

„Und er sprach dir doch vom Karfunkelstein, der zwischen Demanten ruht?"

„Das sagte er, um es mir möglich zu machen, dich allein zu sprechen."

„Und so ließ er mich im Rätsel?"

„Wohl nicht auf lange; denn er befahl mir, dir zu sagen, daß du bald Nachricht aus Welschland haben würdest. Mir sagte er weiter nichts. Er wird es dir wohl selber sagen wollen."

„Und du glaubst, daß er hierher kommen wird?"

„Gewiß, das verhieß er ja. Du wirst von ihm hören. Dies scheint wohl nur die Vorbereitung."

„Die Vorbereitung... auf was?" Isentrud bebt am ganzen Leib und blickt den Steinmetzen hilfeflehend an. Der aber macht nur eine verzweifelte Bewegung.

„Hohe Frau ... ich weiß nichts mehr!"

„Beschreibe mir den Waller noch einmal!"

Wieder und wieder muß Gottlieb sagen, wie der gebeugte Greis ausgesehen hat. Allein es ist wenig mehr daraus zu entnehmen, als was die Gräfin bereits weiß.

Jetzt erhebt sie sich, riegelt die Tür auf und läutet mit der Handglocke. Der Edelknecht tritt herein.

„Man bewirte diesen Gast, den Gesellen Gottlieb, mit allem, was er begehrt," befiehlt sie und nickt dem Steinmetzen gütig zu. „Geh' mit dem Knechte, mein Sohn, du wirst alles haben, was du bedarfst; wir sprechen uns wieder."

Und zu dem Edelknecht gewendet, sagt sie: „Hunold soll augenblicklich hierherkommen. Im Vorzimmer sei eine doppelte Wache."

„Wie du befiehlst, Erlauchte!" versetzt der Edelknecht und geht mit Gottlieb hinweg. Der Steinmetz grüßt noch einmal ehrerbietig, dann ist Isentrud allein.

Sie preßt beide Hände an die Schläfen und macht in einem heißen verbissenen Stöhnen der inneren Bewegung ein wenig Luft. Dann sinken ihr die Hände herunter und sie starrt mit trockenen brennenden Augen auf das Kleinod vor ihr auf dem Tische. Das hat sie nicht wiederzusehen gedacht!

Und wie steht ihr der Augenblick plötzlich vor der Seele, wo sie diesen Karfunkelstein mit dem Demant zum letzten Male sah. Hier im Turmzimmer war's. Auch so ein heißer Abend war es wie heute ... zwanzig Jahre sind darüber hinweggegangen.

Wie war Heinrich so schön, so ritterlich! Wie jubelte ihr Herz ihm heimlich zu, als er damals, nach dem Abschiedsmahle, mit ihr im Turmzimmer stand! Anderentags in aller Frühe sollte weggeritten werden, mit den Kaiserlichen ins Welschland hinein. Die Mannen und Gefolgschaften waren bereit. Im Hofe ging's zu wie im Feldlager. Das Grafenpaar saß zusammen, um noch eine Zwiesprach' zu halten.

„Ja, ja, so war's!" träumt Isentrud vor sich hin, und ihr ist's, als sähe sie Heinrich da drüben am Fenster stehen wie damals.

Wie war es so schön! Wie wallte sein lichtbraunes Gelock so reich um die stolze Stirn, wie strahlten seine blauen Augen vor Lebensmut und Abenteuerfreude ...

und vor Freude, von der Gattin fortzukommen! Isentruds Herz zog sich zusammen bei dem Gedanken, und heute noch verursacht ihr dieser Gedanke brennendes Wehe!

Damals begann sie plötzlich zu weinen. Das lag sonst nicht in ihrem Wesen, da sie immer verschlossener und scheinbar kälter wurde, je mehr ihr Gemahl sich ihr entfremdete. An dem Abend aber weinte sie, und der Graf sah erstaunt nach ihr hinüber.

„Weinst du, weil ich gehe?" fragte er. „Ich dachte, es wär' dir lieb, mich nicht mehr zu sehen."

Da konnte sie sich nicht halten, stand auf, ging zu ihm hin und lehnte sich schüchtern und steif nach ihrer Art an seine Brust.

„O mein Gemahl," sprach sie, und es kam recht demütig heraus. „Weißt du nicht, daß ich dich minne?"

Der Graf stutzte, dann hob er ihren Kopf mit beiden Händen und sah ihr in die Augen. „Ach, Isentrud, hättest du das nur früher gesagt!" meinte er sinnend. „Ich wäre nicht so wüst gegen dich gewesen.... Aber du hast nur immer gepredigt und warst nicht lieb..."

Ja, Heinrich war ein Augenblicksmensch! Es riß ihn hin, sobald er einen neuen Eindruck hatte. Und nun tat's ihm leid, im Unfrieden von der Frau zu gehen, und es rührte ihn, daß sie weich wurde! Sie aber faßte sich rasch, obwohl sie an ihn geschmiegt blieb. Es geschah ihr so selten, daß er ihrer Nähe begehrte....

Der einsamen Frau im Witwenkleid ist's, als sei dies alles soeben erst geschehen. Sie fühlt noch den Herzschlag des Mannes, an dessen breiter Brust ihr Haupt ruhte; sie meint das Rascheln seines seidengewirkten blauweißen Gewandes zu hören, des Staatskleides, das ihm so herrlich ließ, das so schön vom doppelten goldenen Gürtel um die Hüften gefaßt war.

Und dann hört sie sich selber sagen: „Mein Gemahl, wenn du mit Gott wiederkehrst, soll's anders werden! Ich will allzu große Strenge meiden."

Und sie hört seine tiefe Stimme, die so freudig jauchzen konnte, bald es zur Jagd und Reiherbeize ging: „Ja, Isentrud, es soll besser werden, das versprech' ich dir!"

Und dann nahm sie das Kleinod mit dem Karfunkelstein von ihrer Halskette und befestigte es ihm an das Gewand mit den Worten: „Zum Unterpfand dessen geb' ich dir die Zier."

Und er darauf: „Das soll auch noch ein Zeichen sein, Isentrud, hab' acht! So mir in Welschland etwas zustößt, sende ich's dir. Glaub' nur dem Boten, der dies bringt und dich an den Karfunkelstein zwischen Demanten erinnert. Das sei unser Losungswort!"

So war's ausgemacht... Doch wer konnte in der Schlacht auch darnach sehen und nachher aus den nackten verstümmelten ausgeplünderten Leichen den Grafen vom Hörigen unterscheiden?... Aber war Heinrich wirklich unter den Toten?

Isentrud starrt das Kleinod an, als wolle sie ihm sein Geheimnis entreißen. Doch die Steine sind stumm und funkeln so kalt.

Und kalt wie die Steine ward auch Isentruds Herz am anderen Morgen, nachdem es eine kurze selige Zeit an Heinrichs Liebe geglaubt hatte. Denn als er gewappnet vor ihr stand in aller Pracht und Zier des Harnisches, als das lange Schwert an seiner Seite klirrte und der Knappe ihm den Helm mit dem Geierkleinod hertrug, da nahm er Urlaub von ihr und empfahl ihr verschiedenes an, und am Schluß sagte er, indem er seine weißen blitzenden Zähne lachend zeigte:

„Und hör', Isentrud, daß du mir fein hold gegen die Haldenleute bist. Fahre sanft mit ihnen, es sind meine Herzfreunde. Hüte mir Eberhard und Ilse und das Ilselin!"

Es war nur gut für den Grafen, daß in diesem Augenblick die Hörner draußen zum Aufbruch bliesen und er den Helm aufs Haupt stülpen mußte! Da sah er nicht, wie Isentruds Augen plötzlich in fahlem Feuer aufblitzten, er merkte nicht, daß ihr Atem heiß und stoßweise ging, er fühlte nicht, daß ihre Hand eiskalt war. Und selbst wenn er's merkte, schob er's auf den Abschiedsschmerz, oder dachte weiter gar nicht darüber nach, denn sein Herz jauchzte schon der Kriegsfahrt entgegen und frohlockte, daß er der langweiligen Burg entrann.

Ja, so war er jeder Wallung preisgegeben! Heute gut, morgen roh, heute weich, morgen hart, wie es ihm eben einkam! Nur auf Abwechslung und Aeußerliches stand sein Sinn!

Und doch so schön, so ritterlich, so lockend, so unwiderstehlich für ein Frauenherz!

Eine Zeitlang hielt Isentrud nach ihres Eheherrn Abzug noch Ruhe. Hoffte sie doch und flehte in Tränen zu

Gott darum, daß sie gesegnet sein könne. Und als sich diese Hoffnung erfüllte, als ihr wirklich Mutterfreuden bevorstanden, da kannte ihre Seligkeit keine Grenzen. Ja, wenn sie dem Heimkehrenden mit einem Kind auf dem Arm entgegentreten könnte und gar vielleicht mit einem Sohn und Erben, dann hätte sie wahrlich eine hohe Bedeutung für den Gemahl gehabt! Aber die Hoffnung ward zunichte durch den furchtbaren Schrecken, als Hunold mit ein paar versprengten Knechten aus Welschland zurückkehrte und Heinrichs Tod meldete....

Nach schwerem verfrühten Wochenbette stand Isentrud auf, doppelt allein, und wankte wie ein Schatten in den verödeten Hallen der Burg umher.

Droben aber auf der Halde saß die schöne Ilse und brüstete sich mit ihrem lieblichen Kinde. Und mehr als ein Mann und hundert mehr als eine Frau sagten und zischelten und lächelten hämisch dazu: „So bleibt nichts an Erben als der Bankert!"

Da raste die Gräfin, und in ihrer Wut befahl sie Mord und Brand, um ihre Schande zu tilgen!...

„Erlauchte! Du hast mich rufen lassen?"

Isentrud schrickt zusammen. Jetzt fällt ihr ein, daß dieser Ausruf bereits dreimal zu verschiedenen Zeiten an sie gerichtet wurde. Aber jedesmal hat sie abgewinkt, und jedesmal war der Sprecher zurückgetreten. Nun wiederholt er seine Worte.

Alix huscht eben herein mit der brennenden Lampe, denn es ist mittlerweile Nacht geworden.

„Ja, es ist gut, Hunold, du kannst bleiben," sagte die Gräfin zu dem Vertrauten.

Isentrud birgt hastig das Kleinod und schiebt sich im Sessel zurecht.

Hunold steht an der Tür, mit leicht gesenktem Kopf, aber lange nicht mehr so kriechend und untertänig wie früher.

„Du bedarfst meiner, Erlauchte? Was befiehlst du, hohe Frau?" leitet er die Rede ein.

„Ja, ich habe dich rufen lassen. Höre! Ich will von dir noch einmal den Bericht haben, wie es in jener Schlacht herging, als mein Gemahl vor deinen Augen fiel."

Hunold setzt ein erstauntes Gesicht auf. „Muß das heut' abend noch sein? Ich dächte, ich hätte es schon oft genug erzählt," hält er etwas unzufrieden entgegen.

Isentrud tut, als höre sie es nicht. Sie macht nur eine Handbewegung, die soviel wie einen Befehl bedeutet.

Da bequemt sich Hunold zum Gehorsam und er fängt an:

„Wohl, Erlauchte! Du weißt ja, wie ich dir schon oft erzählte, daß unser schweres Reitervolk in das Fußvolk der Guelfen einbrach. Wir hatten auch Ghibellinen auf unserer Seite, aber das Hauptheer des Kaisers bestand doch aus Deutschen. Nun, und da kam's also, daß ich mit den Reisigen dem Grafen folgte, weil er und die schwerbewaffneten Herren voranritten und mit den langen Speeren ins Fußvolk hineinstießen. Erlauchte, ich hab' dir schon hundertmal gesagt, daß es bei einer Schlacht, zumal bei einem Reiterangriff, nicht leicht ist, etwas zu sehen oder klar zu werden, wie's zugeht. Staub und Geschrei und Verwirrung ist da so arg, daß man aller Sinne bedarf, um selber durchzukommen. Aber soweit es ging, schaute ich allweg auf den Helm mit dem Geierkleinod, der vor mir im dichten Tumult war. Nun, und da sah ich plötzlich, wie des Grafen Roß sich hoch aufbäumte, also daß es schier auf zwei Beinen stand! Jesus, Maria! hörte ich die Stimme des Herrn, dem vermutlich ein Speer oder sonstige Waffe durch den Harnisch gegangen war, und dann sah ich nichts mehr von ihm, noch von dem Geierkleinod auf dem Helme, denn sein Roß überschlug sich, und er tauchte unter im Kampfgewühl."

„Und ist das alles? Du hast mir doch früher gesagt, du hättest seinen Tod geschaut?" wirft Isentrud in scharfem Ton hin.

„Das hab' ich dir hundertmal gesagt, Erlauchte, weil du es gern hören wolltest. Aber heut' sag' ich dir zum hunderteinsten Male, daß ich nicht weiß, was aus ihm geworden ist. Ich hab' nur gesehen, was ich dir eben sagte. Tot wird er doch wohl sein. Obwohl niemand von den Gefallenen mehr kenntlich war, als wir hinausgingen auf die Suche nach ihm."

„Und das sagst du mir erst heute?... Zwanzig Jahre lang hast du mich im Wahn gelassen, du wüßtest bestimmt, daß er tot ist?" Beinahe wie ein Schrei bricht das Wort von Isentruds Lippen.

Hunold aber hat nur ein unverschämtes Grinsen dafür:

„O, was sagt man nicht, Erlauchte, den Großen zu gefallen! Was hab' auch ich nicht alles in Geyersbrunn

gesagt, bis der Scheiterhaufen fertig war. Das ging auch nicht mit reiner Wahrheit zu."

„Unverschämter!" schreit Isentrud, bebend vor Zorn. „Du weißt mehr, als du sagen willst. Ein Betrüger bist du, der mich zwanzig Jahre lang hintergangen hat! Wenn du jetzt nicht die volle Wahrheit beichtest, werde ich dir mit andern Mitteln kommen."

„Frau Gräfin, nur gemach! So blöde ist dein ergebenster Knecht nicht, daß er sich ganz in deine Gewalt gäbe! Wenn du mir nur ein Härlein krümmst, so geht der genaue Bericht von allem, was in Geyersbrunn geschah, auch wie es geschah, und wer im Grund alles anordnete, an den hochwürdigsten Herrn Bischof ab... Blick mich nur nicht so grimmig an, ich bin ja im Grund dein treuester Diener, Gräfin! Nur mit Drohung hat's jetzt nichts mehr auf sich! Ich hab' alles recht schön von einem Schreiber aufsetzen lassen. Die Geschrift ist in sicherm Verwahr, und du ahnst nicht, durch welche Hände alles geht! Du kannst mich auch nicht hochnotpeinlich darum befragen lassen, denn Meister Hämmerlein käm' da zu spät! Sobald ich nur angetastet werd', ist der Bericht beim Bischof. Und das schnell, denn er kommt aus Welschland und ist heute wohl schon daheim."

„Warum meldest du mir das erst jetzt?"

„War nicht groß nötig, dir die Botschaft zu sagen, und der hochwürdigste Herr Oheim hat dir wohl kein Brieflein geschrieben."

Wie dieser Hunold frech grinst und dabei doch den Höfischen und Untertänigen spielt! Isentrud zittert am ganzen Leib vor Wut. Aber was kann sie machen? Sie hat sich dieses Schurken bedient, und nun ist sie dem Teufel verfallen. Einzig der Gedanke an den geheimnisvollen Pilger hält sie aufrecht, so daß sie mit scheinbarer Ruhe sagen kann:

„Geh', ich bedarf deiner für jetzt nicht mehr... Ich nehme auch an, daß du vorhin wahr redetest, als du mir von dem Sturz meines Gemahls in der Schlacht erzähltest."

„Die volle Wahrheit," bestätigt Hunold. „Wäre dein Ehegemahl nicht tot, dann hätte man sicher etwas von ihm gehört, oder er wäre schon längst wiedergekommen."

Damit hebt sich der Knecht mit einigen Bücklingen hinweg.

22

Zwei glühende Tage, zwei brennende Nächte sind vorüber, wahre Folterqualen für Isentrud. Sie hat es äußerlich tapfer getragen, aber wenn sie allein war, ist sie manchmal zusammengebrochen und hat auf dem harten Estrich gelegen wie eine Sterbende. Doch immer wieder raffte sie sich auf, ging ihren Obliegenheiten nach und ließ niemand merken, wie das innere Fieber sie verzehrte.

Nun sitzt sie am frühen Morgen im Turmzimmer. Gottlieb steht vor ihr, den sie im vertrauten Auftrage fortgeschickt hatte. Er berichtet jetzt:

„Hohe Frau, ich habe in der Herberge geforscht, allein es hat wenig genutzt. Der fremde Pilger ist kurz nach mir weggegangen, und die Leute achteten seiner nicht, wohin er ging. Ich bin um und um gelaufen, wo ein Ort war, und wo ein Gnadenbild am Wege steht, und habe gefragt und gefragt, aber niemand konnte mir Auskunft geben. Es gehen so viele Waller daher. Wer sieht nach ihnen? Einmal kam ich zu Leuten, bei denen war er gewesen und hatte um einen Trunk Wasser gebeten, denen war er auch aufgefallen. Aber sie wußten nichts weiter, als daß er nach dem Gebirge zugewandert wäre. Ich fragte, ob er sich nicht nach dem Weg erkundigt hätte. Sie sagten: Nein, er sei gegangen, wie einer, der Bescheid weiß. Und dann hab' ich seine Spur verloren. Da bin ich wiederum hergangen, weil ich dacht', er sei am Ende schon hier."

„Nein, er ist noch nicht hier," versetzt Isentrud kurz.

„Dann wird er gewißlich kommen. Wer könnte dich lange warten lassen?"

Isentrud wiegt das Haupt hin und her. „Du denkst sehr gut von mir," sagt sie, und ein milder Zug gleitet über ihr abgezehrtes verquältes Antlitz. „Bleibe noch ein paar Tage hier. Es tut mir wohl, dich in der Nähe zu wissen."

Gottlieb küßt die Hand, die sie ihm hinstreckt. Sie winkt ihm ab, und er verläßt das Gemach. Es ist ihr lieb so, sie fürchtete sonst, vor ihm zusammenzubrechen.

Kaum ist er fort, so legt sie den Kopf auf den harten Tisch und stöhnt:

„O Gott, wird diese Marter nie enden?"

Sie zieht das Kleinod aus den Gewandfalten hervor, schaut es an und fragt es mit bebenden Lippen: „Kannst du mir nicht sagen, von wannen du kommst? Bist du von einem Boten gesandt? Kommst du von Heinrich? Und kommst du vom Lebenden oder vom Jenseits?“

Die Gräfin fährt mit der Hand über die Augen, wie um Tränen abzuwischen. Ach, was gäbe sie darum, wenn sie wirklich geweint hätte. Aber dies Labsal ist ihr nicht gewährt, ihre Augen brennen wie Kohlen in den schattenden Höhlen.

Der Tisch vor Isentrud ist mit Briefereien und Urkunden allerlei bedeckt. Heut' ist ja Botentag. Die Botschaften sind da und harren der Begutachtung. Mechanisch und wie geistesabwesend nimmt die Gräfin die Blätter auf und liest die ewige Klage um die Dürre, um den Mißwachs, um Wildschaden, um Räuberei, um Streitigkeiten harter Köpfe, die sich in Erbangelegenheiten nicht vertragen können, und andere ähnliche Dinge. Eins nach dem andern wird gelesen, geprüft und verbeschieden. Die Schriftstücke türmen sich zuhauf. Vor Müdigkeit sinken Isentruds Hände oft nieder, aber sie hält sich mit Willenskraft aufrecht.

Jetzt ist sie fertig. Da liegt noch ein Brieflein unter allem Schriftenwust. Es ist ganz klein, eng zusammengerollt, mit dünnem Faden umschlungen und an die erlauchte Gräfin gesendet. Doch es schaut anders aus wie die übrigen. Es ist ein Brief, keine Urkunde. Wie kommt der daher? Und warum wurde er nicht eigens vom Boten überreicht?

Isentrud nimmt das Schreiben auf, betrachtet es und stutzt. Die Handschrift sollte sie kennen! Hastig löst sie den Faden, öffnet den Umschlag und findet einen schmalen Pergamentstreifen mit nur wenigen Worten. Sie liest... liest noch einmal... dann reißt sie die Schublade ihres Tisches auf und sucht mit zitternden Händen unter alten Briefschaften, die dort liegen. Sie holt einige heraus und vergleicht sie mit der Schrift. Ja, es ist so! Diese Buchstaben sind von der Hand ihres Sohnes geschrieben.

Bartholomäus hat die paar rätselhaften Worte hingesetzt, die also lauten:

„Die Toten kommen nicht wieder, wohl aber die Totgeglaubten.“

Und darunter steht nur ein Buchstabe, von einer anderen, offenbar ungelenken Hand mühsam hingemalt. Ein H mit zwei Punkten und einem Kreuzlein dabei... So unterschrieb Heinrich, wenn er sich dieser Mühe unterziehen mußte!

Isentrud hat mit der Glocke geläutet, ehe sie nur weiß, was sie tut.

Der Edelknecht erscheint.

„Du befiehlst, Erlauchte?"

„Wer brachte dies Schreiben?" fragt die Gräfin und hält ihm dies Brieflein hin.

„Ich weiß nicht, ich will fragen."

Er eilt hinaus. Endlose Minuten verrinnen bis zu seiner Rückkunft. Isentrud geht mittlerweile auf und ab, sie kann nicht still sitzen.

„Erlauchte, keiner von deinen Boten hat ein Brieflein bei sich gehabt. Da mußt' ich weiter fragen und erfuhr durch den Torwart, daß es bei ihm abgegeben worden sei. Ein junger Mensch, halb noch ein Bube, groß, schlank, mit dunkeln Augen hätt's gebracht. Er hätt' beinah wie ein angehender Kleriker ausgesehen, der Tracht nach. Er hätt' aber nur gesagt, dies Brieflein gehöre der erlauchten Gräfin, und wär' dann spornstreichs fort."

„Wann ist das geschehen?"

„Heut' morgen, um die Zeit, wo all deine Boten kamen. Der junge Mensch kann nicht weit her sein."

„Man suche seiner habhaft zu werden. Hat der Torwart gesehen wohin er ging?"

„Nein, Erlauchte, denn ich habe ihn schon darum gefragt. Ich will aber trachten, den Buben zu finden. Er kann nur entweder durch die Geyerschlucht oder nach Norden gegangen sein. Ich und noch einer wollen diese beiden Wege absuchen."

„Aber schnell!" trieb die Gräfin den Diener an.

Die Leute kommen indes nach einigen Stunden unverrichteter Sache zurück. Sie hatten niemand gesehen, der dem jungen Menschen glich.

Also muß die qualvolle Ungewißheit weiter ertragen werden. O, warum kommt der geheimnisvolle Pilger nicht? Er hat sich doch angesagt! Und ist es ein Bote von Heinrich oder ist es gar Heinrich selber?

Wieder hat sich der glühende stauberfüllte Tag geneigt. Isentrud steht abermals am Brunnen, die Wasserverte-

lung leitend. Das Burgtor ist weit offen, daß alle Leute mit ihren Krügen freien Zutritt haben. Man sieht durch den langen dunklen Stollen des Tores die Landschaft jenseits in rotgoldenem dunstigen Abendschein. Alle Gestalten gehen schwarz abgerissen vor diesem Flimmer.

Isentruds Augen aber hasten unausgesetzt in heimlicher Fiebererwartung an dem düstern Durchgang, dessen Ende so hell ist.

Plötzlich stockt ihr Herz, ihr Atem bleibt stehen. Sie gewahrt eine hohe vorgebeugte Gestalt, mit breitem Hut und langem Stabe, die schwerfällig, wie von harter Last gedrückt, in das Tor hineinschreitet.

„Da ist der Pilger!... Da ist er!"

Jemand hat das laut gerufen.

Das Gesicht der Gräfin wird todblaß, ihre starren Augen packen die Umstehenden mit Entsetzen. Alles wendet sich dem Tor zu. Eine Masse von erschrockenen fragenden Gesichtern blickt nach dem Pilger, der in den Hof tritt.

Er sieht wohl die Menschen alle, die sich um die große Frau im Witwenkleide scharen, aber er sieht sie auch wiederum nicht, denn allzu mächtig ist die Bewegung, die ihn durchzittert. Er bleibt stehen und nimmt feierlich den Hut ab, so daß sein unbedecktes Haupt allen sichtbar ist.

Da ertönt ein Schrei, der hell von den Mauern der Burg widerklingt:

„Heinrich!... Heinrich!... Mein Gemahl!"

Ehe sich's jemand versieht, ist die Gräfin bei dem Pilger und sinkt mit erhobenen Händen ruckweise vor ihm auf die Knie nieder.

Und wieder hallt der Schrei durch den weiten Hof:

„Heinrich!... O Heinrich!... Mein vielliebster Herr!"

Ist das noch die strenge kalte unnahbare Isentrud? Das ist ja ein schlichtes Weib, das zu Füßen des vom Tod erstandenen Geliebten kniet, sich langsam von seiner Hand emporheben läßt, während die Freudentränen ihr über die Wangen rinnen, daß eine Zähre die andere schlägt.

„O Heinrich, wo bist du gewesen?... Warum bist du so lange fortgeblieben?"

„Im Kerker der Welschen habe ich geschmachtet, wohl zwanzig Jahre und darüber!" antwortet die verfallene

Stimme. „Nun bin ich freikommen durch die Gnade Gottes. Und du hast mich gleich erkannt?"

Voll Staunen und mächtiger Ergriffenheit spricht es Graf Heinrich. Welch ein Blick der Liebe gehört dazu, in seinen verwitterten Zügen, seiner gebeugten Gestalt den schönen glänzenden Mann wiederzuerkennen, der einst nach Welschland gezogen! Kaum die Mutter, die ihn gebar, hätte den Blick gehabt, den das Weib hat, das er verschmähte und vernachlässigte!

Aber sie liebte ihn, und sie liebt ihn noch. Sie sieht gar nicht, wie runzlig sein Gesicht, sie sieht ihn nur, wie er war und wie er in alle Ewigkeit für sie bleibt!

„Mein Heinrich... mein Herz!"

„Mein arm' Isentrud, ich hab' keinen so guten Empfang verdient! Gott vergelt's dir! Ich wäre aber wohl nie frei geworden, wenn Gott nicht gewollt hätte, daß ich gutmache, was noch gutzumachen ist. Ach, Isentrud, wie war ich so lange fort! Nie hätte ich gedacht, daß ich Geyersperg noch einmal sehen würde! Ach, wie war ich so lang fort!"

Sie ruht in seinen Armen, sie hält ihn umfangen und achtet's nicht, daß die Leute mit offenem Munde dabeistehen und daß von allen Ecken und Enden der Burg das Gesinde herbeistürmt, bis der Hof schwarz voller Menschen ist, die das Wunder bestaunen: der Herr vom Tod erstanden, und die Gestrenge küßt ihn vor allem Volke!

Graf Heinrich löst endlich mit sanfter Hand ihre Arme von seinem Nacken, hält sie um die Hüfte gestützt und wendet sich mit ihr nach der atemlosen Menge um. Indem er den Kopf hebt, scheint etwas von der alten Herrenart in seinen Zügen aufzuleben. Auch seine Stimme klingt lauter und fester als vorhin:

„Meine Freunde," sagt er, „preiset Gott mit mir, der ein solches Wunder tat, daß er mich aus der Kerkerhaft befreite, daß ich die Heimat wiedersehen durfte! Es ist jetzt nicht der Ort und die Zeit, euch von allem zu berichten, ich werde es tun, wenn ich mich ein wenig eingewöhnt habe. Nur zu eurer Beruhigung bestätigte ich hiermit feierlich, daß ich in Wahrheit der Graf Heinrich von Geyersperg und Geyersbrunn bin. Ich habe Zeugen, die es bestätigen können, ich führe ein Pergamen bei mir, wo es verzeichnet ist. Ich denke aber, daß ihr meinem

Wort und dem Blick meiner Gemahlin traut. Sie hat mich von Stund an wiedergekannt."

„Wir glauben's gern!... Sei uns gegrüßt, erlauchter Herr!" schallt's ihm verworren entgegen.

Es ist den Leuten zumute, als erlebten sie eine Aventure aus dem Zauberlande, wie sie von den fahrenden Sängern erzählt wird. Sie können's noch nicht recht fassen.

Gottlieb der Steinmetz aber ist klüger als alle, hat er doch das Kleinod gebracht und den Pilger vorher gesprochen. Er springt plötzlich vor und schwenkt sein Käpplein und jauchzt:

„Gott segne dich, hohe Frau, und er segne deinen Gatten! Heil, Graf Heinrich! Heilo! Heilo! Heilo!"

Das zündet: „Heilo... Heilo... Heilo!" nehmen die Mannen den Ruf auf, daß er weithin schallt ins heiße Abenddämmern hinein. Und der Ruf geht immer stürmischer: „Hie Geyer von Geyersbrunn! Heilo! Heilo! Heilo!"

„Das hab' ich lang nimmer gehört!" murmelt der Graf, und sein stumpfes Auge leuchtet hell.

Aber solche Bewegung ergreift ihn, daß er sich am Rande des Brunnens festhalten muß.

„Ich kann nicht mehr, Isentrud! Es ist zuviel!... Laß uns ins Haus gehen und in der Stille sein."

„Wie du willst, mein Gemahl! Alles soll geschehen, um dich zu erquicken."

Die Knappen und Edelknechte haben sich jetzt schon so weit in die Sachlage gefunden, daß sie ihren wiedergekehrten Gebieter umdrängen, allen voran der Seneschall, der Heinrich noch gekannt hat.

„Gott zum Gruß, Herr Warmund!" sagt der Pilger. „Du bist auch nicht jünger worden in der Zeit. Schaust aber doch besser drein wie ich."

„Du wirst auch bald besser ausschauen, Erlauchter!" spricht Herr Warmund und beeilt sich, die wankenden Schritte des Herrn zu geleiten.

Der Graf begehrt ein Bad. Und nachher läßt er sich in die Gewänder kleiden, wie sie ihm zukommen. Er wählt nur einfache Kleider aus und verschmäht alles Kostbare.

Anders Isentrud. In ihrer Kemenate angekommen, reißt sie mit zitternder Hand die Witwenkleider von sich und läßt von ihren Frauen alles herbeitragen, was sie an Gewändern hat. Sie will ihren Herrn ehren!

Und als sich die beiden Gatten zum Nachtmahl im

großen Saal wieder treffen, bleiben sie stehen und sehen sich an. Isentruds Haupt ist weiß geschleiert, von güldenem Reifen umkrönt. Purpurfarbig wallt das Gewand an ihr nieder, mit goldenen Borten geziert, der Mantel ist tief violenblau. Als einziger Schmuck, außer Haarreif und Trauring, aber glänzt das Kleinod am Kettlein um ihren Hals. Ihr Angesicht ist verjüngt, es ruht ein leiser Rosenschimmer des Glückes darauf, daß es beinah' bräutlich leuchtet in seiner scheuen Seligkeit.

Das Gesinde schaut und staunt. „Ist das noch unsere Gestrenge?" fragen sich die Leute flüsternd.

Und Heinrich schaut auch, aber so seltsam wehmütig. „Mein' arm' Isentrud!" sagt er leise, indessen er ihre Hände faßt.

Da läuft es ihr kalt durch die Glieder. Was hat er nur? Warum ist er so weich, so mitleidig mit ihr? Sie wagt nicht zu denken, sie will sich nur an ihm erfreuen, der im ritterlichen Gewand ein wenig wie ehemals aussieht. Doch wie jetzt der Schein der Lampen und Fackeln, die im Saale brennen, auf den Grafen fällt, erschrickt Isentrud. Dies Gewand! Warum hat er gerade dies Gewand gewählt, dieses schlichte dunkelgrüne Kleid, das er immer zu tragen pflegte, wenn er ausritt oder zur Halde zog?

Ein tödlicher Schreck fährt durch ihr Herz. Sie hat in all der Zeit nicht mehr an die Halde und ihre Bewohner gedacht! Was wird sie antworten, wenn er nach Eberhard und Ilse und dem Ilselin fragt?... O, wie bitter ist der Tropfen Wermut im Freudenbecher!

Doch der Graf fragt nicht nach Eberhard, Ilse und dem Ilselin, er fragt überhaupt gar nichts. Es ist, als wolle er nichts wissen von den Geschehnissen während seiner langen Abwesenheit. Und er sieht doch so seltsam wissend aus.

Bei dem Mahle sitzt er neben Isentrud auf erhöhtem Sitz, er rührt indes nichts von den Speisen an. Nur Brot verlangt er und einen Schluck Wein. Alles andere ist zu schwer für ihn, der jahrzehntelang kein Fleisch mehr genoß. Ein wenig Zugemüse würde er nehmen, aber es ist nichts da, der heiße Sommer hat alles verdörrt.

Heinrich redet wenig unterm Essen. Er blickt sich nur zeitweise um, als sei er ungewiß, ob's Traum oder Wahrheit sei. Dann als man ihm den Wein im hohen Silber-

humpen reicht, den er ehemals immer benutzte, da murmelt er vor sich hin: „So hat's mir manchmal geträumt!" Und dann faßt er nach Isentruds Hand, um sich zu überzeugen, daß sie lebendig ist, und dann legt er die Rechte an seine Seite, um sich zu vergewissern, daß ihm der Seneschall in Wahrheit das Schwert wieder an den güldenen Gürtel hängte.

Isentrud aber sitzt stumm da und blickt nur auf Heinrich.

Erst nach dem Mahle wird er gesprächiger. Die altvertraute Umgebung wirkt belebend auf ihn ein. Der Wein hat ihm etwas Feuer in die Adern gegossen. Er richtet sich auf, seine Augen glänzen, er beginnt zu erzählen von seiner Gefangenschaft.

In kurzen, knappen Worten, wobei er sich manchmal besinnen muß, da er so lange geschwiegen hat, schildert er seine Gefangennahme. Anfangs hielten ihn die Feinde für tot, aber als sie Leben in ihm entdeckten, schleppten sie ihn in den Kerker des guelfischen Grafen. Hier wollten sie ihn verschmachten lassen, doch war der Kerkermeister menschlicher als sein Herr. Er gab dem Gefangenen Nahrung und ließ ein wenig Licht zum vergitterten Fenster herein. O, die Sonnenstrahlen, die waren gar bald Heinrichs Freunde! Er lebte mit ihnen und weinte ihnen nach, wenn sie entschwanden. Zum Fenster hinaus konnte er ja nicht sehen wegen der schweren Ketten, die ihn an die den Kerker durchquerende Stange banden. Wohl konnte er daran auf und ab gehen und sein hartes Lager erreichen, aber weiter kam er nicht.

„Und in den Boden habe ich eine Rinne gegangen, ganz tief ist sie neben der Stange, weil ich zwanzig Jahre lang daran immer auf und ab ging... immer auf und ab..."

Ein Zauber rinnt durch die Schar der Zuhörer, Isentrud aber neigt sich und küßt die Hand ihres Gemahls, da wo die schwere dunkelrote Spur der Kette um das Gelenk herumgeht. Eine heiße Träne fällt darauf.

„Ja, ja, mein' arm' Isentrud! Im Kerker wird man zahm! Zuerst habe ich gerast und getobt, nachher wurde ich still. Und weißt du, man hat so seine eigenen Gedanken! Früher, da ging's immer nur hophei! mit mir ins Leben hinein. Jetzt lag ich an der Kette, und da mußte ich grübeln und sinnieren! Ich wäre auch verkommen vor allem Sinnen, hätte mir der Kerkermeister nicht

ein Buch gegeben, das ihm ein anderer Deutscher ließ. Und da war's ganz gut, daß du, Isentrud, mich immer so zum Lesen angehalten hast, obwohl ich damals grimmig bös darüber war! Jetzt konnte ich doch ein wenig drin buchstabieren, und es ging mit der Zeit immer besser. Aus dem Buche habe ich viel gelernt. Waren doch die Geschichten drin von unserm Herrn und Heiland, wie sie die Evangelisten aufgezeichnet haben. Ja, ja, da habe ich viel gelernt. Und es war wohl so übel nicht, daß ich in solche Schule ging, nachdem ich deiner Schule entlaufen war!"

„O Heinrich, ich war damals noch jung... die Jugend versteht nichts!"

„Ja, laß gut sein!" sagt der Graf und streicht ihr sanft über die Hand.

Dann wendet er sich den anderen wieder zu:

„Nun höret auch, auf was Art ich loskommen bin. Und da muß ich sagen, daß ich das nächst dem gottseligen Pater Serenus einer heiligmäßigen Seherin zu verdanken habe, die immerdar in gottgesandten Gesichten mein Elend gesehen und es dem Pater geschildert hat, ja, ihm das Schloß und meinen Kerker und die Gegend daurm so genau beschrieb, daß er's darnach gefunden hat!"

Ein leis gehauchtes „Ah!" geht bei diesen Worten Heinrichs durch die Anwesenden.

Isentrud aber bebt heimlich. Sie weiß, und jedermann im Saale weiß es auch, wer die Seherin ist, und alles hält den Atem an, um zu hören, wann Graf Heinrich den Namen ausspricht.

Aber er nennt ihn nicht. Er sagt nur:

„Und daraufhin hat mich der Pater Serenus gefunden. Er galt etwas in Rom, wo seine Rechtgläubigkeit und sein Wandel unsträflich befunden waren. Und da hat er mich losgebeten. Der Guelfe wollte mich nicht ziehen lassen, aber der Heilige Vater bestand darauf. Nur wurde eine Bedingung gemacht, daß niemand erfahren solle, wer mein Feind war. Deshalb ist alles, soweit es für die Echtheit meiner Person vonnöten war, auf ein Pergamen gesetzt worden, und dann sind der Pater und ich in Pilgerkleidern gen Deutschland gewallt, nachdem ich mich in der Herberge zu Rom gestärkt und gekräftigt hatte. Aber den Pater hat das Fieber befallen, und er ist nicht weit gekommen. Zu Mailand liegt er begraben. Ich allein bin

langsam und unter vielen Mühen, als des Gehens gar ungewohnt, hierhergekommen... und da bin ich..."

Heinrich bricht plötzlich ab und nickt dem Steinmetzen Gottlieb freundlich zu.

„Den Gesellen da habe ich in der Herberg getroffen. Er hat mir berichtet, was der Pater auch gesagt hat, wie meine Isentrud als treue Witib lebe. Das hat mich gefreut. Ich hab ihr ein Wahrzeichen geschickt durch den Gesellen... und dann..."

Heinrich hört abermals auf zu reden. Isentrud aber denkst an das Brieflein von Bartholomäi Hand. Ist es nicht sonderbar, daß der Graf noch mit keinem Worte nach Bartholomäo gefragt hat? Eine furchtbare Ahnung steigt in ihr auf, und sie greift unwillkürlich nach beiden Ohren.

„O, wie mahlt die Mühle so laut!" flüstert sie vor sich hin.

Niemand hat ihrer Bewegung geachtet, denn Heinrich erhebt sich in diesem Augenblick von seinem Sitze.

„Und nun, meine Lieben, laß uns zur Ruhe gehen, nachdem wir vorher in gemeinsamen Gebete Gott für alle Gnaden gedankt haben!"

Er macht bei diesen Worten eine leichte Handgebärde nach Herrn Boldewin zu, der von seinem Stuhl aufsteht, wo er die ganze Zeit über unbeweglich, wie ein schwarzer Schatten, gesessen. Der betet lange und macht am Schlusse des Gebetes das Kreuz über die Versammelten.

Sodann ergreifen zwei Edelknaben hohe Leuchter mit brennenden Kerzen und leuchten Graf und Gräfin ins Schlafzimmer voran.

Heinrich und Isentrud sind allein. Sie sprechen zuerst gar nichts. Endlich sagt Heinrich mit einem Blick auf das Bett:

„Tu alle Kissen weg, Isentrud! Ich kann nicht mehr weich schlafen!"

Gehorsam entfernt sie alle Eiderdaunen, die sie in liebender Sorgfalt aufhäufen ließ.

„Zwanzig Jahr' lang habe ich auf Stein geschlafen. Da sind Bretter noch weich dagegen!" bemerkt der Graf und fügt trübe hinzu: „Und für dich scheinen sie gut genug!"

„O mein Gemahl, ich konnte nicht mehr weich liegen oder zärtlich gebettet sein, als das Licht deiner Gegenwart von mir gegangen war."

„Mein' arm' Isentrud!" wiederholt der Graf zum hundertstenmal an dem Abend, „o mein' arm' Isentrud! Und hast du mich denn wirklich so lieb gehabt?"

Er setzt sich müde auf den Bettrand nieder, während sie demütig vor ihm hinkniet.

„Gehabt sagst du, mein Heinz? Ach, ich habe nie aufgehört, dich zu lieben, vom ersten Augenblick an, wo ich dich sah, bis jetzt!"

Heinrich stöhnt leise: „Und darum ist meine Sünde größer als die deine!"

„Was willst du damit sagen?"

Er nimmt das Haupt der Knienden in seine Hände und sieht ihr lange in die goldbraunen Augen, die nun voll aufgeschlagen sind und in seinen Blicken ruhen.

„Ja, Isentrud, darum ist meine Sünde größer als die deinige. Denn aus Liebe zu mir hast du gefehlt."

Sie fängt an zu zittern. Sie begreift, er weiß alles! Und er hat aus Schonung geschwiegen!

„Wohl kann ich sagen: Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa! Aber nicht in der Art, wie du meinst, obwohl ich dir Ursache zum Mißtrauen gegeben habe!" redet der Graf.

„Komm, sitz hin und laß uns ruhig reden. Ich habe es verdient, daß du Uebles von mir dachtest. Ich war ein leichtsinniger Fant, zu allen Streichen aufgelegt. Aber so bös, daß ich des Eberhard Haus geschändet hätte, nein, Isentrud, so bös bin ich nicht gewesen. Du hast's ja nicht begreifen wollen, daß man lebenslustige Leute nicht wie Klosterbrüder halten kann, und daß ein Mann wie ich auch was Liebes im Hause sehen und nicht immer Tugendpredigt hören will! Ich weiß wohl, ich weiß es, daß ich mich übel benommen habe, wie ich zuerst nach unserem Verspruch in der Weinlaune mit meinen Kumpanen mich über dein rotes Haar lustig gemacht habe. Es war Sünd' und Schand', mein' arm' Isentrud, und unser Herr Christus hat Ursach' gehabt, mich dafür zu züchtigen. Aber, mein Weib, das kann ich dir sagen, und das werd' ich noch ganz anders bezeugen als hier mit dem schlichten Wort: So wahr ich mit Gottes Gnade vor dir stehe, so wahr bin ich niemals Buhle der armen Ilse gewesen!"

Isentrud weiß kaum, was sie denken soll; sie weiß kaum, wo sie ist, alles dreht sich ihr im Kreise herum, sie stößt nur heißer hervor: „Und das Ilselin?"

„Ist Eberhards Tochter!... O arme Isentrud, wie hast du dich versündigt! Und ich bin doch daran schuld mit meinem wüsten Gebaren!"

Da richtet sich die zusammengebrochene Frau plötzlich auf: „Nein... ich allein... ich allein... du nicht, mein Heinz!" stößt sie fast leidenschaftlich hervor.

Er nimmt sie in die Arme.

„Und so lieb hast du mich, daß du sogar die Schuld allein tragen willst? Nein, Isentrud, wir sind beide schuldig daran, und wir beide müssen sühnen, jedes in seiner Art."

Heinrich starrt sinnend vor sich hin.

„Was willst du tun, mein Herr? Willst du mich verstoßen ob meiner Taten?" fragte sie bebend.

„O nein... o nein... ich dachte an anderes. Ich dachte eben an deinen Bartholomäus, bei dem ich auf der Halde gewesen bin. Ich habe ja vom Pater Serenus vieles gehört, aber das Ende konnte er nicht wissen. Das hab' ich unterwegs erfahren, als ich hierher gewallt bin. Und das stieß mir das Herz ab. Da bin ich zur Halde gegangen, um dort Buße zu tun; denn ich bin's ja eigentlich, der dort das friedliche Haus und Heim zerstört hat. Ich bin zum Eberhard gegangen, weil es mir da wohl gefiel. Und die Ilse war mir recht, weil sie das Haus heimlich gemacht hat und weil sie so fromm war. Ich habe sie angeschaut, wie man ein Heiligenbild anschaut. Und ich habe gedacht, wär' die Isentrud doch auch so sanft und mild, ich ginge dann auch zur Kirche und betete soviel sie wollte... freilich ja... Aber Uebles hab' ich niemals getan! Und doch war's beinahe übler als das, was du geglaubt hast; denn ich habe Unschuldige töten lassen und habe mein Weib, das ich vernachlässigt und verspottet habe, zur schweren Sünde verleitet, so daß ich mitschuldig bin am Tode der Haldenleute und des Ilselin, am Unglücke von Geyersbrunn!"

Heinrich hält wieder inne. Isentrud will vor ihm hinsinken, aber er läßt es nicht zu.

„Nein, bleibe so! Lege deinen Kopf auf meine Schulter. Wir zwei armen Sünder gehören zusammen, und wir müssen zusammen büßen und sühnen.... Aber was ich noch sagen wollt'! Also ich bin zuerst zur Halde gegangen, weil ich vermeinte, sterben zu müssen vor Leid und Schmach und Schmerz, und da wollt' ich vor der Tür der Leute

sterben, denen ich zum Verderben ward! Und da ist dein Bartholomäus kommen, meine Isentrud, und der hat mit mir geredet wie ein Engel vom Himmel. Ja, an dem hast du wahrhaft einen Sohn erzogen, der alle leiblichen Kinder ersetzt. Ich kann's dir nicht sagen, wie mich der getröstet und aufgerichtet hat. Ja, Isentrud, dein Bartholomäus ist ein Heiliger Gottes, wie das arm Ilselin auch eine Heilige gewesen ist."

„O mein Herr, mein Herr!..." Isentruds Stimme erstickt fast im Weinen. „Ich wähnte, es sei dein Sündenkind!... Und unser Kindlein ist vor der Zeit kommen, im siebten Monat, und hat nur geatmet und war tot. Und sollt' auch ein Mägdlein geworden sein..."

„Und da hast du getobt... und hast die Macht mißbraucht, die Gott in deine Hände gelegt hat!... O arme Isentrud!"

„Ich dachte, das wäre mein Recht. Weil ich glaubte, an Gottes Statt zu stehen, Unzucht und Zauberei strafen zu müssen," spricht die Gräfin mit hohler Stimme. Sie kann noch nicht alles so fassen, wie sie es sollte; es ist zu furchtbar, wie der Schlag auf ihr stolzes Haupt niedersaust. Und gerade jetzt im höchsten Glücke!

Heinrich antwortet nichts. Er nickt nur und sieht vor sich hin und hält sie immer neben sich fest, daß sie nicht umsinken kann. Aber die Erregung und die heiße dumpfe Luft des Gemaches drohen sie zu ersticken. Sie reißt unwillkürlich an dem Gewande, dessen prunkvolle Schwere ihre Brust belastet. Dabei geht das Kettlein auf, ein funkelndes Etwas fällt zur Erde. Sie bückt sich rasch und hebt es auf.

„Wie kam's, daß du dies Kleinod bewahrtest, mein Heinrich?" fragt sie, um das Schweigen zu brechen.

„Es war mir wie ein Talisman," erwidert der Graf. „Und da trug ich's, wo kein Feind es suchen würde. Ich hatte es in mein langes Haar hineingeknüpft, so war's sicher. Auch im Gefängnisse hatte ich's dorten."

„Und so ist es wiederum zu mir gekommen... Aber ich bin seiner nicht wert, denn es fiel ab von mir!" murmelt Isentrud verstörten Blickes.

„Sprich nicht also!" meint Heinrich gütig und legt ihr das Kettlein wieder um. „Keiner von uns ist aller Gnade Gottes wert! So hat's mich dein Bartholomäus gelehrt. Wir sind alle Sünder und müssen sühnen und büßen, auf

daß unser Herr Christus an uns sein Erlösungswerk tun kann.... Und nun, liebes Gemahl, wär's besser, wir ließen alle diese Dinge und trachteten, ein wenig Ruhe und Schlaf zu finden. Beides tut uns wahrlich not."

Seine Stimme klingt müde und farblos, sie merkt ihm die körperliche Erschöpfung an.

Isentrud reicht ihm hastig den Becher Würzwein, den sie bereitstellen hieß. Er nimmt ein paar Schlucke, dann bezeichnet er sich und sie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, legt sich hin und entschlummert fast augenblicklich. Das Durchlebte war zuviel für seinen geschwächten Körper. Die Natur fordert ihr Recht.

Isentrud entledigt sich eilig der Prunkgewänder, nur das Kettlein mit dem Kleinod läßt sie nicht von sich, und dann streckt sie sich auf die harten Bretter neben dem Gemahle hin und liegt wach mit brennenden Augen da, indes die stillen heißdunklen Nachtstunden verrinnen.

Besorgt blickt sie nach dem Gatten hin, der, vom milden Lichte des Nachtlämpchens angestrahlt, daliegt. Er atmet ruhig und langsam, sein Haupt wird vom Kissen gestützt. Es schneidet ihr ins Herz, zu sehen, wie er im Schlafe gewohnheitsmäßig noch den Arm hält, als ob die schwere Kette daran wuchtete, die ihm so untilgbare Male aufgedrückt hat.

Jetzt wendet sich Heinrich ein wenig mehr nach ihr zu, und sie bemerkt mit Kummer, wie abgezehrt, wie krank er aussieht. Wieder geht ein glühendes Schwert durch ihre Seele. Ist er wohl nur zurückgekommen, um zu sterben? Hat sie ihn nur auf kurze Tage wieder erhalten?

Und wenn auch! Verdient sie es denn besser?

Ach, wenn sie nur beten könnte! Aber sie kann es nicht! Es lastet zu Furchtbares auf ihr. Sie darf ihre Hände nicht emporheben zum Allerreinsten, denn sie sind rot vom Blut der Unschuldigen.

Nur ganz leise, ganz scheu und gebrochen wagt sie zu hauchen: „Gott... o Gott!"

Mehr vermag sie nicht zu tun, sie, die früher so glattweg immer beten konnte. Jetzt, in der äußersten Not, kann sie nur schreien, wie das verängstete Kind im Dunkeln um Hilfe schreit: „Gott... o Gott!"

∞∞∞

Des Grafen Heimkehr scheint auch dem Lande Glück gebracht zu haben, denn am andern Morgen ist der Himmel bezogen und es regnet. Zwar nicht lange, und bald sind die Gewölke wieder verschwunden, und die Sonne brennt nieder am blauen Firmanent. Aber es hat doch einmal geregnet, und es wird auch wieder regnen. Eine gewisse Freudigkeit liegt auf allen Menschen und auf der Natur, die sich ein wenig gereinigt hat.

Heinrich benutzt diesen Tag, um überall in der Burg herumzugehen und alle wohlbekannten Räume und Orte aufzusuchen. Ueberall sieht man ihn, bald in der Waffenkammer, bald in der Kapelle, jetzt in den Ställen und im Hundezwinger, dann in den Gelassen der Knappen und Reisigen. Seine Augen haften mit Wohlgefallen an der Ordnung, die allenthalben herrscht.

Wahrlich, Isentrud hat wie ein Mann für Dinge gesorgt, die sonst den Frauen wenig anliegen. Er sagt's ihr auch und kargt nicht mit seinem Lobe. Sie steht so demütig neben ihm wie ein junges Mägdlein, und wehrt nur immer ab. Ihr Blick ruht unausgesetzt auf ihm; es schmerzt sie, wie er alles betrachtet. Ach, das ist nicht die Art eines Mannes, der froh sein Haus begrüßt, um es aufs neue zu besitzen! So wie Heinrich wandelt einer umher, der still Abschied nimmt von den trauten Räumen und sogar dem leblosen Dinge noch ein gewisses Lebewohl sagt.

Der Graf hat auch eine Unterredung mit Herrn Boldewin; sie sprechen sogar ziemlich lange zusammen. Und dann trifft Isentrud am Nachmittag ihren Herrn, wie er nachdenklich vor dem Wahrheitsstein weilt, der vor der Kapelle an schwerer Kette angeschmiedet liegt.

Dieser Stein hat seine eigene Bewandnis. Es ist ein großer Block, rund abgeschliffen; man sagt, er sei vor Zeit vom Himmel herabgefallen. Sein Gewicht ist zentnerschwer. Man braucht ihn zum Gottesurteile. Wer nach getaner Aussage den Wahrheitsstein ohne Wanken durch den Burghof zu tragen vermag, mit dem ist Gott, der hat die Wahrheit gekündet und er ist befreit von jeglichem Verdachte, der auf ihm lag.

Und vor diesem Steine bleibt Heinrich stehen und legt prüfend die Hand darauf.

Aber Isentrud, die ihn begleitet, ahnt sein Vorhaben.

„Mein Gemahl, was soll dies?"

„Was du siehst, meine Isentrud!"

„Du brauchst es nicht, ich glaube deinem Worte!"

„Du wohl... aber die anderen nicht."

„Und wenn ich es ihnen sage?"

Das ist wieder die alte Isentrud mit der herrischen Gebärde.

Ihr Gemahl aber schüttelt das Haupt:

„Ja, du kannst ihnen wohl befehlen, jetzt das Gegenteil von dem zu glauben, was sie früher glaubten," sagt er ruhig. „Aber damit ist der Wahrheit noch nicht zum Siege geholfen."

„O lieber Gemahl... der Stein hat so großes Gewicht! Kaum in deinen jungen Jahren hättest du vermocht, ihn so weit zu tragen."

„Gott wird mir die Kraft geben."

„Er wird's; aber es wird dein Tod sein!"

„Und wenn er's wäre? Wir dürfen mit Gott nicht markten, meine Isentrud!"

„Nein... wir dürfen es nicht.... Aber, mein lieber Heinrich, wenn ein Opfer sein soll, so laß es mich, die Sünderin, sein! Rufe die Mannen, laß einen Scheiterhaufen hier türmen, mich darauf binden und langsam verbrennen. Ich will's geduldig leiden, um meiner Sünden willen... du aber sollst nicht in Gefahr kommen."

Heinrich schaut Isentrud so recht liebreich an: „Ach mein armes Gemahl, ich bin unwert deiner Liebe. Noch unwerter wäre ich, wenn ich nach deinem Rate handelte. Was du tun wirst, um dein Teil an unserer Schuld zu lösen, das wird dir Gott eingeben. Was ich aber zu tun habe, das ist klar. Ich muß die Unschuld der Getöteten beweisen. Und darum wird morgen das Gottesurteil sein."

„Morgen... ach... morgen schon?"

„Ja! Darum laß uns heut noch diesen Tag zusammen begehen, als sei es unser letzter."

„Ich kann's nicht zugeben... es darf nicht sein!"

„Sprich nicht also! Denk an das Ilselin. Bist du ihm keine Buße schuldig?"

„Jede Buße... jede Marter... jede Pein... aber nicht dich, mein Herr Gemahl!"

„Isentrud, in meinem Buche habe ich gelesen, daß unser Herr Christus gesagt hat: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert! Liebst du mich eben nicht mehr als Gott?"

Da neigt sie endlich das stolze bezwungene Haupt und spricht weinend:

„Wie du willst, mein Herr... Wie Gott will!..."

∞∞∞

Am andern Morgen liest Herr Boldewin feierlich die Messe. Er weiht und segnet dann den Stein, daß er zum Kündiger der Wahrheit werde.

Hierauf tritt Heinrich vor, nachdem er alle Insassen der Burg hat rufen lassen, so daß der Hof voller Menschen ist.

Vor allen diesen Zeugen wendet sich Graf Heinrich an Gott, den Allerhöchsten, den gerechten Richter, der ins Verborgene sieht, und er beschwört, daß er mit Ilse, des Eberhards Weib, nie und nimmer sündiger Lust gepflegt hat, daß sie rein von jedem Makel und eine treue Gattin und keusche Mutter ihres Kindes, der Ilselin, war... „So helfe mir Gott!"

Und jetzt hebt der Graf den Zentnerstein und trägt ihn mit ausgestreckten Armen frei durch den Hof. Ein merkwürdiges Feuer strahlt in seinen Augen, eine ungewohnte Kraft strömt in seinen Gliedern.

Bis zum Ziel trägt er den Stein und setzt ihn hin unter dem atemlosen Schweigen der Zuschauer.

Alsdann blickt er alle an und sie vermeinen, den jungen Heinrich wieder zu erkennen; so stolz, so frei, so groß steht er vor ihnen.

„So hab' ich mein Wort gelöst! So hab' ich meinem getreuen Milchbruder und seinem Weib und seinem gottseligen Kinde die Ehr' wiedergegeben. Preiset Gott mit mir, der mir half, die Wahrheit an den Tag bringen!"

Alles sinkt auf die Knie.

„Te Deum laudamus . . ." stimmt Herr Boldewin an, und weit hinaus klingt der Lobgesang.

Als der Hymnus verklungen ist, wendet sich Heinrich zu dem hohen Sitz unter der Linde, wo die Gaugrafen Gericht zu halten pflegen. Er setzt den goldenen Reifen, das Zeichen seiner Würde, aufs Haupt, das er nun in Ehren tragen kann, da er durch das Gottesurteil gereinigt ist.

Er nimmt das Schwert aus der Scheide und legt die blanke Waffe übers Knie. Dann befiehlt er:

„Bringt den Missetäter herfür!"

Zwei Kerkermeister schleppen nun Hunold herbei, den der Graf bereits gestern ins tiefste Verließ werfen ließ. Er ist mit schweren Ketten gefesselt und er weiß, daß es am Ende mit ihm ist. In starrer Verzweiflung, mit versagenden Füßen läßt er sich schleifen, wohin man ihn schleift. Er merkt gar nicht, wie alles ihm ausweicht, damit ja nicht redlichen Mannes Gewand sein Kleid streife. Er fällt wie ein Haufen Elend und Angst zu Füßen des Richters und bleibt da liegen, ohne Ruck und Zuck.

Der Graf aber, der sehr hoch und ernst und dräuend dasitzt, wendet sich an alle Mannen der Burg, die den Kreis um die Gerichtsstätte schließen.

„Was gebührt dem Sünder, der seinen Herrn verleumdete, der seine Herrin durch Lügen umgarnte, der schuld ist am Tod dreier unschuldiger Menschen?" fragt er langsam und nachdrücklich.

„Ihm gebührt der Tod!" kommt's in dumpfem Murren zurück.

„Ihr habt gesprochen!... Und welche Art des Todes gebührt ihm?"

„Der Tod durch das Rad!"

Die Mannen schlagen dabei an ihre Waffen, daß es klirrt und rasselt.

Hunold stößt ein gräßliches Stöhnen aus. Mehr geht nicht über seine vor Angst versteinten Lippen, die sich umsonst zu Bitten und Flehen formen.

Heinrich nickt. „Wohl, so urteile und befehle ich als reichsunmittelbarer Gerichtsherr, daß du, Hunold, dem Nachrichter überliefert werdest, auf daß er dir die Glieder breche und dich lebendig aufs Rad flechte, bis du elend verschmachtest. Also sei es."

„Also sei es!" antwortet die Runde. Und wieder kommt das gräßliche Stöhnen des Missetäters.

Da tritt Isentrud plötzlich in den Kreis. Sie stand bisher mit den Frauen abseits, nun mengt sie sich unter die Männer. Sie kniet vor ihres Gemahls Stuhl nieder und hebt die Hände.

„Ich bitte um ein milderes Urteil!" sagt sie.

Widersprechende Stimmen werden laut, aber sie wehrt ab.

„Ich bin seine Mitschuldige! Ich brauchte ihm nicht zu lauschen, noch seinem Rat zu folgen!" sagt die Gräfin und bleibt auf den Knien.

Heinrich schaut sie sehr innig an, er schweigt aber und scheint nicht nachgeben zu wollen.

„Um der Liebe Jesu Christi willen bitte ich um ein milderes Urteil," wiederholt Isentrud in tiefer Demut. „Laß nicht die ganze Buße auf diesem Elenden ruhen, mein Herr und Gemahl. Bedenke, daß ich seine Mitschuldige bin!"

Weiter sagt sie nichts. Es wird still unter der Linde.

Endlich treten ein paar der ältesten Mannen vor und flüstern dem Grafen zu: „Wenn es die Erlauchte wünscht .... so tu' ihr die Liebe."

Der Graf lächelte unwillkürlich. Seine Gemahlin hat auf unbedingte Zusprache zu rechnen! Es gefällt ihm aber, daß die Mannen ihr so treu sind. Da gibt er nach.

„Wohl! Um dieser Fürsprache willen und weil es das erste Ding ist, um das mich meine Frau bat, seit ich zurückgekehrt bin, sei noch einmal Gnade vor Recht erlassen! Brandtmarkt den Schurken mit dem Zeichen des Verräters und peitscht ihn über die Grenze der Grafschaft. Er kann sein elendes Leben anders wohin tragen und vielleicht noch Buße tun. Aber wehe ihm, wenn er sein verfluchtes Antlitz noch einmal in unseren Gauen zeigt. Dann besteht das Todesurteil zu Rechten."

„Also sei es!" antwortet die Runde.

Die Schergen reißen Hunold von der Erde auf und schleifen ihn weg, um die Strafe zu vollstrecken.

Isentrud schaudert, als er an ihr vorbeigezerrt wird. Aus seinen verstörten Augen aber scheint ein Schimmer von Dankbarkeit nach ihr hin.

Nun ist er weg, und sie steht mit Heinrich unter der Gerichtslinde, Hand in Hand, Auge in Auge. Es ist, als seien sie neu vermählt. Und das fühlen die anderen auch, denn sie schweigen und ehren die Stille des hohen Paares.

Endlich sagt Heinrich ganz leise:

„Ach, Isentrud, was hab' ich in der Jugend versäumt und verloren! Was bin ich so wüst gewesen! Und nun ist's zu spät!"

„Nie zu spät, mein Herr!" sagt sie ebenso leise.

Er aber lächelt wehmütig, und in den laublosen ausgedörrten, vor der Zeit verwelkten Wipfeln der Linde über ihnen rauscht es so eintönig und seltsam. Durch Isentruds Körper geht ein kalter Schauder. Sie fühlt das Nahen schweren Schicksals...

Am Abend dieses Tages trifft den Grafen ein schwerer

Blutsturz. Und als der nächste Morgen kommt, ist Heinrich in den Armen seiner Gattin verschieden.

Er hatte seine letzte Kraft aufgeboten, um gutzumachen, was er in frevelhaftem Leichtsinn verschuldet hatte.

23

Requiem aeternam dona ei Domine, et lux perpetua luceat ei.

Die Libera ist vorüber. Der Chor verklingt in der hohen Kapelle zu Geyersperg. Sechs Edelknechte tragen feierlich den Sarg mit der Purpurdecke nach der Gruft hinunter.

Graf Heinrich von Geyersperg und Geyersbrunn ist zur ewigen Ruhe bestattet. Wie lange hatte man ihn schon darin geglaubt! Und wie viele Totenämter sind schon für ihn gelesen worden, bis jetzt endlich das richtige gehalten worden ist!

Nun ruht er nach langer Qual in heimischer Erde, er ist bei den Seinen. Er starb als ein echter Ritter, als ein Kündiger der Wahrheit, als ein Beschirmer der Unschuld.

Langsam leert sich die Kapelle. Die Kerzen verlöschen, ein betäubender Duft von Weihrauch und Wachs bleibt zurück. Golden und farbensatt prangt die Tafel mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit über dem Altar.

Draußen rauscht soeben ein kurzer Regen nieder. Er scheint die verschmachtende Erde verhöhnen zu wollen. Sie dürstet mehr als je, da er ebenso rasch vergeht, wie er kam.

Die Burg liegt in totem feierlichen Schweigen. Nur im Flüsterton sprechen ihre Insassen von den ungeheuerlichen Ereignissen, die seit einigen Tagen über sie hereinbrachen. Die Leute können es noch kaum begreifen. Alles war zu unerwartet, zu sehr über Menschengedanken hinaus.

Da erhebt sich plötzlich vor dem Burgtor ein Lärm. Viele Stimmen begehren Einlaß, toben und schreien, bitten und flehen.

Ein Edelknecht stürzt in die Kapelle. Mit bleichem Gesicht, mit angstvoller Gebärde ruft er der unbeweglichen Gestalt zu, die, in tiefste Trauer gehüllt, vor dem Hochaltar kniet: „Erlauchte!... Erlauchte!"

Isentrud erhebt mühsam den Kopf. Sie hat gar nicht gemerkt, daß die Trauerfeier zu Ende ist, so tief war sie in ihr Leid versunken.

„Warum störst du mich?“ fragt sie mit tonloser Stimme.

„Erlauchte, draußen ist eine Gesandtschaft von Geyersbrunn! Die Leute verzweifeln! Sie kommen zu dir um Hilfe.“

„Zu mir?“ Die Gräfin erhebt sich rasch. „Zu mir? Sie kommen zu mir?“

„Ja, Erlauchte, sie sagen, nur du könntest ihnen helfen.“

„Laß sie in den Hof. Ich komme!“

Der Edelknecht geht hinaus. Isentrud streckt die Hände zu einem Unsichtbaren. „Ich danke dir, Heinrich! Du hast mir die Botschaft geschickt, die ich brauchte, mein Weg ist nun klar!“ spricht sie.

Im Hof steht eine erbärmliche Schar von abgemergelten Gestalten. Diese Menschen haben jeden Trotz verlernt in dem großen Elend, sie bitten nur um Hilfe, um Erbarmen.

Aber wenn Isentrud vor ihnen erschrickt, so erschrecken sie auch vor ihr. Nur ein Schatten noch der stolzen Frau ist's, der da zu ihnen redet. Sie könnte aus dem Grab emporgestiegen sein, so blaß, so mager, so gebrochen scheint sie. Und doch ist etwas in ihr, das noch nie da war, so demütig, so gütig blickt sie drein! Und ihre Augen sind offen! Jedermann darf hineinsehen. Was man darin liest, ist nichts Böses.

„Meine armen Getreuen!“ beginnt die Gräfin mit müdegeweinter Stimme zu reden. „Ihr habt furchtbar gelitten und durch meine Schuld, meine große Schuld, meine allergrößte Schuld! Nicht auf euer Haupt, sondern auf das meine komme das Blut des unschuldigen Kindes, komme eure Not, euer Trotz, eure Sünde! Ich nehme sie auf mich, und ich werde euch davon lösen. Geht jetzt ruhig nach Hause. In drei Tagen werde ich bei euch sein, um mein Wort wahr zu machen. Einstweilen könnt Ihr daheim künden, daß ich einen Eilboten zum Bischof sende mit genauem Bericht, auf daß der Bann von euch komme. Ferner sagt den Euern, daß ich an Korn und sonstiger Hilfe alles schicken werde, was in meiner Macht steht. Laßt mir nur soviel Zeit, meine irdischen Geschäfte zu erledigen... In drei Tagen bin ich bei euch zur Sühne! Gott wird barmherzig sein und euch und mir helfen!“

Die Leute glauben ihr. Wer sollte auch nicht glauben, der solche Worte in solchem Tone hört? Sie gehen getröstet nach Hause und berichten dort: „Unsere Gräfin hilft!“

Soviel hat Isentrud doch an Gutem tun dürfen, daß sie jetzt die Früchte dieses Tuns erntet. Dieselben Leute,

die sie haßten, die ihr fluchten, haben sich besonnen, daß sie ehedem gut für sie war, und sind nun in ihrer letzten Not zu ihr gekommen, als alle menschliche und irdische Hilfe versagte.

Und sie vertrauen ihrem Wort. Sie sollen nicht enttäuscht werden!

„Denn ihre Werke folgen ihnen nach!" Das muß sich Isentrud fortwährend vorsagen, als sie nun festen Schrittes nach dem Turmzimmer geht. Ja, die Werke folgen den Menschen nach, die guten wie die bösen. Die guten haben Frucht getragen, nun gilt's, die bösen zu sühnen.

Von nun an hat Isentrud keine Zeit mehr, den toten Gemahl zu beweinen. Sie sitzt beinahe ununterbrochen mit ihren Schreibern zusammen. Ihre Eilboten reiten übers Land, bei Tag und Nacht. Sie gönnt sich selber höchstens einige Stunden Ruhe. Und wenn eine der Frauen sie ermahnt, doch ihrer zu schonen, hat sie stets ein eigentümliches Wort zu entgegnen:

„Jetzt muß ich schaffen. Bald werde ich Zeit zum Schlafen haben."

Weiter sagt sie nichts, und ob das Wort allen rätselvoll dünkt, wagt doch keiner sie darum zu befragen.

Als der dritte Tag anbricht, der Tag, an dem die Gräfin nach Geyersbrunn reiten will, hört sie beim Morgengrauen, als sie eben aus dem Gemach zur Kapelle schreitet, zwei wohlbekannte Stimmen:

„Gräfin, du hast unser begehrt? Da seind wir, um dir in allem zu dienen."

Isentrud hält wortlos den beiden Getreuen die Hände hin, sie kann nicht sprechen.

Herr Ubald aber meint:

„Bartholomäus hat uns gesagt, wir seien dir sehr nötig."

„Er betet für dich unausgesetzt," fügt Herr Gotram hinzu.

Isentrud nickt. „Ich weiß es, ich fühle es!" flüstert sie.

„Er hat uns auch gesagt, daß er selber nicht käme, weil die Zeit dafür noch nicht da sei," bemerkt Ubald, und Gotram ergänzt:

„Er weiß genau, daß er kommen wird, wenn deine Seele ihn ruft, nicht ein Minutlein ehender."

„So ist es, meine Herren. Bartholomäus ist jetzt ja wieder eins in der Seele mit mir. Das Band, das ich

frevelhaft zerriß, hat sich aufs neue geschlungen. Ich fühl's so genau. Deshalb brauchen wir auch nicht miteinander zu verkehren, wir verstehen uns doch."

Isentrud hält einen Augenblick inne und blickt sinnend in weite Geistesfernen, weit über all ihre Umgebung hinaus.

„Wir werden uns wiedersehen . . . einmal . . . !" flüstert sie.

Dann wendet sie sich wieder an die beiden: „Ich bitte um euren geistlichen Beistand."

„Den sollst du haben, Gräfin."

„Ich danke euch! Wer von euch beiden hat... hat..." die Gräfin ringt sichtlich mit dem Wort, überwindet sich aber tapfer. „Wer von euch hat dem Ilselin die letzte Beicht abgenommen?"

„Ich", antwortete Herr Gotram.

„So sollst du jetzt die meine hören, falls du mich dessen für wert erachtest."

„Also sei es!" erwidert Gotram.

Sie gehen in die Kapelle. Er hört ihre Beicht, und Herr Ubald reicht ihr nachher in der heiligen Messe den Leib des Herrn. Es ist, als ob Herr Boldewin gar nicht da sei, als ob er nie gewesen wäre.

Die treuen Alten aber weinen hinterher, sie steigen mit tränenden Augen auf die sanften Maultiere, auf denen sie ihre Gräfin nach Geyersbrunn begleiten sollen.

Das ganze Gesinde ist im Hof versammelt, als Isentrud abreitet. Und alles weint, obwohl die Leute nicht wissen warum. Sie fühlen nur, daß etwas in der Luft liegt, das noch schwerer, noch wuchtiger ist als alles, was bereits geschah.

Die Gräfin reicht jedem die Hand, ehe sie scheidet. Für jeden hat sie ein gütiges Wort, einen Ausdruck des Dankes für geleistete Dienste — es sieht sich an, als ob sie einen langen Abschied nähme, und doch weiß niemand, was geschehen soll, und niemand wagt zu fragen.

Isentrud sieht so wunderbar verklärt aus, so bleich, so abgezehrt und doch so erhaben.

„Wie ein Geist, der aus dem Jenseits herabschaut!" raunen sich die Leute zu, indessen einer nach dem andern die Hand küßt, die sich ihm liebevoll entgegenstreckt.

Isentruds Begleitung besteht nur aus wenigen Personen. Von den Frauen bloß Alix, und auch die nur, weil sie sich verzweifelt an das Gewand ihrer Herrin geklam-

mert hat und unaufhörlich flehte: „Nimm mich mit! Ich weiß, du bedarfst eines treuen Herzens!“

Da ließ Isentrud sie mitgehen. Das Fräulein aber drängt sein Rößlein nahe an den Zelter der Gräfin heran und blickt immerfort nach ihrer Fraue. Dasselbe tut auch Gottlieb der Steinmetz, der wie ein Junkherre beritten wurde und auch kein Auge von seiner Wohltäterin verwendet. Herr Gotram hat für ihn gesprochen, daß er im Geleit sein darf, und Isentrud hat gesagt:

„Gott ist sehr gut für mich! Ich darf liebe Menschen bis zuletzt sehen.“

Was plant sie? Was hat sie doch nur vor?

Herr Gotram allein könnte es sagen, aber sein Mund ist versiegelt. Und so weiß niemand, was kommen wird, während der Zug wie ein Begräbnis, ohne Sang und Klang, sich den Berg hinabwindet, von einem langgezogenen Hornruf des Torwächters geleitet.

Unten im Tale wendet sich Isentrud noch einmal und wirft einen Abschiedsblick auf Schloß Geyersperg.

Da ruht die graue trotzige Mauermasse mit dem kurzen stumpfen Burgfrit inmitten der Tannenwälder. Das Banner ihres Hauses sinkt langsam vom Turme, da die Herrin nicht mehr darin weilt.... Isentrud verfolgt das Sinken der wohlbekannten Farben.

„Requiem in pace!“ flüstert sie und winkt mit der Hand nach der Stelle, wo Heinrich ruht. Es klingt aber, als ob sie dem ganzen Schlosse den letzten Gruß zuriefe.

Dann wendet sie entschlossen ihren Zelter und reitet in schlankem Trab hinweg. Schloß Geyersperg ist hinter Bergen versunken. Man sieht es nicht mehr; Gotram wischt sich verstohlen die Tränen von den gefurchten Wangen.

∞∞∞

Das Volk von Geyersbrunn ist auf dem Marktplatze versammelt. Aber nicht in Festgewändern, ja nicht einmal im Alltagsanzuge, sondern im Bußkleide. Ein jedes hat den härenen Rock mit rohem Strick gegürtet. Aller Füße sind bloß. So steht die graue Masse der Büßer um das Kreuz, das an der Stelle des unaustilgbaren Brandfleckens errichtet ist. Grau, wie ihre Gewänder, droht ein schwerer wolkenverhangener Himmel herunter. Er drückt wie Blei über der verfluchten Stadt. Ein heißer fauliger Qualm geht von den engen verseuchten Straßen auf. Die Menschen sehen bleich und fahl, hohläugig drein. Vor

dem Kreuze brennen viele Kerzen mit gelben Flammen, die spitz und dünn in die schwere Luft hinein schneiden.

Der Bürgermeister, die Ratsherren, die Innungshäupter sind alle da. Sie stehen dem Kreuz am nächsten, ebenso im Bußkleide wie der letzte Stadtbürger. Die Weiber stehen gesondert, jeden Schmuckes bar, in bloßen Füßen. schwarze Schleier um den Kopf.

„Miserere Domine . . .“ beten alle Lippen in brünstigem Reuegebete.

Dann schweigen sie, denn vor dem Kreuze steht plötzlich ihre Gräfin mit ausgestreckten Armen, im grauen strickumgürteten Bußkleide, mit nackten Füßen, den schwarzen Schleier ums Haupt.

Und sie spricht zu ihrem Volke. Sie bekennt und beschönigt nichts. Sie sagt klar und wahr, wie schwer sie gesündigt, wie ihre blinde Eifersucht den Gerüchten von ihres Gatten Untreue Glauben geschenkt hat und wie es nach und nach zum bitteren Ende kam.

Manchmal wird ihre Rede von schweren Seufzern unterbrochen, die aus der unbeweglichen Menge der Zuhörer emporschwellen wie die Wogen der Brandung aus dem Ozean. Ach, alle fühlen sich ja mitschuldig, und alle wissen, daß auch sie an dem Fluche mitarbeiteten, der Land und Stadt getroffen hat.

„Und nun, meine Freunde, kann ich euch nur noch künden, daß ich bereit bin, jede Buße und Strafe auf mich zu nehmen, um die mir Anvertrauten von dem Letzten zu befreien, das die Zornesschale des rächenden Gottes auf sie ausgoß. Ich, und ich allein... hört und vernehmt das wohl, ihr meine armen Getreuen!... ich allein bin schuld an eurem Elend! Ich habe meine Pflicht gen euch versäumt, ich habe geduldet, daß meine Beauftragten euch in Aufruhr und Mord hineingesetzt haben, und ich habe mich feige von euch zurückgezogen, als der Bann auf euch niederfiel. Darum bin ich die Schuldige, und ich muß es büßen, auf daß ihr befreit werdet!“

Isentrud hält einen Augenblick inne, um sich zu sammeln.

Das Volk aber beginnt langsam, nach und nach, einer nach dem anderen, auf die Knie zu sinken. Es geht durch aller Seelen, daß etwas sehr Großes und sehr Gewaltiges am Werk ist, um die schwere Blutschuld zu tilgen.

Die Ratsherren blicken einander an, flüstern sich Worte in die Ohren und schütteln die Häupter. Man sieht, sie

wissen mehr, und sie wissen von etwas, das sie nicht hindern können und das ihnen doch wiederum sehr hart dünkt.

Aber Isentruds Stimme erklingt wieder. Es ist merkwürdig, wie weit ihr Hall geht, auch in den fernsten Ecken des Marktplatzes wird sie verstanden. Das kommt daher, weil Isentrud von jeher gewohnt war, alle Worte so klar und deutlich auszusprechen:

„Meine Freunde! Es ist nicht ziemlich, daß alle für die Schuld des einen leiden und sterben! Wohl aber ziemt es sich, daß einer für alle leide, und so hab' ich denn beschlossen, die Schuld auf mich zu nehmen. Und hiermit spreche ich als oberste Gerichtsfrau über mich selbst das Urteil! Kraft meiner Macht und Gerechtsame verkünde ich: Isentrud, Gräfin zu Geyersperg und Geyersbrunn, schwerer Untat schuldig befunden, ist zum Tode verurteilt!"

Ein unwillkürlicher Aufschrei aus hundert Kehlen unterbricht die Rednerin. Es ist ein ehrlicher Aufschrei des Entsetzens. Aber die Gräfin winkt nur mit der alten Machtgebärde. Da fügt sich das Volk ihrer Ueberlegenheit.

„Ja, meine Freunde, es muß sein! Also wehret es mir nicht und sträubt euch nicht gegen die Stimme Gottes, die aus mir zu euch spricht! Ich habe mein Haupt mit schwerer Blutschuld belastet... ich habe euch dem Verderben preisgegeben... da gebührt mir der Tod! In meinem Sterben muß ich sühnen, was ich verschuldete, so gut wie jeder Mörder und Totschläger, dem die Gerechtigkeit das Leben nimmt. Leben um Leben! Haupt um Haupt! Isentrud für Eberhardt, Ilse und Ilselin und Geyersbrunn!... Es wäre töricht von euch, mir zu widersprechen und euch zu widersetzen. Ich sage euch, folgt mir und laßt mich den verdienten Zoll bezahlen, dann wird der Fluch von euch genommen sein.... Ich habe sichere Botschaft vom Bischof, nachdem ich alles getreulich und bußfertig an ihn berichtet habe, daß er von heute ab in drei Tagen hier sein wird, um den Bann zu lösen. Heute noch werden meine Kornwagen bei euch sein, um der Hungersnot zu wehren. Auch an Vieh sollt ihr haben, was ich habe. Mein Testament ist gemacht. Ich besitze nichts mehr. Wegen der Nachfolge wird auch gesorgt. Zwar ist Harmut, das Söhnlein meines verstorbenen Vetters, noch minderjährig; doch hab' ich angeordnet, daß er unter Bischof Landos Zucht kommt. Der wird ihn für euch zum guten Herrn und Schirmer erziehen."

Isentrud schweigt abermals auf eine Minute. Das ungeheure Schweigen höchster Ergriffenheit liegt rings um sie. Man hört in dieser atemlosen Stille ein sachtes leises Tropfen.

Die Gräfin aber hebt die Hand und deutet nach oben.

„Merkt ihr, wie Gott mit mir ist, wie er meinen Vorsatz gutheißt? Seht, der Regen, der heilsame, erwünschte, vergebens herbeigeflehte Regen kommt! Er beginnt schon sachte, seinen Segen über euch zu gießen. Er wird euch reinigen, eure Brunnen füllen und auf den verdorrten Wiesen noch soviel Gras sprießen lassen, daß ihr das Vieh zum Winter nähren könnt. Gott ist mit mir, und er wird mit euch sein, wenn ihr meinen Worten gehorcht!"

Schweigend nimmt das Volk diese Rede auf. Nur ein tiefes Schluchzen geht durch die graue unbewegliche Masse der knieenden Gestalten.

Und über Isentruds todblasses vergeistigtes Antlitz leuchtet etwas, das ihm zeitlebens fremd war. Sie lächelt, sie lächelt liebevoll, gütig, selig.

Und dann breitet sie abermals ihre Arme in Kreuzesform aus, und der Schluß ihrer Rede hallt über den Marktplatz.

„Wäre ich ein schlichtes Weib, so würde nun, da ich meine Blutschuld bekannte, der Stab über mich gebrochen, und an der Stelle, wo mein unschuldiges Opfer starb, mein Haupt durch des Nachrichters Schwert fallen. Aber ich bin eure Gräfin, eure Mutter, und es darf keiner seine Mutter töten. Darum habe ich also bei mir beschlossen: von hier aus gehe ich in den schwarzen Turm und steige hinab in den Kerker, wo Ilselin seine letzten Tage verbrachte. Dort werdet ihr Abschied von mir nehmen und hinter mir die Türe zumauern, so daß ich allein bleibe im stillen Gewölbe, ohne Nahrung und Trank, bis es Gott beliebt, das Ende meines Lebens herbeizuführen.... So hab' ich beschlossen, so wird's geschehen. So werde ich eure Schuld zu der meinen auf mich nehmen und den Fluch von Geyersbrunn lösen und meine schwere Sünde büßen."

Das ist überwältigend, zu furchtbar! Als Isentrud geendet hat, bleibt alles wie erstarrt, niemand regt sich. Der Gedanke an solche Aufopferung geht nur langsam in die schwindelnden Gehirne.

Isentrud aber schweigt und wartet. Sie will dem Volke Zeit lassen sich zu sammeln, deshalb bricht sie mit

einer Gebärde, einem Blick alle hastigen, überstürzte Dreinreden des Bürgermeisters und der Ratsherren ab und steht ruhig, unbeweglich.

Ein Blinder, der nichts von der Menge sieht, könnte nun wähnen, in einer weltfernen Einöde zu sein, so lautlos ist die Luft um ihn her. Aber in den Herzen derer, die da schweigen, beginnt eine Stimme zu reden, und diese geheime Stimme schreit nach Erlösung aus der grauenvollen Not, nach Erlösung um jeden Preis! Wenn schon ein Sühnopfer sein soll, warum nicht dieses?

Die Gräfin bemerkt den Umschwung, sie redet von neuem:

„Warum zögert ihr? Habt ihr gezögert, als es sich um das Ilselin handelte? Habt ihr euch da gescheut, unschuldig Blut auf euer Haupt zu laden? Nun, so zögert auch nicht, die Schuldige der verdienten Strafe zu überliefern. So werdet ihr gerettet sein!"

Da fängt erst ein ganz leises Murmeln an, das sich zu lautem Sprechen verstärkt, bis es zum Ruf anschwillt, der von allen Seiten des weiten Platzes erschallt:

„Die Gräfin spricht recht! Sühne muß sein, sonst sind wir verloren! Lasset uns ihr gehorchen!"

Wiederum lächelt Isentrud und ihr Antlitz leuchtet.

„Ich danke dir, Herr, daß du mein Opfer annimmst! Das Leiden dieser Zeit ist nicht wert der Seligkeit des Himmels!"

Und nun geht sie stracks auf den schwarzen Turm zu.

Das Volk zieht hinter ihr drein wie eine Schar von Lämmern hinter dem Hirten. Isentruds Willenskraft hat alle bezwungen; sie folgen ihr widerstandslos, sie gehorchen fast willenlos.

Vor der Pforte des Kerkers aber wirft sich Alix mit verzweifeltem Schreien nieder. Sie hängt sich wimmernd an Isentruds Kleid.

„Nein und nein... und dreimal nein! Ich leid' es nicht, ich duld' es nicht!... Meine Frau soll nicht sterben .... oder ich sterb' mit ihr... Mauert mich auch ein... ich will mit ihr sterben!"

Isentrud macht sanft das Zeichen des Kreuzes über dem jammernden Geschöpfe.

„Du mußt lernen, deine Seele in Geduld fassen, meine Alix.... Halte mich nicht auf, laß mich diese Schwelle überschreiten, die mich zu meinem Heinrich bringt, der um der Wahrheit willen gestorben ist."

Mitleidige Hände reißen Alix los und führen sie hinweg. Sie soll nicht hören, wie die Steine geschichtet werden, wie die Kellen arbeiten, wie nach und nach unter Gebeten, Seufzern und Segenswünschen die unerbittliche Wand aufgeschichtet wird, die Isentrud von der Welt abschließt!

Aber draußen wirft sich das treue Mägdlein zur Erde und schreit, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Da faßt sie jemand, richtet sie auf und blickt sie mit einem weinenden Gesicht an, auf dem aber eine Sonne an freudiger Hoffnung strahlt.

„Fräwelein, Fräwelein," flüstert Gottlieb, der Steinmetz, „du mußt nicht also toben! Hast du denn kein Vertrauen in Gott? Und meinst du, er würde eine Heilige wie unsere Fraue im Kerker elend verschmachten lassen?... O Fräwelein, was bist du schwach im Glauben!"

Da rafft sich Alix auf und geht mit dem Gesellen zu einem Kreuzbilde, das unter weitausladendem Schutzdache dem schwarzen Turme gegenüber steht. Dort knien bereits Herr Ubald und Herr Gotram im heißen Flehen für Isentrud.

Ihnen gesellen sich Alix und Gottlieb zu.

Der Regen aber macht ernst. Es strömt und strömt, rinnt und plätschert und läßt überall ganze Bäche rieseln, daß die Straßen gefegt werden und die Brunnen langsam steigen.

Dröhnenden Halles fahren kurz darauf die schweren Kornwagen durchs Stadttor und laden ihren kostbaren Inhalt ab, auf daß ein jeder in Geyersbrunn satt werde und Wintervorrat habe. Mit dumpfem Brüllen geht die stattliche Schar der Milchkühe durchs Tor, gefolgt von hochbeladenen Heuwagen.

Ein Freudentaumel packt die Beschenkten, Beglückten, denen auch bald alle Tröstungen des Glaubens wiederkommen werden.

Schon ist Landos Vorreiter da und meldet, daß sein Herr verzeihen wolle, daß er auf dem Wege sei, den Bann zu lösen und die vertriebenen Priester wiederzubringen.

Da heben die Kranken ihre schwachen Häupter und atmen auf. Wird es ihnen doch leichter und besser in der feuchten gereinigten Luft, die durch alle Fenster hereinströmt. Von jener Stunde an genesen die Fiebernden.

Und die Hungernden backen das Mehl, sie essen vom Brote, und die Mütter bringen ihre magern blassen Kindlein herbei, melken die Kühe und flößen den durstenden Mündchen die gesegnete Milch ein.

Und immer noch strömt der Regen herab wie der wahrhafte Gottessegen. Die furchtbare Sonne ist verschwunden.

Nach dem ersten Tag und der ersten Nacht aber geht den Geyersbrunnern ein seltsam Gefühl durch Mark und Bein. Der Freudentaumel ist ein wenig abgeschwächt, sie haben den wütendsten Hunger gestillt, sie blicken ruhig in die Zukunft. Da gedenken sie ihrer, die sich für die Stadt opferte.

Und wenn einer den Bissen Brot in den Mund stecken will, so läßt er die Hand sinken. Während er ißt, hungert jene. Und wenn einer einen guten Trunk tun will, hält er inne... in der Zeit schmachtet jene vergeblich um einen Tropfen Wasser. Und wenn einer die frische reine Luft einsaugen will, wendet er sich ab, denn jene liegt im Kerker, wo nicht Sonne, nicht Mond hineinscheint.

Muß denn diese entsetzliche Sühne wirklich sein? Könnte Gott nicht Barmherzigkeit haben?

Und dann geht einer nach dem andern hinaus und schließt sich den vier Getreuen an, die Tag und Nacht vor dem schwarzen Turme beten, bis alles voll Beter ist und der Platz und die Straße die Menschen nicht fassen können, die da knien.

Mittlerweile aber reitet eine Schar von Süden heran, in ihrer Mitte Bischof Lando, neben ihm Bartholomäus. Sie spornen ihrer Pferde, es kann nie rasch genug gehen.

„Gott's Blut!" brummt der Bischof in seinen grauen Bart hinein, während ihm Tränen in den Augen stehen. „Die Isentrud und ihre Geyersbrunner machen einem zu schaffen! Lieber noch einmal in den Kreuzzug oder sich mit den Guelfen herumschlagen! Aber eins bleibt: die Isentrud ist doch ein wunderbares Weib, groß im Bösen und groß im Guten!"

∞∞∞

Ist es Engelsgesang, ist es Himmelsmusik, oder was ist das für ein Getön, das so herrlich, so wunderbar erklingt, bis in den tiefen schwarzen Kerker hinein?

Isentrud hebt mühsam das Haupt. Sie liegt auf dem

Strohlager, schwarzes Düster ist um sie her, kaum daß ein grauer Schein durch das halbvermauerte Fenster hereinfällt.

Was hört sie da? Sind es schon die himmlischen Boten, die sie holen?

Nein, aber es ist Glockengeläute!

Fast ein Jahr ist es her, daß die Glocken von Geyersbrunn geschwiegen haben. Und nun klingen und singen sie alle. Voran der tiefe Baß der „großen Ursel" von der Kreuzkirche, und dann alle Glocken der Stiftskirche, bis zum schrillen Glöcklein des Bürgerspitals. Alle Rufer in Freud' und Leid sind wieder zum Leben erwacht und lassen ihre ehernen Stimmen ertönen.

Der Bann ist gebrochen, Geyersbrunn ist mit der Kirche versöhnt.

Die sterbende Frau faltet mühsam die Hände: „So ist mein Opfer angenommen..."

Und dann sinkt sie abermals in die Nacht der Bewußtlosigkeit. Sie ist ganz still, ganz ruhig. Sie hätte sich's schlimmer gedacht; sie wähnte mehr zu leiden. Aber so ist es ja nur ein sachtes langsames Hinübergleiten in eine andere Welt, ohne sonderlichen Schmerz.

Sie liegt bewußtlos, hört nichts und sieht nichts. Sie merkt nicht, wie Spickhacke und Beil an der Mauer arbeiten, die sie vom Leben trennt, wie die harten Steine einer nach dem andern hinkollern und wegbröckeln, bis die Bahn zu ihr frei ist.

Erst als ihr ein Stärkungstrank zwischen die bleichen Lippen gegossen wurde, als liebende Hände sie aufheben, sie stützen, kommt sie langsam zu sich.

Bartholomäus hält sie in seinen Armen. Alix liegt zu ihren Füßen, Herr Ubald und Herr Gotram reiben sorglich ihre kalten Hände. Gottlieb strahlt mit dem ganzen Gesicht und sagt immerzu: „Ich wußt' es ja! Ich wußt' es ja!"

In der aufgebrochenen Türöffnung aber steht Bischof Lando und droht unter Tränen lächelnd mit dem Finger:

„Frau Niftel, Frau Niftel, was sind das für Sachen! Immer so rasch bei der Hand mit Todesurteilen, auch gegen dich selbst? Ei, ei! Man hat kein Recht, sein eigen Leben so wegzuwerfen, auch in bester Absicht nicht!"

Isentrud versteht ihn kaum.

„Warum reißt ihr mich wieder zum Bewußtsein zurück? Ich dachte, ich hätt' es schon überstanden," haucht sie.

Bartholomäus blickt sie lächelnd an.

„Mutter," sagt er milde, „hörst du nicht, wie dein Volk draußen nach dir ruft?"

„Ich höre nicht... es sauft mir im Gehör."

„Aber sie rufen dich... sie begehren dein... sie wollen dich haben!"

„O, laßt mich sterben... ich hab's verdient!"

Und dann richtet sich die Gräfin langsam auf. Ja, es ist so, wie Bartholomäus gesagt hat. Von außen her kommt das Rufen, es dringt bis in die Kerkerräume.

„Isentrud... Isentrud... Unsere Mutter, komm!"

„Hörst du," redet Bartholomäus, „dein Volk spricht dich frei; sie wollen dich haben, sie erlassen dir die Sühne!"

Da legt Isentrud mit einer müden Gebärde ihr Haupt auf des Sohnes Schulter: „O, laßt mich um meiner Schuld willen sterben."

„Mutter, sterben ist wohl schwer... aber leben noch schwerer. Du hörst das Urteil durch den Mund deines Volkes. Du sollst nicht für uns sterben, du sollst für uns leben. Um durch dein Leben die Schuld zu sühnen."

Da faltet die Gräfin ergeben die Hände und antwortet: „In Gottes Namen!"

24

Ein Nachtrag aus der Stadtchronik von Geyersbrunn. ... Und steht zu vermelden, daß nach diesen Geschehnissen eine geruhige Zeit kommen ist, wo unsere Stadt sich von den ausgestandenen Unbilden erholt hat. Bis auf heut noch aber muß alljährlich ein Sühnegottesdienst sein, sowie ein Bußgang zum steinernen Kreuz auf dem Marktplatz, das unser Magistrat hat aufrichten lassen. Und mög uns das gottselige Ilselin seiner Fürbitt im Himmel würdigen, daß Gott unsere Reue für die Sünden der Väter ansehe und seine Hand nicht von uns abziehe, wie einst von ihnen!

Solange die Gräfin Isentrud es gekonnt hat, ist sie jedesmal auf bloßen Füßen bei diesem Bußgang mitgewallet und hat gar bitterlich geweint dabei und ihre Schuld bereut, was ein erbaulich Ding war, denn selbige Gräfin ist, nachdem ihr Herz wahre Einkehr erlebte, wirklich demütigen Sinnes worden und lieben Gemütes. Es gibt noch alte Leute bei uns, die sie als Kindlein in diesen

letzten Zeiten gekannt haben, und die können nicht genug von ihrer Mildigkeit erzählen. Namentlich von ihrer Güte gegen Missetäter. Aus einer gestrengen Richterin war sie eine Freundin aller Sünder worden, die von Grund aus in deren irren und wirren Seelen zu lesen verstund. Erbarmen hat die mit den Schlimmsten gehabt und sie noch immer für besser gehalten, als sich selber. Bruder und Schwester hat sie sie geheißen, wie mit Trautgesellen ist sie mit den übelsten Menschen umgangen und hat das letzte Fünklein des Guten in verkommenen Herzen gesucht, also daß viele, bezwungen von ihrer demütigen Liebe, aufrichtige Buße taten und zur Herde Christi zurückkehrten.

Und wenn man die Gräfin gefragt hat, wie sie solches fertig brächte, da soll sie jedesmal geantwortet haben: „Es rührt meine armen Brüder und Schwestern, daß Gott Erbarmen mit mir gehabt hat, die ich doch eine ärgere Sünderin war als sie."

Dabei war die Isentrud auch so geändert, daß sie, die fürdem aller Freude abhold war, nun jedes unschuldige Vergnügen gut hieß, ja die Menschen oft aufgefordert hat, sich zu freuen und fröhlich zu sein, weil unser Herr und Gott so gütig ist und seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt. Wenn die Kindlein brav gelernt und schön gebetet hatten, ließ sie ihnen zum Maienreigen aufspielen und hat sie dann mit Weclein und süßem Brei bewirtet und ihnen dabei vom lieben Heiland und Gottes Güte erzählt, daß auch den Großen oftmalen die hellen Zähren kommen sind.

Und wenn sie eins gefragt hat, woher sie all das wüßt, da hat sie immer geantwortet: „Aus Gottes unendlicher Gnade und Barmherzigkeit mit mir armen Sünderin."

Sie ist sehr alt worden, was gut für uns war, da sie bis zuletzt ein wackeres Regiment geführt hat. Ihr Nachfolger ist auf der Geyerspurg aufgezogen worden. Gott schenk dem Grafen Hartmut eine fröhliche Urständ und lasse seinen Sohn, unsern neuen Schirmherrn, ihm stets ähnlich bleiben. Damals aber ist der Hartmut ein Büblein gewest, das von der Isentrud viel gelernt hat und vor allem von dem Magister Bartholomäus, der als ein wahrer Sohn immer bei der Gräfin war und sie betreut hat bis zu ihrem Lebensende.

Von selbigem Magister Bartholomäus steht zu bemerken, daß ihn das Volk schier für einen Heiligen gehalten hat

und viele jetzt zu seinem Grabe beten gehen, wenn sie ein schweres Anliegen haben. Er ist ein Prediger gewest, wie es keinen zweiten mehr gibt auf weit und breit. Aber wenn er auch große Bücher geschrieben hat voller Gottesgelahrtheit, so ist er doch stets ein schlichter Mann blieben, der nichts von weltlicher Ehre wissen wollt. Man hat ihm gar manches Mal hohe Stellen angeboten, allein er hat sie alle ausgeschlagen, da er nichts anderes sein wollt, als ein kleiner Diener Gottes, der einfachem Volk die Gnade Christi kündet.

Meist hat er auf Geyersperg gewohnt, wenn er nicht auf Predigtfahrten über Land war, eine Zeitlang im Jahr aber ist er immer hinauf zur Halde am Hauptberg gangen, wo die Gräfin Isentrud das Sühneklösterlein für die Minderbrüder erbauen ließ. Dort, bei jenen, die nach St. Franziski Regel in heiliger Armut leben, hat er innere Einkehr gehalten und sich mit Gott im Geiste besprochen.

Nach dem Tod der Isentrud ist er dann gänzlich dorten blieben, denn er war des Erdentreibens müde und zudem von Gesundheit nicht mehr allzu stark, so daß er sich nach vollkommener Ruhe sehnte. Die Brüder erzählen, daß ihn die Seelen seiner vorangegangenen Lieben besucht hätten, denn man hätte ihn oftmalen in seiner Zelle laut mit ihnen reden hören, wie man sich mit guten Freunden unterhält. Als er am Sterben war, soll sein Angesicht geleuchtet haben wie das eines Stephanus, der den Himmel offen sah, und es sollen Worte über seine Lippen kommen sein, die das himmlische Jerusalem in tausend Freuden begrüßten.

Er liegt bei den Minderbrüdern dort oben begraben, und wie schon gemeldet, gehen die Leut an seine Ruhestätte beten, wenn sie in schweren Nöten sind. Und wahrlich hat er solches Vertrauen verdient, wie er es auch verdient, bei den Vollendeten im Himmel zu sein, mitsamt der reuigen Büßerin Isentrud und dem gottseligen Ilselin und so vielen wackeren Seelen, die er hienieden gekannt und geliebt hat. Wird auch der hochselige Herr Bischof Lando dabei sein, der als ein reisiger Held und wahrer Schirmer der Seinen im Kampf gefallen ist, da er ein arm Dörflein vor bösen Feinden beschützt hat. Und der hochwürdige Herr Abt Benno auch, der bei den Benediktinern so lange zum Segen gewirkt und so wunderseine Stücke

heiliger Musika ersonnen hat, die heutigen Tages noch aller Herzen erheben.

Und daß wir auch dereinst zum selben Ziele gelangen und der ewigen Seligkeit teilhaftig werden, das schenke uns der gütige Gott durch unsern allermildesten Herrn Jesus Christus. Amen.

Verlag von J. P. Bachem in Köln

Wie der König erschrak

Roman aus der Zeit Christi
von Anna Freiin von Krane

Zweite Auflage

Geheftet M 3.50 :: Gebunden M 4.50

„Ein Herodesroman voll Kraft und Pracht mit souverän gestalteter, origineller Handlung und Entwicklung. Die Meisterschaft Kranes in diesem Roman ist ganz bedeutend gestiegen... Ich kann dieses Porträt des Herodes mit seinen Launen, seiner Grausamkeit, dann wieder mit seiner aufwallenden Güte, seiner Ungeduld, Wollust und Härte nicht vergessen, so wenig wie den herrlichen Jojada, der treu wie ein Hund, stolz wie nur ein Wüstensohn sein kann, standhaft wie der größte Märtyrer... Das schleichende und schmeichelnde Wesen Antipaters ist ebenfalls so gut gezeichnet wie die kurz angebundene, erhabene Art des römischen Tribuns — eine spannende Szene, wie der Tribun den gegen die heiligen drei Könige rasenden Herodes in die Schranken zurückwirft — kurz, wo wir den Roman anfassen wollen, ist er höchst interessant... Das blitzt und sprüht von neuen Lichtern und packenden Szenen, von prägnanten Charakterisierungen.... Mit diesem Roman hat die Dichterin ein Meisterwerk voll Gedrungenheit und Leben mit vielen poetischen Feinheiten geschaffen."

(Hermann Bahr i. d. Bücherwelt.)

Durch jede Buchhandlung

34522

PT
2388
.K23
S4

Krane, Anna, Freiin von

Das Schweigen Christi.

DATE	ISSUED TO

34522